

E 4271 F

Schwäbische Heimat

Januar-März DM 11.-



1992/1

Rübentransporte –
nur noch auf der Straße?

Fossilienmuseum
in Dotternhausen

Lauchheim: Alamannische
Goldblattkreuze

Umland und
das Schlöble in Gaisburg

3/16, 1

7. 692

Schwäbische Heimat

43. Jahrgang
Heft 1
Januar–März 1992

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 44,-, für Einzelhefte DM 11,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Inhalt

HARALD SCHUKRAFT Zur Sache: Das vermeidbare Ende eines Kulturdenkmals	1
REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Die Alblandchaft des Rufsteins bei Gruibingen	2
HANS MATTERN / JÜRGEN SCHEDLER Stopp für die Bahn – freie Fahrt dem Lkw	4
CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER Denkmalschutz für den ländlichen Raum?	10
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Fossilienmuseum Dotternhausen bei Balingen	15
HELMUT BREITMAIER Das Schloßle in Gaisburg und Ludwig Uhland	24
FRIEDEMANN SCHMOLL Schau und Anschauung – Aussichtstürme als Landschaftsbauwerke und nationale Denkmäler	38
MANFRED BOSCH «... und nagelt keinen Deckel auf die Kiste über mir.» – Eine Erinnerung an Eduard Reinacher	46
DIETER KAPFF Lauchheim: Ein Glücksfall für die Archäologen	51
Schwäbischer Heimatbund intern	63
Reiseprogramm	72
Buchbesprechungen	74
sh aktuell	84
Mitgliederwerbung 1991	104
Anschriften der Autoren	104
Bildnachweis	104

Der für den deutschen Südwesten bedeutendste Landschaftspark im «englischen Stil» verdient nicht länger diese Bezeichnung. Der Stuttgarter Rosensteinpark, um den es sich hierbei handelt, wurde nach und nach durch verschiedenste Baumaßnahmen in seinem Bestand beschnitten und ist dabei, nun endgültig zu einer ganz normalen innerstädtischen Grünanlage degradiert zu werden, die sich allenfalls noch in ihrer Größe von anderen Parkflächen unterscheidet.

Daß Gärten und Parks nicht nur eine Ansammlung von Bäumen, Sträuchern und Wiesenflächen darstellen, sondern auf wohldurchdachten und stilabhängigen Konzeptionen beruhen, scheint bei den Entscheidungsträgern in Stuttgart in Vergessenheit geraten zu sein.

Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts wurden wesentliche Teile des Rosensteinparks als billiger Baugrund mißbraucht: Straßen- und Eisenbahnanlagen, Bahnpostamt, Naturkundemuseum, Meierei und als größter Flächenverlust die Erweiterungen der Wilhelma als Zoologischer Garten. Dies geschah, obwohl das württembergische Staatsministerium bereits in den zwanziger Jahren unmißverständlich beschlossen hatte, jede weitere Störung des Bestandes werde nicht mehr zugelassen. Damit war die Einrichtung eines Tiergartens zwar fürs erste gescheitert, nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch, als man für das ausgebrannte Wilhelma-Schloß nach einer Nutzung suchte, wurde das schleichende Ende des Rosensteinparks als Kulturdenkmal besiegelt. Die Gründung des Botanisch-zoologischen Gartens und dann 1960 ein Ministerratsbeschluß, die Parkfläche für Erweiterungen der Wilhelma zur Verfügung zu stellen, nahmen auf den Bestand nur wenig Rücksicht.

Nach dem Vorbild der Wilhelmaplaner fraßen sich von fast allen Seiten Bauprojekte in den Park hinein. Mit jedem Vorhaben wurden die für einen Englischen Landschaftsgarten charakteristischen Sichtbeziehungen noch mehr eingeschränkt und die einst offenen Ränder zugebaut.

Der jüngste Fall betrifft die sensibelste, weil höchstgelegene Stelle des ganzen Geländes, die einem «Schaubauernhof» der Wilhelma als Bauplatz die-

nen soll. Damit wird nach unserer Meinung ein für den Park erträgliches Maß an Randverdichtung überschritten, so daß der Charakter eines klassischen Englischen Landschaftsgartens nicht mehr länger gegeben ist.

Das Regierungspräsidium sprach zwar ebenfalls von einem *erheblichen Eingriff*, der jedoch ausnahmsweise zuzulassen sei, da ein *überwiegend öffentliches Interesse* an der Wilhelma-Erweiterung bestehe. Wer dieses öffentliche Interesse vertritt, wurde nicht klar definiert. Stallungen zur Präsentation von Haustieren, die in den meisten Bauernhöfen in und um Stuttgart zu finden sind, dazu eine Lehrmolkerei und eine Gaststätte – sind diese Einrichtungen in einem Zoo so wichtig, daß ein Kulturdenkmal von überregionalem Rang vollends geopfert werden darf?

Derlei Attraktionen werden wohl kaum mehr Besucher als bisher in die Wilhelma locken, auch würde das weltweit hohe Ansehen dieses Zoos keinen Schaden leiden, hätte man auf den Schaubauernhof verzichtet. Es ging letztlich um die mit trotziger Verbissenheit betriebene Verwirklichung einer überholten Wilhelma-Konzeption ohne Wenn und Aber.

Der Petitionsausschuß des Landtags, die letzte Hoffnung der zur Verteidigung des Rosensteinparks angetretenen Natur- und Denkmalschützer, entschied sich für die Wilhelma-Erweiterung und gegen den Park. Eine schriftliche Begründung liegt noch nicht vor. Schon im Vorfeld war gleichsam als Trostpflaster von «Ausgleichsmaßnahmen» in Höhe von DM 600 000 die Rede, die zur Renaturierung des Neckarufers aufgewendet werden sollen. Sind sich die Verantwortlichen bewußt, daß dieses «Ablaufgeld» zweimalige Zerstörung bewirkt? Da wird gegen Zahlung dieser Summe ein 3,5 Hektar großes Grundstück in wichtigster Parkrandlage zur Bebauung freigegeben und gleichzeitig «zur Buße» das längst von der Natur zurückeroberte Neckarsteilufer in Disneyland-Manier zu einer künstlichen Flachwasseruferzone umgestaltet.

Es hat sich gezeigt, daß der Denkmalschutz die Vernichtung des Kulturdenkmals Rosensteinpark nicht verhindern konnte. Deshalb unterstützt der Schwäbische Heimatbund nachdrücklich die mehrfach erhobene Forderung, wenigstens die Restfläche durch Ausweisung zu einem Naturschutzgebiet als ökologisch und stadtklimatisch unverzichtbare Grünanlage auf Dauer zu erhalten.

Das Titelbild zeigt den Blick vom vereisten Uracher Wasserfall hinüber zur altwürttembergischen Veste Hohenurach, wie ihn der Fotograf Fritz Mühlbayer festgehalten hat.

Die beliebtesten Motive für Kalenderbilder der Schwäbischen Alb sind Wacholderheiden; es könnten aber genausogut auch Heckenlandschaften sein, die es auf der Albhochfläche noch in erfreulich schöner Zahl und Ausprägung gibt.

Der Blick geht aus dem Flugzeug über die nach Süden gegen den Bildhintergrund leicht abfallende Hochfläche des Rufsteins bei Gruibingen im Landkreis Göppingen, östlich der Autobahn Stuttgart–Ulm. Schmale Äcker und Wiesenstreifen sind durch nahezu parallele Heckenzüge getrennt. Was aus der Luft übersichtlich gegliedert aussieht, erscheint dem Wanderer wie ein Labyrinth. Alle paar Meter ändert sich das Bild: hohe Gehölze, niedrige Hecken, steinige Äcker, Lesesteinhaufen, saftige Wiesen, trockene heideartige Parzellen. Eine reizvolle Landschaft zum Spaziergehen auf unbefestigten, grasigen Wegen, zum Anschauen und zum sich Erholen – zum Wirtschaften unter dem heutigen (angeblichen) Zwang zu Höchstserträgen allerdings weit weniger ideal.

Seine Ursprünge hat dieses Landschaftsbild in den Zeiten, in denen hier durchgehend Ackerland war: Die Bauern trugen alle Steine, die der Pflug Jahr für Jahr ans Tageslicht beförderte, korbweise an die Grundstücksgrenzen. Wurden die Wege zum Steinetragen zu weit oder wurden Parzellen vererbt und geteilt, so häufte man neue «Steinriegel» auf. Sie halten bei Regenfällen die karge Bodenkrume der Äcker zurück und bilden mit der Zeit Stufenraine, die das Gefälle ausgleichen. Was auf dem Luftbild zu sehen ist, hat Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte gebraucht, bis das heutige Erscheinungsbild herausgebildet war. Heckenrosen werden den Anfang der Bewachsung gemacht haben, gefolgt von Schlehen, Hartriegel und schließlich von Hainbuchen, Feldahornen, Eichen und Eschen. Ob sie zu der stattlichen Größe wie heute heranwachsen durften, darf bezweifelt werden: Das Gesträuch wurde in Form von «Wellbüscheln» zum Anheizen und Schüren ins Backhaus getragen, kleine Stämme waren als Zaunpfosten oder Ähnliches willkommen.

Eine Landschaft fern der Hektik unserer Zivilisation, nicht flurbereinigt. Tagaus, tagein im unablässigen Gebrumm der nahen Autobahn, dennoch abseits aller Straßen. Der Weg, den irgendwann einmal ein Vorfahre zum ersten Mal angelegt hat, dürfte Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben sein. Die Hecken – ja, die sind eben da. Wirt-

schaftlich arbeiten läßt sich dazwischen nicht, aber es wird eben getan, weil es schon die Eltern und Großeltern so gemacht haben. Ob die Kinder auch noch die «Mißformen» bewirtschaften werden, bei denen man mit dem Traktor aus dem Takt kommt und halbe und viertel Zeilen fahren muß? Wird man sich wohl dazu bequemen, Maschinen zu entwickeln, die der Landschaft angepaßt sind, oder werden weiterhin Landschaften nach Maschinennormen umgestaltet?

Die «neue Zeit» hat auf dem Bildausschnitt schon deutlich ihre Spuren hinterlassen. Zumindest auf den zweiten Blick drängt sich dem Betrachter einiges Nachdenkenswertes auf: Eine etwa 20jährige Fichtenaufforstung auf einem Grundstück, das wohl wegen seiner Hanglage etwas beschwerlich zu mähen war. An mehreren Stellen im Bildbereich, besonders gut rechts der Aufforstung sichtbar, sieht man Heu, das haufenweise an den Rand der Hecken geworfen worden ist. Vieh steht kaum mehr in den Ställen, und die Genehmigung zu weiteren Aufforstungen wird das Landwirtschaftsamt vielleicht versagt haben – also, wohin mit dem Gras? Obwohl das Heu also übrig ist, läßt die saftig-dunkelgrüne Farbe vieler Wiesen darauf schließen, daß kräftig gedüngt worden ist. Überschüssige Dunghaufen liegen ebenfalls an den Hecken – Mist ist im Zeitalter des Mineraldüngers mehr oder weniger Abfall. Aus dem niederen Gesträuch im Vordergrund lugen zwei helle Haufen: Leider keine Weißjura-Lesesteine – wo sollten die aus einer Wiese auch herkommen –, sondern Bauschutt, umrahmt von stattlichen Brennesselbeständen. Noch schlimmer in der Mitte der nächsten Hecke: Was da so auffällig blinkt, sind Blechteile, Styropor und wiederum Bauschutt.

Ein paar weitere Gedanken zu dieser Landschaft. Die Grundstückseigentümer, wahrscheinlich Nebenerwerbsbauern aus Gruibingen, werden ihre Kollegen aus dem Albvorland und von den Fildern beneiden: Ja, dort läßt sich Landwirtschaft betreiben und Geld verdienen! Und die Bewohner auf den Fildern? Sie fahren jedes Wochenende auf die Alb – und zum Teil wesentlich weiter –, weil ihre Landschaft daheim zur «Unlandschaft» gemacht worden ist, weil fast jeder Baum, jeder Strauch gerodet wurde und die Felder bis an den Asphalttrand reichen. Zufrieden ist also der eine wie der andere nicht mit seiner Umgebung. Soll es in dieser Welt der Gegensätze keinen Ausgleich geben? Kann man



Steinige Äcker, Wiesen und Hecken auf der Albhochfläche, auf dem Rufstein bei Gruibingen.

in einer Zeit, wo fast zehn Prozent der Ernte zur «Marktentlastung» vernichtet werden müssen, nicht die Filder wieder etwas wohnlicher, etwas schöner machen und die Alblandschaft hier am Rufstein vor Fichten, Bauschutt und Flurbereinigung retten, indem man denjenigen, die dort schaffen, und auch deren Söhnen und Töchtern eine Zukunftsperspektive bietet?

Ein Musterbeispiel für «Biotopvernetzung»! Was hier Zug um Zug beeinträchtigt und zerstört wird, ist andernorts das kaum zu verwirklichende Idealbild. Wie kärglich stehen oft in ausgeräumten Fluren ein paar armselige Sträucher und Bäume am Weges- oder Bachrand, bedrängt von allen Seiten und ohne jede Chance, jemals zu einem dichten, breiten Gehölzstreifen heranwachsen zu können. Und wie sehnt man sich in Gegenden, wo Hecken nur entlang schnurgerader Wege gepflanzt werden können, nach geschwungenen Formen, nach Abwechslung, nach Harmonie zwischen Landschaftsform und Bewuchs. Hier bietet sich das Gesuchte in

nahezu idealer Vollendung – nicht geplant, nicht gepflanzt, sondern gewachsene Kulturlandschaft! Wie wird es mit dieser Landschaft und mit ähnlichen weitergehen? Wird der «Fortschritt» daraus eine «08/15-Gegend» machen mit geregelterm, asphaltiertem Wegenetz und rechteckigen Parzellen? Wird die Aufforstung der Hecken- und Wiesenlandschaft ein Ende setzen? Oder wird man einsehen, daß das Geld für Vermessung, Asphalt, Planieren oder Fichten besser angelegt ist, indem man die Bauern unterstützt und ihnen Zukunftswege weist? Denjenigen, die diese Landschaft geschaffen haben, die sie bewirtschaften und auch weiterhin pflegen wollen. Mit Rechtsverordnungen für Natur- oder Landschaftsschutzgebiete allein, mit grünumrandeten Seeadler-Schildern ist eine solche Landschaft nicht zu retten! Hier bedarf es einer gezielten Landwirtschaftspolitik – einer Politik, die nicht in erster Linie auf mehr Erträge ausgerichtet, sondern unsere Kulturlandschaft, unsere schwäbische Heimat, zu fördern bereit ist.

Für die Deutsche Bundesbahn war 1991 ein wichtiges, signalgebendes Jahr: das Jahr der Inbetriebnahme einer neuen Generation superschneller Züge, das Jahr des ICE, des Intercity-Express. Das Hochgeschwindigkeitszeitalter ist angebrochen. Auf den Neu- und Ausbaustrecken, aber auch auf Teilen des bisherigen Netzes rauschen seit dem Fahrplanwechsel am 2. Juni 1991 Reisezüge mit über 200 km/h durch das Land, um in noch kürzerer Zeit die Siedlungsschwerpunkte zu verbinden. Eine weitere moderne Zuggattung, der Interregio, ergänzt das Intercity-/ICE-Netz. Die neuen Strecken und Züge finden erfreulich guten Zuspruch. Ganz offenkundig haben nicht wenige Autofahrer und «Flieger» begriffen, daß man mit dem Zug rasch und bequem von München und Stuttgart ins Ruhrgebiet und nach Hamburg gelangen kann. Aus der Sicht des Umweltschutzes eine begrüßenswerte, aber leider auf wenige Verbindungen und damit auf einen kleinen Teil des Landes und der Bevölkerung beschränkte Entwicklung. Auf ausgewählten Strecken verkehren auch schnelle Güterzüge, Intercargos genannt, die im «Nachtsprung» Wirtschaftszentren miteinander verknüpfen. Neues Wagenmaterial für den «Huckepackverkehr» und für Wechselcontainer sowie Spezialwaggons sollen ebenfalls dazu beitragen, dem Gütertransport auf der Schiene wieder mehr Konkurrenzkraft zu verleihen.

*Bundesbahn zieht sich immer mehr zurück,
Stückgut- und Güterbahnhöfe werden geschlossen*

1991 war aber auch ein Jahr des weiteren Rückzuges von den Bahngleisen, vor allem in ländlichen Gegenden, abseits der schnellen Strecken, doch selbst im Umfeld größerer Städte. Dort werden Zug um Zug nicht nur für Nebenlinien, sondern sogar für manche bisherigen Hauptstrecken die Weichen in Richtung Lastkraftwagen und Privatautos gestellt. *Bahn will Expreschalter schließen; Güterverkehr wird eingeschränkt; Für zahlreiche Wagenladungs-Bahnhöfe ist die Schließung vorgesehen; Kochertalbahn Waldenburg-Künzelsau-Forchtenberg wurde «ausgeknockt»; Rübentransporte nur noch bis 1994; Rüben künftig nur noch mit Laster; Stückgutbahnhof wird geschlossen* – es vergeht kaum eine Woche, in der nicht solche oder ähnliche Hiobsbotschaften in der Presse zu lesen sind.

Vom regionalen Postverkehr hat die Bahn in den letzten Jahren weitgehend Abschied genommen. So gab sie z.B. die Postbeförderung auf den Linien Stuttgart-Tübingen, Stuttgart-Ulm, Offenburg-Konstanz und Freiburg-Offenburg bereits zum Sommerfahrplanwechsel 1988 ganz oder teilweise auf. Mindestens hundert Schalter für Expresgut und Handgepäck will sie mit dem Sommerfahrplanwechsel 1992 in unserem Land schließen.



Wie lange noch im Herbst ein gewohnter Anblick? «Rübenzug» im Bahnhof Bad Friedrichshall-Jagstfeld.



Am Bahnhof Nebringen im Oberen Gäu bei Herrenberg; Rübenfracht auf Bauernwagen vor der Entladung.



Hat die Rübenverladungsanlage in Nebringen bald ausgedient und ist zum Schrottpreis zu haben?

In Leonberg, Renningen, Magstadt und Maichingen steht das Ende der Güterbahnhöfe bevor. «Wirtschaftlichkeit», «geänderte Marktkonzeption» und «Konzentration auf mengenmäßig große Transporte über weite Entfernungen» hört man als Gründe. Dabei wollten sich dort zwei Firmen gerade wegen der Möglichkeit eines Bahnanschlusses niederlassen und hätten es, Presseberichten zufolge, immerhin auf 250 bis 300 Waggon im Laufe eines Jahres gebracht. Nun sind die Weichen für den LKW gestellt!

Für die Kochertalbahn von Waldenburg über Künzelsau nach Forchtenberg steht das endgültige Aus wohl bereits fest. Nachdem der Personenverkehr – schon seit längerer Zeit sein Ende gefunden hatte, diente die Strecke noch dem Gütertransport. Kreis und Gemeinden waren sich einig, wenigstens ihn zu retten, sie waren auch bereit, dafür die Investitionskosten je zu einem Drittel zu tragen. Als dritter Geldgeber wäre das Land eingesprungen. Doch die Bundesbahn verlangte die unbezahlbare Ablöse-

summe von über neun Millionen Mark und stellte damit das Signal auf Rot. Sie muß es dabei sehr eilig haben, denn offenbar wartet sie nicht einmal das Ergebnis des Stilllegungsverfahrens ab. Statt täglich 5 bis 8 Waggons auf den Gleisen im Kochertal rollen nunmehr 10 bis 15 Laster mehr auf der Straße.

Unterland besonders betroffen:

ab 1994 alle Rübentransporte auf der Straße

Ganz besonders schwerwiegend würde sowohl für den Straßenverkehr als auch für die Umwelt die (endgültige) Einstellung des Zuckerrüben-transportes auf der Schiene sein. Beträchtliche Teile unseres Landes, sowohl die Anbauggebiete wie die Umgebung der Zuckerfabriken, sind davon betroffen, in allererster Linie das Obere Gäu, die Gegend um den Mittleren Neckar, Kraichgau, Bauland und Hohenloher Land. Schon seit einigen Jahren hält man vielerorts vergeblich Ausschau nach den gewohnten riesigen Haufen von Zuckerrüben, die im Herbst an den Bahnhöfen lagerten. Bis spätestens 1994 sollen die Verladeanlagen an der Gäubahn in Herrenberg, Nebringen und Bondorf schließen. Auch die Ammertalbahn würde ihre Verladestelle in Altingen verlieren, getreu der Devise: «Weg von der Schiene». Ob die ohnehin schon übervolle Autobahn den Rübenlastern freie Fahrt gewähren wird? Noch schlimmer wären die Auswirkungen im Kraichgau. Endgültig scheint die Entscheidung zu sein, an den Bahnhöfen Richen und Steinsfurt der Elsenzalbahn von Eppingen nach Sinsheim den gesamten Güterverkehr einschließlich des Zuckerrüben-transportes einzustellen. In Richen, Ittlingen und Steinsfurt sind 1991 wohl zum letzten Mal Rüben auf Züge verladen worden. Ab 1992 wird dann die Fracht von rund 550 Waggons¹ per Lastautos zur Zuckerfabrik in Waghäusel bei Bruchsal gefahren. Nebenbei bemerkt: Die Aufgabe des Tarifpunktes Richen würde auch das Ende für die geplante Ansiedlung eines Glycol-Recycling-Unternehmens bedeuten, für dessen Standortwahl die Möglichkeit eines Schienenanschlusses wichtig war. Ab 1993 sollten dort täglich 132 t verladen werden. Der Rückzug geht auch auf der Kraichgaubahn weiter: In Schwaigern war wohl 1991 Schluß mit dem Rüben-transport, Gemmingen soll in diesem Jahr folgen, Eppingen hat noch eine etwas längere Galgenfrist. Lastwagen übernehmen dann die süße Fracht von 1200 Eisenbahnwaggons¹ je Saison!

Auf der Zabergäubahn sieht es nicht besser aus: 1992/93 soll auch dort das Ende eingeläutet werden. Ziel der Bundesbahn sowie der Zuckerfabriken im unterländischen Offenau und im badischen Wag-

häusel ist es, von 1994 an alle Rüben auf der Straße zu befördern – verkehrspolitisch und ökologisch die helle Unvernunft! Auch nicht-bundeseigene Strecken geraten in Mitleidenschaft, so die Untere Kochertalbahn von Friedrichshall nach Ohrnberg und die Stroh Gäubahn von Korntal nach Weißach, beide von der Württembergischen Eisenbahngesellschaft betrieben.

Nicht minder fatal als die unmittelbaren Folgen der Verlagerung des Rüben-transportes auf die Straße werden möglicherweise die mittelbaren sein: Für eine ganze Reihe von Strecken bildet er nämlich den «Lebensanker», das wirtschaftliche Rückgrat. Entfällt er, so können sie in unmittelbare Gefahr geraten. Das dürfte ganz besonders für die Untere Kochertalbahn und die Zabergäubahn gelten – die letztere schon seit Jahren ohne Personenverkehr –, aber z.B. auch für die Kraichgaubahn Eppingen–Sinsheim.

Bedrohliche Folgen für die Umwelt:

LKW braucht neunmal mehr Energie als der Zug

Es erübrigt sich, die Folgen des wachsenden Last- (und Personen-)wagenverkehrs auf die Umwelt eingehender darzulegen. Das geschieht derzeit allenthalben in Zeitungen und Zeitschriften verschiedenster Art. Nur soviel: 53% aller emittierten Stickstoffoxyde, 42% der Kohlenwasserstoffe und gar 70% des Kohlenmonoxyds gehen nach einem Bericht im «Spiegel» (1989), der als Quelle das Umweltbundesamt nennt, auf das Schuldkonto des Autos. Bei gleicher Transportleistung belastet der LKW die Umwelt dreißigmal mehr als der Zug und braucht fast neunmal so viel Energie – vom steigenden Treibhauseffekt durch die Anreicherung von Kohlendioxyd, der «Versiegelung» und Zerschneidung von immer mehr Flächen und der Lärmbelästigung ganz abgesehen.

Doch nach wie vor ist der Blick der Bundesbahnpolitik eng sektoral auf die «roten Zahlen» der Schiene gerichtet; Umweltprobleme bleiben randlich oder ganz außerhalb der Überlegungen. Die roten Zahlen des Straßenverkehrs übersieht man. Daher verwundert es auch nicht, daß die Proteste gegen «Ausdünnung» des Bahnbetriebs, gegen die Schließung von Bahnhöfen und ganzen Strecken zum großen Teil wirkungslos verhallen. *Zuckerrübenorte gegen die Bundesbahn. 50 Gemeinden drohen mit Blockadeaktion*, so oder ähnlich lauteten im Oktober letzten Jahres Überschriften von Presseartikeln. Werden auch diese Proteste und Bemühungen erfolglos zerrinnen? Resignierende Untertöne ließen sich schon im November heraushören. Die Bundesbahn, so hieß

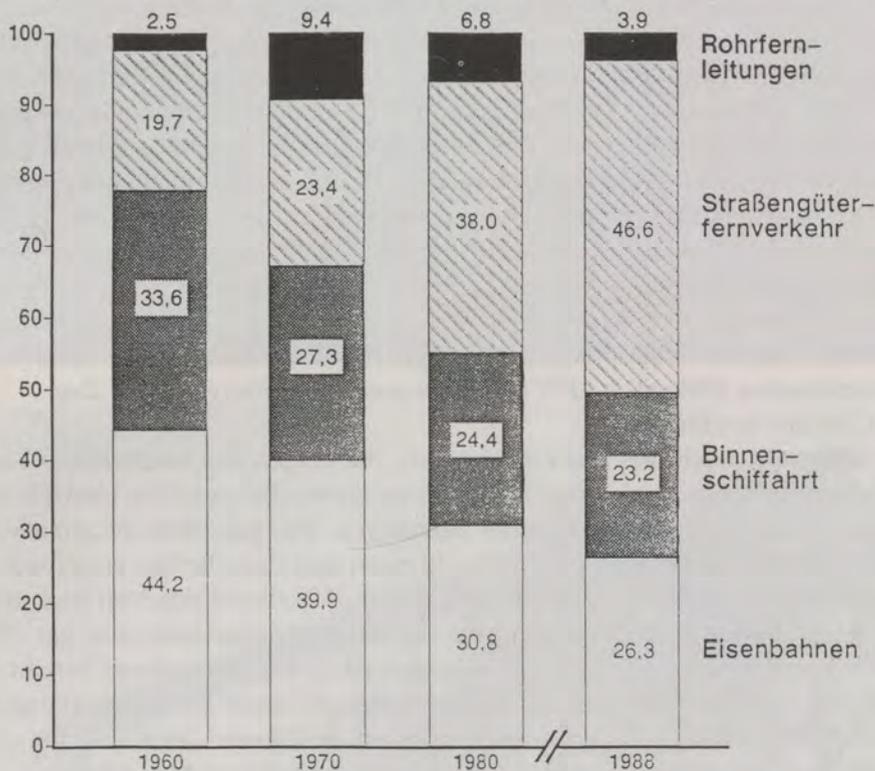
Die DB am Markt

– Güterverkehr –



Marktanteile im Güterverkehr

– Verkehrsleistungen (tkm) in % –



«Verkehr in Zahlen», Mai 1990, herausgegeben vom Bundesministerium für Verkehr.

es, bleibe hart; sie verlange einen kostendeckenden Preis, der weit über dem derzeitigen liege. Der Heilbronner Landrat Klaus Cernuska äußerte in der *Heilbronner Stimme* (30. 11. 1991): *Die Situation wird sich nicht ändern, solange die Politik die Straße gegenüber der Schiene in Vorteil setzt und andererseits den Auftrag der Bahn so formuliert, daß sie wirtschaftlich arbeiten muß.* – 50 Gemeinden setzen auf die Politik, lautete eine Presseüberschrift in Sachen Rübentransport. Dem haben wir nichts hinzuzufügen.

Nach Angaben der Deutschen Bundesbahn wuchs der Anteil der Straße am Güterfernverkehr (Tonnenkilometer) von 19,7% im Jahre 1960 bis 1988 auf 46,6%, während jener der Gleise von 44,2% auf 26,3% sank. Durch die alte Bundesrepublik rollten 1970 im Durchgangsverkehr 6,6 Millionen Tonnen auf Gleisen, 1990 8,6 Millionen, auf der Straße waren es 1970 2,4 Millionen gegenüber 21,8 im Jahre

1990²⁾! Horrorvisionen entstehen beim Gedanken an den europäischen Binnenmarkt! Intercargo, ICE und IC werden zwar in «Korridoren» entlang den großen Strecken die Straße entlasten, aber, sofern keine Änderung der Bahnpolitik erfolgt, eben nur dort. Die Zulieferung, auch auf mittleren Entfernungen, vollzieht sich auf der Straße.

Positive Ansätze: zweit- und drittrangige Strecken sollen von anderen Trägern übernommen werden

Doch trotz aller Befürchtungen, Enttäuschungen und negativen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten geben das «Schienenkonzept» der Landesregierung, der Kampf von Bürgerinitiativen, Gemeinden, Kreis- und Landespolitikern aller Parteien um die Erhaltung, Stärkung und Wiederinbetriebnahme von Bahnen Grund zur Hoffnung. Ein paar

Beispiele: Rems-Murr-Kreis und Gemeinden kämpfen um die Erhaltung der Wieslaufalbahn, der Regionalverband Mittlerer Neckar, der Kreis Ludwigsburg, Gemeinden und BUND setzen sich für die Wiederbelebung der Strecke Ludwigsburg–Markgröningen ein, der «Runde Tisch Schönbuchbahn» und eine Initiative «Ammertalbahn» zusammen mit den Landkreisen Böblingen und Tübingen sowie den berührten Gemeinden ringen um die Schönbuchbahn Böblingen–Dettenhausen (s. Schwäbische Heimat 1987/1, Seite 38) und um die Schließung der Lücke Entringen–Herrenberg auf der Ammertalbahn (s. Schwäbische Heimat 1985/2, Seite 36). Der «Verein zur Erhaltung der Württembergischen Schwarzwaldbahn» bemüht sich mit den Gemeinden und den Landkreisen Calw und Böblingen um die Wiederaufnahme des Betriebs zwischen Weil der Stadt und Calw (s. Schwäbische Heimat 1989/3, Seite 40 und 1991/3, Seite 42), die Ermstal-Verkehrs-AG um die Linie Metzingen–Urach usw. Das Konzept des baden-württembergischen Verkehrsministeriums enthält eine ganze Reihe dieser gefährdeten oder bereits stillgelegten Strecken.

Von «Regionalisierung» der Bahn im Güter- und Personentransport ist heute die Rede, d. h. von der Übernahme zweit- und dritrangiger Linien durch finanziell vom Land, den Kreisen und Gemeinden gestützte Unternehmen. Daran knüpft sich Hoffnung, andererseits aber auch die Sorge um wirtschaftliche Tragfähigkeit, da die lukrativeren Fernstrecken bei der Bundesbahn bleiben. Dabei ist entscheidend, daß die Bundesbahn ihre Anlagen ko-

stenfrei überläßt, wie sie dies erfreulicherweise jüngst für den Abschnitt Weil der Stadt–Calw angekündigt hat, und nicht durch hohe Ablösesummen die Bemühungen zunichte macht. Gute Beispiele liefern die Albtalverkehrsgesellschaft, die heute die Bundesbahnstrecke von Pforzheim nach Karlsruhe für den Nahverkehr benützt, und die Südwestdeutsche Eisenbahngesellschaft, welche die Linie Mekkesheim–Aglastershausen übernommen hat.

Der Transport jeder Tonne auf den «Regionalbahnen» muß ermöglicht und gefördert werden, d. h. Massengüter wie Zuckerrüben, Getreide und Holz müssen auch auf kurzen Strecken den Schienenweg benützen. Ein dichtes Netz von Fracht- und Güterzentren mit Gleisanschlüssen zu Betrieben muß erhalten bleiben bzw. neu entstehen, der Einsatz neuer Techniken muß weiter entwickelt werden. Zu denken ist dabei u. a. an sogenannte Abrollbehälter, ein flexibles und dank Einmannbetrieb auch kostengünstiges Transportsystem im kombinierten Umschlag Straße/Schiene, wie dies die Bundesbahn in Holstein gegenwärtig als «Pilotprojekt» betreibt.

Die Antwort auf den drohenden, z. T. bereits erfolgten «Infarkt» des Straßenverkehrs kann nur lauten: Grünes Licht für den Zug. Und dies nicht nur auf einigen wenigen Fernstrecken!

Anmerkungen

- 1 Die Zahlen entstammen Presseberichten.
- 2 Entnommen «Verkehr in Zahlen 1990 und 1991», herausgegeben vom Bundesministerium für Verkehr.

Ein Triebwagen der «Strohgebäuhahn» auf der Strecke Böblingen–Dettenhausen bei Holzgerlingen aus Anlaß des 80jährigen Bestehens der Schönbuchbahn im Sommer 1991. Er sollte der Bevölkerung die Möglichkeit eines modernen öffentlichen Nahverkehrs auf der Schiene zeigen.





«Die Ortsmitte» heute, hier das Beispiel Starzach-Bierlingen: Rathaus, Kirche, Busbucht, Telefonzelle – und die «Piste», die ausgebaute Ortsdurchfahrt; eine kahle Schneise, «langweilig wie ein Pappkarton, an Normen abgezählt, die Harmonie der Monotonie» («Grün kaputt»).

Christel Köhle-Hezinger

Denkmalschutz für den ländlichen Raum?*

Unter der Überschrift *Zerrbild der Alpen* war in der Wochenzeitung DIE ZEIT die Besprechung eines Buches mit dem Titel *Die Alpen. Die Entstehung und Gefährdung einer Kulturlandschaft* zu lesen. Dieses Buch, so die Rezension, war nicht noch einmal ein neuer, lamentierender Beitrag zu Waldsterben, Zersiedlung, Verkehrs- und Klimachaos, keine «neue Katastrophenlyrik». Dem Autor ging es vielmehr um anderes: um die Wahrnehmung der Probleme, um die Bilder in den Köpfen der Menschen. Es geht ihm – Parallelen zwischen den Alpen und dem ländlichen Raum sind hier durchaus intendiert, ja erwünscht – um das Zerrbild, das um so extremer

wird, je weiter man sich vom Objekt – den Alpen, dem ländlichen Raum, dem Dorf – entfernt.

Zwei Möglichkeiten dieses Zerrbilds gebe es: zum einen das Bild der «Katastrophenregion», zum anderen das Bild der Idylle, der Sehnsucht nach Natur. Die Anhänger der Katastrophenbilder möchten, so die Kritik, *die Alpen am liebsten eingeehgt sehen und durch Umweltschutz helfen, die Berge wieder zu jener Idylle zu machen, die sie in Wahrheit nie waren*¹.

Im Mai 1990, auf der von der «Europäischen Arbeitsgemeinschaft Landentwicklung und Dorferneuerung» veranstalteten «Europäischen Dorfwerkstatt Kultur im Dorf» in Gaienhofen am Bodensee sprach Dieter Wieland über *Dorfkultur zwischen gestern und morgen*. Dieter Wieland, der kluge und sensible Journalist, Landfreund und Dorfbewohner, ist

* Rede bei der Verleihung des Denkmalschutzpreises des Schwäbischen Heimatbundes in Dörzbach am 29. September 1991.

durch seine Veröffentlichungen in der «Szene» fast zur Kultfigur geworden. Seine Broschüre *Bauen und Bewahren auf dem Land*, Mitte der 1970er Jahre entstanden, und sein Buch samt der Ausstellung *Grün kaputt* (1983) waren vom anfänglichen Geheimtip zu ausgesprochenen «Rennern» avanciert².

Da war endlich einer, der über das Land laut nachdachte und durch seine Sprache faszinierte; der die Dinge beim Namen nannte, – und der «Sehen» lernte. Fortan sah man nur noch und überall von Dieter Wieland kommentierte, dorferneuerte und häßlich gemachte Dörfer. Die *modernen Häuser, Vorgärten und asphaltierten Hofplätze der Familie Saubermann* sah man ebenso wie die *Piste* statt der Dorfstraße, die Eternit-vernagelte Welt modernisierter Bauernhäuser, und man ortete nunmehr genau die Fährte des Biffar-Vertreters und seiner auf immer pflegeleichter Haustüren. Man sah *Rathäuser, Sparkassen und andere Alpträume* des Betonzeitalters, sah die Plastik-Kultur der ewigen Koniferen statt ehemals bunter Bauerngärten, statt Blumen mit Rosenkohl und Kartoffeln.

Ich hatte mich daher gefreut auf den Autor und Referenten Wieland, und ich gestehe, ich hörte ihm ebenso fasziniert zu, wie ich ihn gelesen hatte. Da hatte einer genau hingesehen, die Verlockungen und Sackgassen der Dorfentwicklung, – will sie nur Dorfverschönerung sein, – aufgespürt. Da formulierte einer mit Bedacht seine Wut, die eigentlich eher Trauer war: Trauer über das drohende Sterben der alten Dörfer. Ich war fasziniert, bis ich merkte, was in diesen Bildern fehlt. Hier fehlen zum einen die Menschen. Es fehlen die Betroffenen, die diese Dörfer und Häuser bewohnen und die sie auch in Zukunft noch bewohnen sollen, – so sie können, so sie wollen. Und hier fehlt zum zweiten die Dynamik, die Bewegung, die Arbeit – und damit die Zukunft.

Dies traf zu auf Dieter Wielands Schilderungen, auf seine stillen und schönen Dorfbilder, die er vor uns malte. Und es traf noch deutlicher zu auf die Lichtbilder und Darbietungen, die auf der Tagung aus siebzehn europäischen Preis- und Musterdörfern zu sehen waren: Dörfer, so adrett herausgeputzt im Sonntagsstaat, als ob es einen Werktag in ihnen nicht gebe; so schön, so aufgeräumt, so stilrein «dörflich», wie sie es mit Sicherheit nie waren. Zumindest nicht, seit es die Photographie gibt, seit sie es exakt belegt. Ich spreche von Dorfphotographen früherer Zeit, die aus dem Dorf stammten und (oder) hier lebten – oft nicht einmal freiwillig, sondern eher deshalb, weil die «andere Möglichkeit», das Weggehen, in ihrem Leben nie Wirklichkeit geworden war.

Ich denke an zwei Beispiele. Einmal an die 1990 veröffentlichte Photosammlung eines Dorfphotographen, der zeitlebens «daheim» blieb, weil er nicht fort, weil er nicht gehen konnte. *Hugo Fränkel wurde 1897 in Ursendorf als Sohn des Sägewerkbesitzers geboren. (...) Mit 9 Monaten erkrankte er an spinaler Kinderlähmung. Der bis heute an den Rollstuhl Gebundene hatte Zeit; er suchte einen sinnvollen und nützlichen Beruf, und er hatte ständig Sehnsucht nach der «Welt draußen», nach der bewegten Zeit, die für ihn aber, trotz dörflicher Enge, keineswegs stehenblieb. Und so photographierte er, seit dem Ersten Weltkrieg. Seine Dorfbilder erzählen – neugierig und nüchtern – vom Umbruch des Dorfes: von den Ungleichzeitigkeiten und den Ungereimtheiten, vom Hunger nach Fortschritt und nach Moderne. Und so photographierte er Mode statt Trachten, schicke Frauen mit kessen Frisuren und lässige junge Männer, rauchend und «gestylt» wie die Filmhelden jener Zeit. Und dahinter das Dorf, – mit*



Fasching auf dem Dorf im Oberland Ende der zwanziger Jahre.



Dörflicher Festzug zum «Tag des Handwerks» am 1. Oktober 1933 in Beizkofen bei Mengen; dahinter der Dorfladen mit Emailleschildern als neomodischer Außenreklame.

modernen Reklameschildern seine Fachwerk-Fassaden verklebend; das Dorf, das Fasching feiert, nicht Fastnacht, das traditionelle, «echte» Brauchtum; das sich begeistert motorisierende und dem Photographen zur Schau stellende Dorf³.

Romantik und Nostalgie, Beschönigung und Verklärung sucht man in diesen Dorfbildern aus dem Oberland ebenso vergeblich wie in der riesigen Photosammlung eines evangelischen Pfarrers vom Rande der Schwäbischen Alb. Vierzig Jahre amtierte er in einem – seinem – Dorf, das er kannte und das ihm und seiner Leica überall Zutritt bot: weil er inzwischen auch «einer der ihren» war⁴.

Beide Photographen haben das Land nicht in der Weise festgehalten, wie es die Maler, Dichter und Sonntagstouristen aus der Stadt taten. Beide haben nicht das Alte, Bekannte und längst Vertraute festgehalten. Wozu auch, wenn es ständig um einen war? Anstelle rückwärtsgerichteter Nostalgie suchten sie das Neue im Dorf, die Menschen, ihren Alltag. Wie die Jungen heute sagen würden: das Dorf «live, in action».

Das erinnert mich an ein anderes Ereignis, das mich vor vier Jahren hier in der Gegend bewegt hat. Es war bei einer Fernsehsendung im Braunsbacher Schloßhof, zu der der Südfunk geladen hatte und

die mit dem Thema *Kultur im ländlichen Raum* befaßt war. Irgendwann, mitten in der Sendung, fiel mir auf, daß wir, die hier präsentierten «Experten», unserer Herkunft nach alle Städter waren: der Architekt, die Musikgruppe, die Kleinkünstler, wir Akademischen. Und die unter uns, die tatsächlich «richtig» vom Dorf stammten, hatten sich von ihm entfernt durch den Beruf oder das Studium – und damit auch innerlich, mental. Wenn sie sich nun zurückwandten und etwa in Dorfwirtshäusern Mundartstücke aufführten, so aus dieser Pendlerdistanz heraus und weil sie weggegangen waren; auch vielleicht, weil sie Heimweh hatten.

Denkmalschutz für den zurückgesehnten ländlichen Raum der Erinnerung, des Heimwehs? Das ginge in der Tat, wollte man «nur» Denkmäler, Objekte oder – im besten Falle – «Ensembles», ganze Dörfer schützen⁵. Geisterdörfer, so ist man versucht, zynisch hinzuzufügen, wenn man die leerstehende Bausubstanz im ländlichen Raum sieht. Es erinnert an Potemkinsche Dörfer oder Dorfkulissen, die eine Überlebenschance nur haben, wenn sie nahe den Ballungsräumen oder industriellen Zentren gelegen sind. Wenn, wie zwischen Stuttgart, Tübingen, Horb und Calw, die Zugezogenen, die «beim Daimler» schaffen oder bei den Computerrie-



Fantasiekostüme – «Indianergruppe mit Opfertier» – im dörflichen Narrentreiben ausgangs der zwanziger Jahre.

sen, jedes alte Bauernhaus und jede Scheuer aufkaufen, umbauen und herrichten wie für einen Report in *Schöner wohnen*.

Wenn, wie heute «beim Daimler», 130 Kilometer einfache Wegstrecke bereits eine akzeptable tägliche Pendlerdistanz geworden sind, dann – so könnte man demnach meinen – steigen doch die Überlebenschancen für den ländlichen Raum? Aber, so wäre dagegen zu fragen: für welchen ländlichen Raum und für was im ländlichen Raum? Etwa für den ländlichen Raum als den Freizeitpark, den Erholungsraum der Städter, als eine einzige grandiose Dienstleistungseinrichtung, einseitig und grenzenlos ausgerichtet, nur in einer Richtung, vom Land für die Stadt?

Oder gilt es, den Denkmalschutz für den ländlichen Raum zu praktizieren für die stadtmüden Dorfneubürger, die aus ihrer Stadtschädigung ihr Dorfbild – komplett, pflegefrei, ideal – mitbringen? Die hier Ruhe, gute Luft, sauberes Wasser, billiges Bauland und die gute Infrastruktur suchen und als ihr gutes Recht betrachten? Und die bei Nichtfunktionieren eines oder mehrerer dieser Faktoren laut schreien oder prozessieren: gegen den ratternden Stalllüfter, die stinkende Schweinemast; gegen den Gockelhahn, der auch außerhalb der richterlich festgesetz-

ten Zeit zu krähen wagt⁶, oder gegen eine Industriean siedlung, die – als Infrastrukturmaßnahme – neben möglichen Nachteilen für Dorf und Region auch mögliche Arbeitsplätze bringt?

Denkmalschutz für den ländlichen Raum muß daher – zunehmend und vor allem – sich verstehen als Denkmalpflege. «Schutz» lassen wir, wenn wir an Natur- und Vogelschutz, an Heimatschutz denken, in der Regel einer Sache nur angedeihen, wenn sie bereits hochgradig bedroht oder gar verloren ist; wenn der Fluß oder Bach bereits «d'r Bach na» ist. Denkmale im ländlichen Raum, den ländlichen Raum *als Denkmal* zu schützen: Das verlangt zuallererst langfristige Pflege. Diese Pflege wiederum verlangt Agenten und Agenturen, braucht Fürsprecher und Umsetzer. Gärtnerisch ausgedrückt: Sie verlangt Geduld und Beharrlichkeit, Ausdauer und genaue Zielvorstellungen.

Aber ist das nicht alles längst politischer Wille und Programm, nicht Realität? Es scheint so – glaubt man den Reden und Broschüren, den Erfolgsbilanzen der Dorfentwicklung, den Maßnahmen zur «Stärkung des ländlichen Raums» und zur «Kultur im ländlichen Raum»⁷. Und hat nicht auch, um den Vergleich noch einmal zu bemühen, der Denkmalschutz sein Landesamt, die Denkmalpflege ihre je-



Ortsmitte, neu gestaltet und belebt, hier das Beispiel Dettenhausen im Kreis Tübingen: autofrei, gepflastert, mit Warthäuschen, Dorfbrunnen, Bänken, mit gelegentlichen Marktständen und Festen.

weils zuständigen Referenten? Ich denke, an dieser Parallele wird deutlich, daß das eine für das andere nicht ausreicht, daß das eine das andere nicht garantiert⁸.

Kurzzeitpflegeprogramme und Einzelmaßnahmen dorfkosmetischer Art reichen nicht aus, um dem ländlichen Raum langfristig zu nutzen. Ich sage bewußt «nutzen», nicht «helfen» oder «fördern» oder «sanieren». Das klänge nach Patient, nach Reha-Maßnahme und nach Invalidität. Das erinnert, zudem, an das beherzte Zupacken der Dorfsanierung in der Vergangenheit: Der Patient Dorf sollte von den Spuren seiner ganz eigenen Geschichte und Physiognomie gereinigt, wenn nötig durch Kahl-schlag dem städtischen Vorbild angepaßt werden. Das aber kann ebensowenig «Pflege» heißen wie die postmoderne Dorferneuerungs-Philosophie, von der heute so oft und gerne die Rede ist. Ihr Purismus, ihre oft rigide Fortschritts- und Technikfeindlichkeit sind mir ebenso ein Ärgernis – ja sie erwecken in mir Angst: weil dies, rückwärtsgerichtet statt gegenwarts- und zukunftsorientiert, letztlich die Musealisierung des ländlichen Raumes bedeuten würde. Zum anderen, weil hier ein Geschichts- und ein Dorfbild für sich in Anspruch genommen wird, das es so nie gegeben hat – in dieser Einfachheit und Monokultur, in dieser Schönheit und Abgeschlossenheit, in der angedichteten und erträumten Stille und Harmonie.

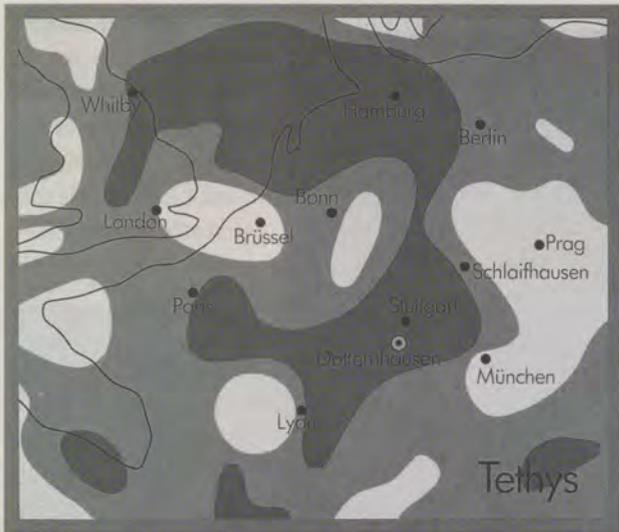
Die Forderung kann deshalb nicht heißen: Denkmalpflege für den ländlichen Raum – ob mit Fragezeichen oder mit Ausrufezeichen versehen. Die Forderung muß vielmehr, nimmt man die Probleme des

ländlichen Raums und seiner Menschen ernst, heißen: Leben, eine Zukunft für den ländlichen Raum.

Anmerkungen

- 1 W. Bätzing: Die Alpen. Entstehung und Gefährdung einer Kulturlandschaft. München 1991. Rezension von Thomas Kleine-Brockhoff in «Die Zeit», Nr. 39, 19. September 1991, S. 87.
- 2 Dieter Wieland: Bauen und Bewahren auf dem Lande. Hrsg. vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz. 2. Auflage Bonn 1979. – Ders./Peter M. Bode/Rüdiger Disko: Grün kaputt. Landschaft und Gärten der Deutschen. Begleitbuch zur gleichnamigen Photo-Ausstellung. München 1983.
- 3 Von Habermus und Sonntagshäs. Leben auf dem Dorf 1917–1937. Erinnerungen. Mit Fotografien von Hugo Fränkel. Hrsg. von Wilfried Ballarin, Heidrun Deutsch, Ursula Kaminski und Walther Paape. Sigmaringendorf 1990. Vgl. dazu auch die Rezension von Christel Köhle-Hezinger in: Im Oberland, Heft 1991, S. 68 f.
- 4 Frdl. Hinweis von Kreisarchivar Walter Ziegler, Göppingen. Zum Photographen, dem Gruibinger Pfarrer und Ehrenbürger Walter Frieß, vgl. Gruibinger Heimatbuch, Gruibingen 1986.
- 5 Vgl. etwa Strümpfelbach im Remstal (unter Ensembleschutz) und die Folgen der völlig überlasteten Ortsdurchfahrt, der Hauptstraße. Vgl. dazu auch Richard Strobel und Felicitas Buch: Ortsanalyse. Arbeitsheft 1, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1986, bes. S. 61 ff.
- 6 Der Fall von Michael Lingner, Bürger der Gemeinde Igelwies, Kr. Sigmaringen – gerichtsakten- und landesweit pressekundig –, führte zu Unterschriftenaktionen der erbosten Landbewohner gegen den aufs Land gezogenen «Hahnenkämpfer» und Gymnasiallehrer.
- 7 Vgl. dazu die Publikationen des Ministeriums für Ländlichen Raum (hekt. Ms., o. O., o. J. und o. Vf.) sowie Christel Köhle-Hezinger unter Mitarbeit von Julian Aicher, Andreas Dornheim, Joachim Schlör: Kultur im ländlichen Raum. Eine Konzeption, verfaßt im Auftrag des Ministeriums für Ländlichen Raum, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Baden-Württemberg. Tübingen 1989.
- 8 Einen wichtigen Anfang markierte die Publikation: Alte Bauten neu genutzt. Initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, Redaktion Martin Blümcke. Stuttgart 1981.

Vor rund 185 Millionen Jahren waren weite Teile Mitteleuropas von einem Schelfmeer bedeckt, also von einem flachen Gewässer wie der Nordsee. Südwestdeutschland lag damals zwischen drei großen Inseln, die sich etwa von München bis Prag (dem «Vindelizischen Land» und der «Böhmischen Masse») einerseits, südöstlich von Köln (der «Rheinischen Masse») andererseits und schließlich an der Stelle des heutigen Zentralmassivs in Frankreich aus dem urweltlichen Meer erhoben.



Hellgrau: Festland; mittelgrau: gut durchlüftetes Flachwasser;
dunkelgrau: tiefere Meeresbereiche.

Das Jurameer war relativ warm, die Wassertemperaturen bewegten sich wahrscheinlich in subtropischen Bereichen. Das Wasser war reich an Nährstoffen, die zusammen mit intensiver Sonneneinstrahlung für ein großes Angebot an Planktonalgen in Oberflächennähe sorgten. Die Algen produzierten Sauerstoff, reicherten das Wasser damit an und bildeten zudem das erste Glied einer Nahrungskette, die von Kleinstlebewesen über Seelilien, Muscheln, Krebse, Ammoniten, Belemniten und Fische bis zu großen Flug- und Fischeosauriern reichte.

Unter dieser Zone wimmelnden Lebens jedoch war das Meer aufgrund schwacher Wasserbewegung nur schlecht durchlüftet. Insbesondere am Grund des Jurameeres fehlte Sauerstoff, so daß dorthin keine Aasfresser vordringen, ja selbst Bakterien die von den belebten oberen Bereichen reichlich nach unten sinkenden Tier- und Pflanzenreste nur unvollständig zersetzen konnten. Dabei entstand zudem noch Schwefelwasserstoff, der seinen Teil zur

Entstehung eines extrem lebensfeindlichen Milieus auf dem Meeresgrund beitrug. Die organischen Reste ergaben zusammen mit den vom Festland ins Meer gespülten feinsten Schwebstoffen einen schwärzlichen Faulschlamm, der den heute am Alb- rand vielfach zu findenden bituminösen Schiefer – etwas irreführend Ölschiefer genannt –, den Lias epsilon, bildet. Gelangten nun im Jurameer feste, oft nur millimetergroße Teile, insbesondere von Tieren, aber auch Baumstämme, auf den Grund, so sanken diese in den weichen schlammigen Boden ein, wurden im Laufe der Zeit von immer neuen Lagen des Faulschlammes zugedeckt und luftdicht abgeschlossen, sie «versteinerten».

Aufgrund sich stetig wandelnder Umweltbedingungen, variierender Wassertiefe und -temperatur, unterschiedlicher Wasserbewegung und Zuführung von Sink- und Schwebstoffen, vielleicht auch Klimaschwankungen, ist die zwölf Meter mächtige Schichtenfolge des Lias epsilon keineswegs homogen – teilweise sogar von Kalksteinbändern durchsetzt. Vor etwa 183 Millionen Jahren jedoch vollzog sich ein deutlicher Bruch in der Entwicklung. Die «Faulschlamm-Ära» in Südwestdeutschland endete. Dem Lias epsilon als Teil des Schwarzen Jura folgten im Lauf der Jahrtausende Ablagerungen mächtiger Kalk-, Mergel- und Tonsteine, nämlich weitere Schwarzjuraschichten, dann des Doggers, auch Brauner Jura genannt, und des Malms, des Weißjura. Mit der vor rund 150 Millionen Jahren beginnenden Kreidezeit schließlich wich das Meer aus Südwestdeutschland zurück, weite Teile Mitteleuropas wurden zu Festland. Der Oberrheingraben wird einbrechen, und die Vogesen und der Schwarzwald entstehen. Später noch werden die Alpen aufgefaltet. Ungeheurer Druck formte diese Gräben und Gebirge. Die einst horizontal abgelagerten Deckgebirge des Perm, Trias und Juras senkten sich dabei nach Osten. Die westlichen, nämlich über den heutigen Vogesen und dem Schwarzwald liegenden Juraschichten verwitterten als erste; seither setzte sich die Erosion nach Osten fort – das süd-deutsche Schichtstufenland entstand.

Schwarzjura – wie in Holzmaden so auch in Dotternhausen sehr gut erhaltene Fossilien im Ölschiefer

Heute bildet der Schwarzjura – grob gesprochen – die Ebene am Fuß der Schwäbischen Alb, der Dog-



*Seelilie *Seiurocrinus subangularis* – Breite ca. 30 cm – in einer Ölschieferplatte. Mit ihren verzweigten Fangarmen filtern Seelilien kleinste Nahrungsteilchen wie Plankton und Detritus aus dem Wasser.*



Nicht alle Fossilien wurden vollständig im Ölschiefer eingebettet, diese Seelilie war bereits vorher in ihre Einzelteile zerfallen. Die auffälligen fünfzackigen Sterne – Durchmesser jeweils 14 mm – sind Skelettelemente des Seelilienstiels.

ger den Alaufstieg und der Malm die Albhochfläche. Der bituminöse Lias epsilon des Schwarzen Jura wurde seit dem 19. Jahrhundert mehrfach zu industriellen Zwecken abgebaut. Nicht nur in Holzmaden, sondern auch bei Balingen stieß man dabei auf in dieser Formation nicht nur häufig, sondern auch fantastisch gut erhaltene Fossilien. Das einzige Unternehmen, das die im Ölschiefer enthaltene Energie auch heute noch industriell nutzt, ist das Portlandzementwerk in Dotternhausen bei Balingen, wo bereits seit Ende der 30er Jahre Kalksteine von der Schwäbischen Alb mit Hilfe von Ölschieferbrand zu Zement verarbeitet werden. Nur etwa zehn Prozent des Lias epsilon können dabei in Energie umgewandelt werden, doch die 90 Prozent Ballast werden dem Kalk zugemischt und dienen somit auch der Produktion. Erst die geniale Idee der Nutzung des Ölschiefers als Energieträger und Rohstoff zugleich ließ den Abbau des Schiefers rentabel werden.

Bereits früher waren Steinbrucharbeiter beim Schie-

ferabbau immer wieder auf Fossilien gestoßen. Diese waren aber durch die Sprengung meist stark beschädigt. Am ehesten fielen ihnen noch Ammoniten in die Hände. Solche zufällig gefundenen Stücke wurden auch geborgen; einzelne Fossilien haben damals wohl auch als repräsentatives Geschenk an Geschäftsfreunde oder Honoratioren der Gegend gedient. Jedenfalls sind alle frühen Funde heute verschollen.

Erst in den frühen siebziger Jahren begann die Geschäftsleitung möglichen Funden mehr Aufmerksamkeit zu schenken – auf Anregung eines heute vom Werk beschäftigten Präparators und von der Hypothese ausgehend, daß der Lias epsilon bei Dotternhausen ähnliche Fossilien wie in Holzmaden bergen müsse. Die alte Hauff'sche Theorie einer «Drehströmung», die in Holzmaden – und eben nur hier – die Kadaver der Urtiere in großer Zahl anschwemmte, bis sie in die Tiefe sanken, ist überholt. Und in der Tat wurde man rasch fündig. 1973 stellte die Firma deshalb zwei Präparatoren ein, die zielge-

richtet im Steinbruch zu suchen, dann zu bergen und zu präparieren begannen. Wenn sich Fossilien auch nicht in der gleichen Fülle wie in Holzmaden fanden, so durfte das Resultat ihrer Bemühungen nach Art und Erhaltungszustand doch als Sensation gelten. Zudem entpuppte sich nicht nur der Lias epsilon als Fundgrube im wahrsten Sinne des Wortes, sondern auch in den Kalken des Doggers und des Malms fanden diese Spezialisten immer mehr aufregende Versteinerungen.

Mit Inkrafttreten des Landesdenkmalgesetzes Anfang der 70er Jahre veränderte sich plötzlich die rechtliche Grundlage der Fundbergung in Dotternhausen. Das neue Gesetz sieht nämlich vor, daß alle besonders schönen und wissenschaftlich relevanten Objekte – vor allem Wirbeltiere – an das Land fallen. Damit wären viele Funde aus Dotternhausen nach Stuttgart ins Naturkundemuseum gewandert, und die Firma hingegen hätte wohl keinen Anlaß mehr gesehen, Präparatoren zu beschäftigen und – wie geschehen – Fundprämien an ihre Arbeiter auszubehalten. Ein klassischer Konflikt begann: Der eine – Rohrbach Zement – wollte die Fossilien behalten, der andere – das Land – nicht zugunsten eines,

wenn auch verständlichen, Privatinteresses auf Stücke verzichten, auf die die Öffentlichkeit gesetzlichen Anspruch hatte. Schließlich fand man einen Kompromiß, der beide Seiten zufriedenstellen konnte und bei dem der interessierte Laie als der eigentliche Sieger erscheint: Die Fossilien konnten in Dotternhausen verbleiben; die Firma verpflichtete sich im Gegenzug, die Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. 1989 schließlich kam der geeignete Anlaß, dem Kompromiß auch Taten folgen zu lassen: Zum 50jährigen Jubiläum der Firma öffnete das «Werkforum» seine Pforten.

Brillante Idee: Vor dem Verwaltungstrakt Museum in einem aus dem Felsen gewonnenen Graben

Man wird dieses Werkforum als einen ungewöhnlichen Bau bezeichnen dürfen, durchaus passend zur ebenfalls in vieler Hinsicht ungewöhnlichen Entstehungsgeschichte der Fossilienammlung. Es gelang zwei jungen Architekten, Joachim Böbel und Stefan Frey aus Göppingen, Widersprüchliches auf fast geniale Art und Weise miteinander zu verbinden, nämlich einen Museumsbau in einen von Rationali-



Blick von Westen in den Graben und auf das Werkforum Dotternhausen. Deutlich ist der «Eisenbahnwaggon» des Verwaltungstrakts im ersten Stock zu erkennen.

tät geprägten Industriebetrieb zu integrieren, indem sie ihn als großen Eingangsbau zum Werksgelände entwarfen – Empfangshalle, Museumsräume, Büros und sogar Werkstätten gleichsam ineinanderschubend. Das Werkforum beherbergt zudem einen großen Vortrags- und Kinosaal, Konzerte finden im saalartigen Foyer statt. Die Förderung der Kultur auf dem Land durch die Firma hat übrigens Tradition. Schon lange vor Einweihung des neuen Baus kamen auf ihre Einladung hin auch schon mal das Golden Gate Quartet oder Größen der Jazz-Avantgarde in den Festsaal des benachbarten Dorfes Dotternhausen.

Geschäftsfreunde, Mitarbeiter und Besucher betreten das Betriebsgelände heute durch das Werkforum und werden zunächst einmal an den Zeugnissen der Urgeschichte als wirtschaftlicher Grundlage des Betriebs entlanggeführt. Das heißt, eigentlich führt der Weg über die Funde hinweg, nämlich auf einem Steg quer über den wie ein Graben in die Tiefe gelegten Ausstellungsraum. Die Verbindung von Graben und Brücke waren denn auch das Leitbild der Architekten – anschauliche Gleichnisse dieser Art gehören zum Handwerk der zeitgenössischen Architektur wie das Klappern zum Storch.

Dabei hätte dieser Bau Metaphern eigentlich gar nicht nötig, denn auch ohne diese bildliche Überfrachtung wirken die Ideen der Herren Böbel und Frey bestechend.

Man wird also das Bild vom Graben und der Brücke nicht zu ernst nehmen dürfen. In der Tat aber wurde beim Bau des Werkforums zunächst eine etwa 100 auf 20 Meter große und etwa fünf Meter tiefe, von Osten nach Westen gerichtete Grube in das anstehende Gestein gegraben – nämlich eben in den fossilienreichen Lias epsilon. Die an die Längsseiten geschmiegt, schmalen Gebäudeflügel öffnen sich etwa ab der Mitte des Baus scherengleich nach Westen und flankieren so einen offenen Hof, der an der naturbelassenen, entlang der Rippen des Ölschiefers treppenartig abfallenden Schieferwand der Grube endet. Dieser offenen, ja öffnenden Konstruktion im Westen ist der vergleichsweise kompakte massive Ostteil des Werkforums entgegengesetzt, der im Kern aus einem zweigeschossigen Zylinder besteht, der über zwei Etagen den Vortrags- und Kinosaal und darüber noch technische Installationen wie die Belüftungsanlage birgt.

Wie erwähnt, führt im ersten Stock und somit ebenerdig ein schmaler Steg vom Eingang quer über den



Der von moderner Industriearchitektur geprägte Abgang im Foyer des Werkforums Dotternhausen. Im Vordergrund versteinerte Baumstämme aus dem Lias epsilon.

Der Schmelzschuppenfisch *Ptycholepis bollensis* – Länge ca. 25 cm – ist an seinem charakteristischen Schuppenmuster zu erkennen. Seine Nahrung bestand aus Plankton, das er mit einem Reusenapparat aus dem Wasser filterte.



Graben hinweg zum hinter dem Werkforum liegenden Betriebsgelände. Ihm entspricht im Obergeschoß der Bürotrakt, der als drittes Geschoß im rechten Winkel Graben und Gebäude tatsächlich brückenartig überspannt, Nord- und Südrand des Grabens einerseits verklammernd, andererseits Ost- und Westteil des Gebäudes voneinander trennend, in Wirklichkeit aber weniger einer Brücke denn einem Eisenbahnwagen aus der Vorkriegszeit verblüffend ähnelnd. Der Zylinder im Osten schließlich wird von einem schmalen, Museumszwecken dienenden Wandelgang umschlossen, der sich unter dem «Eisenbahnwaggon» zum Innenhof hin öffnet und davon durch eine Glaswand getrennt ist.

Die Idee, ein Fossilienmuseum in einen Graben im Fels zu legen, darf als brillant bezeichnet werden. Vorstellbar wäre nun auch gewesen, den Museumsbesucher über die erwähnte treppenartige Westwand der Grube in den Hof und dann in die Museumsräume zu führen, den Besucher also in die Erdgeschichte hinuntersteigen zu lassen und ihn schließlich hinter dem Zylinder im Osten an einer aus dem Steinbruch in das Gelände versetzten drei Meter hohen Schiefermauer vor die industrielle Realität des Schieferabbaus und damit zu der Voraussetzung für die Fossilienfunde zu führen. Dies dürfte aber für die Bauherren den Museumscharakter des Werkforums zu stark betont haben. Gewünscht war ja die ideelle Verklammerung von Industriebetrieb und Museum. Und so betritt der Besucher den Bau durch den Haupt-, sprich Werkseingang und schreitet dann über eine breite Treppe in den Graben, um einen Stock tiefer auf Ölschieferplatten aus Holzmaden im Museum zu stehen.

Von Anfang an war in Dotternhausen an ein regionales Museum gedacht. Nicht die geologischen Ent-

wicklungen in Südwestdeutschland sollten dargestellt werden – dies überläßt man mit guten Gründen größeren Institutionen wie dem Naturkundemuseum in Stuttgart –, sondern die bei der Zementfabrikation angeschnittenen Schichten, insbesondere der einzigartige Lias epsilon. Die Aufklärung über die besonderen Verhältnisse in Dotternhausen schließt natürlich auch die technischen Aspekte der Produktion ein, an der die Firma naturgemäß besonderes Interesse hat.

Inszenierungen, fossile Groß- und Prachtstücke, fünf Kabinette, sinnliche Erfahrung der Erdgeschichte

Es gelang den Museumsgestaltern in überzeugender Weise, die Fossilien dem ästhetischen Gewicht des von bunten Stahlkonstruktionen, Röhrenleitungen und Gitterstegen geprägten Werkcharakters der postmodernen Industriearchitektur entgegenzusetzen und damit deren Dominanz zu mildern. Antithetisch wie der Bau, also Gegensätzliches geschickt zu einem Ganzen formend, wurden die vom Bau vorgegebenen Widersprüchlichkeiten genutzt. Am Anfang, in die Sammlung einführend, liegt das hallenartige, lichtdurchflutete Foyer, in dem sich Aula und Museum durchdringen. Großzügig angeordnete Inszenierungen, so die wie zufällig auf dem Boden arrangierten versteinerten, mit schwarzem Gagat überzogenen Treibhölzer, daneben die Araukarie als Pflanze, die den Bäumen in den Wäldern vor 185 Millionen Jahren ähnelt, evozieren im Zusammenspiel mit dem Raumeindruck ein Gefühl der Weite. An den Wänden mehrere fossile Groß- und Prachtstücke, darunter eine Collage aus den bei den Ausschachtungsarbeiten zum Werkforum gefundenen Ammoniten, eine riesige Seelilienkolo-



Krokodil Steneosaurus boltonensis, Länge 3,85 m. Offenbar schwammen nur die erwachsenen Tiere weit ins Meer hinaus, denn Reste von Jungtieren werden kaum gefunden. Dieses Krokodilskelett konnte nach einer Sprengung nur unvollständig geborgen werden.

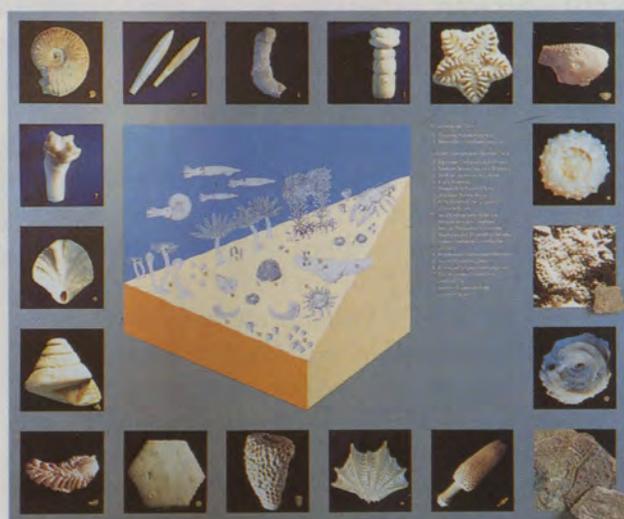
nie, die von einer Sprengung in mehr als 300 Teile zerrissen wurde und deren Präparation eineinhalb Jahre in Anspruch nahm, oder als weiteres Rarum ein vier Meter langes urzeitliches Krokodil.

Werden auf diese Weise Schaubedürfnis und Sensationslust der Besucher befriedigt, finden eingestreut zwischen diesen Vorzeigestücken erste Elemente jener paläontologischen Lehrsammlung Platz, die den besonderen Wert des Dotternhäuser Fossilienmuseums ausmachen. Die repräsentativen Exponate laden gleichsam ein, sich auch mit den wissenschaftlichen Details von Geologie und Fossilienkunde zu beschäftigen, etwa der Frage nachzugehen nach den vielfältigen Bedingungen der Fossilierung und demzufolge der vielgestaltigen Ausformung der Versteinerungen: von plattgedrückten Funden – wie auch im Lias epsilon – bis hin zu exzeptionellen dreidimensionalen Funden, von denen sich an anderer Stelle – in einer Vitrine aufgehängt – der vorzüglich präparierte Kopf eines Ichthyosauriers befindet, unter dem ein Spiegel sogar den Blick von unten in das Präparat hinein ermöglicht. Im Foyer auch weitere detaillierte Hinweise in Wort und Bild zu den unterschiedlichen Erhaltungszuständen von Ammoniten, unterstützt jeweils durch einen entsprechenden Fund: etwa Hohlformen, «Abgüssen» ohne Schale.

An dieser Stelle erhebt sich auch die erwähnte drei Meter hohe, aus dem Steinbruch ins Museum verfrachtete und am Ende durch einen Spiegel geschickt ins Unendliche verlängerte Wand des Lias epsilon, erstreckt sich diese Schicht doch noch weiter tief unter die Schwäbische Alb. Diese Wand steht

in bemerkenswertem Kontrast zur filigranen Präzision etwa der Seelilien oder zur wissenschaftlich prägnanten Information und verweist durch ihre an sich aussagearme Masse den Besucher auf den Inhalt der Vitrinen und Texttafeln zurück.

Der geräumige Ostteil des Fossilienmuseums im Werkforum ist, wenn man so will, eher der sinnlichen Erfahrung der Geologie gewidmet. So gerüstet, wird der Besucher anschließend im Nordwestflügel des Baus auf zwei Etagen mit den kleinteiligen Ergebnissen der Forschung konfrontiert. Anders als im lichten postmodernen Foyer hat man sich hier zu



Diese ca. 1 cm großen Kleinfossilien sind in den «Lochenschichten» des Weißen Juras häufig zu finden. Hier sind 18 Originalfossilien vor ihren vergrößerten Fotos präsentiert; das Bild in der Mitte zeigt die aus den fossilen Resten rekonstruierten Meerestiere in ihrem Lebensraum.

einer in Museumskreisen sonst als veraltet gelten- den Präsentation der Exponate in fünf Kabinetten entschlossen. Und allen Modernismen der zeitge- nössischen Museumskultur zum Trotz vermögen die engumschlossenen, blockhaften Räume in Dot- ternhausen zu überzeugen, erscheinen geradezu als ideal, auf verhältnismäßig engem Raum in die ver- schiedenen Schichten des Juras einerseits und der urzeitlichen Lebensräume andererseits auf nahezu umfassende Art und Weise einzuführen.

*Bei Großobjekten eher wortkarg,
in den Kabinetten pädagogischer Impetus*

Die eigentlich Werbezwecke für die Fossilienkunde erfüllenden und erste Blickpunkte darstellenden Großobjekte im Foyer sind bewußt recht «wortarm» präsentiert – bis hin zu jener völlig stummen Insze- nierung, in der ein (toter) Nautilus aus dem Indi- schen Ozean des 20. Jahrhunderts still vor sich hin- dümpelt im blauen Nirwana einer sonst leeren Ple- xiglasvitrine. Die auffallende Zurückhaltung bezüg- lich erklärender Texte läuft zumindest in diesem Fall Gefahr, Verwirrung zu erzeugen: Der Nautilus steht als rezenter Vergleich für die vor 65 Millionen Jahren ausgestorbenen Ammoniten, wird aber wohl von der überwiegenden Mehrheit der Besucher selbst für ein Fossil gehalten. Leider lassen sich auch die kurzen Texte zu den Großobjekten erst nach längerer Suche finden, da die technische Seite der an sich bestechenden Idee, durch bläulich aufschim- mernde Texttafeln den Besucher optisch von Expo- nat zu Exponat zu ziehen, Mängel aufweist: Der Text hellt erst auf, wenn man direkt vor den Tafeln steht, von anderen Standpunkten aus vermag man in ihnen nur schwarze Platten zu erkennen. Die

Kabinette hingegen spiegeln durch den Reichtum an Exponaten und ausführlichen Erklärungen die Vielgestaltigkeit, ja Unüberschaubarkeit des Lebens im Jurameer wider.

Bei der Einrichtung der Kabinette, die sich insbeson- dere an den höher motivierten, lernbereiten Besu- cher wenden und mehr eine Lehr- denn eine Schau- sammlung bergen, folgen die Gestalter eher konser- vativen Vorbildern. So entspricht die dem Thema völlig angemessene vertikale Anordnung – wobei der Besucher nach drei dem Schwarzen Jura gewid- meten Kabinetten über eine Rampe, an der dort aufgezeichneten Erdgeschichte entlang, zum mittlere- ren und oberen Jura, dem Dogger und Malm hinauf- steigt – auch räumlich der Strategiefie der aufge- schichteten Geologie, um schließlich bei letzten In- formationen aus der jüngeren Erdgeschichte zu en- den, nämlich beim Plattenkalk mit seinen eingela- gerten Dendriten, die ja keine versteinerten Moose und Farne sind, wie Laien immer wieder vermuten, sondern eingesickerte Mangan- und Eisenminera- lien, sowie bei den für die Schwäbische Alb typi- schen Höhlen und Tropfsteinen.

Spektakuläre Funde treten zurück zugunsten der unvergleichlich häufigeren Kleinfossilien, wie sie auch vom Nichtgeologen relativ mühelos am Alb- rand zu finden sind und die teilweise für den Be- trachter erst durch das vergrößernde Foto, mit dem sie hinterlegt sind, als Fossil deutlich werden. Wenn möglich, wurden den fossilisierten Meeresbewoh- nern des Jura heute existierende art- und formver- wandte Tiere als Gehäuse, im Skelett oder auch im Bild gegenübergestellt. Baupläne und Rekonstruk- tionszeichnungen dienen zum besseren Verständ- nis; teilweise werden Fossilien sogar zum Anfassen bereitgestellt. Die Urgeschichte erfährt einen Bezug

*Dieser Ichthyo-
saurierschädel
Stenopterygius
sp., Länge 28
cm, ist in einer
Kalkkonkretion
unverdrückt er-
halten geblieben
und in mühe-
voller Arbeit
aus dem split-
terharten Ge-
stein heraus-
präpariert wor-
den.*

*Rechts davon
der Zahn eines
Krokodils,
Höhe 2,5 cm.*



zur Gegenwart, und die Muscheln, Krebse, Kopf- und Armfüßler, die Korallen, Schwämme, Seeigel und Seelilien der Meere vor fast 200 Millionen Jahren werden so als untergegangene Lebensformen begreifbar.

Die Kabinette sind geprägt von einer ganz besonderen, in Museen ungewöhnlichen, nämlich in gewisser Hinsicht privaten Atmosphäre. Zwar für die Öffentlichkeit bestimmt, denn dazu war und ist man ja verpflichtet, wird doch auf Schritt und Tritt ein, fast möchte man sagen schwäbisches, «Unser» spürbar. Die Funde stammen ja nicht aus irgendwelchen Steinbrüchen, sondern aus jenen Schichten, die die Grundlage des Unternehmens bilden. Stets schwingt die persönliche Verbundenheit der Verantwortlichen mit. Dies gilt für die an sich ganz traditionelle, aber durch Fotos bunt belebte und durch rezente Formen exemplifizierte Darstellungsform hinter Glasscheiben ebenso wie für den stets durchschimmernden persönlichen pädagogischen Impetus der Gestalter. Exponat, Bild und Text versuchen, den Tieren und Pflanzen sowie den Existenzbedingungen in den jeweils angesprochenen Erdzeitaltern gleichsam noch einmal den Odem des Lebens einzuhauchen. Faszinierende Funde wie etwa der nackte, wohl bei der Häutung vom Tod überraschte Krebs in einem Ammonitenhorn, der Hinweis auf von Krebsen mit den Scheren geknackte Ammoniten, die wie von einer Riesenfaust zusammengeballten Knochen eines immerhin etwa 1,50 Meter langen Ichthyosauriers, der von einem noch erheblich größeren Exemplar dieser Saurierfamilie gefressen und so ins Jenseits befördert wurde,

die tiefen Bißspuren im Körper eines Schmelzschuppenfisches, alle diese Funde und Befunde machen die realen Verhältnisse im Jura Meer, die ewig gültige Grundregel des «fressen und gefressen werden» ungemein gegenständlich. Die genannten Beispiele stammen aus dem kleinen Themenbereich *Räuber und Beute* im ersten Kabinett. Ähnliches läßt sich auch an anderer Stelle entdecken: etwa die sogenannten Magensteine, einst wie heute von Krokodilen gefressene Kiesel, die zur Unterstützung des Gleichgewichtssinnes der Tiere dienen. Und dazwischen immer wieder Hinweise auf hochspezielle wissenschaftliche Themen wie die Altersbestimmung fossiler Funde und die häufig variierenden Angaben dazu oder die geheimnisvolle Frage, wie Flugsaurier in den Lias epsilon gelangten – 150 Kilometer vom Festland entfernt. Nicht ganz glücklich allerdings ist man angesichts dieser der historischen Realität verpflichteten Darstellungsweise mit dem märchenhaften, von einem chinesischen Spezialisten vergrößert an die Wand reproduzierten, recht naiven, übertreibenden und die Urtiere entstellenden Bild aus der Zeit des Biedermeiers im ersten Kabinett.

*Privater Beitrag zur Kultur im ländlichen Raum:
jährlich 20000 Besucher aus der Region*

Die investierte Mühe, das Ansprechen der Öffentlichkeit – das auch von Zeit zu Zeit das Aufschütten einiger Tonnen Ölschiefer neben den Eingang des Werkforums einschließt, wo jedermann nach Herzenslust klopfen und stöbern kann – und auch das



So stellte man sich im Jahre 1831 das Leben im Jura Meer vor: Fressen und Gefressen werden. Vorlage dieser ca. sechs Meter breiten Reproduktion des chinesischen Kunststudenten Wang Fu war ein Original des Waliser Geologen De la Beche.

finanzielle Engagement, denn Bau und Einrichtung des Museums wurden ohne jeden öffentlichen Zuschuß realisiert, stellen einen ganz ungewöhnlichen Beitrag zur Kultur im ländlichen Raum dar. Über 20000 Besucher kann das Museum pro Jahr verzeichnen, Tübingen und Villingen markieren dabei ungefähr die Grenzen des Einzugsbereichs, wenn auch durchaus Besucher aus anderen Teilen

ausführlicher Katalog soll im Laufe des Jahres erscheinen.

Die Fossiliensammlung in Dotternhausen liefert ohne Zweifel den Beweis, daß eine wissenschaftliche, exakte Ausstellung auch in einen postmodernen Bau integrierbar ist, ohne daß die Sinne schmerzen oder die Didaktik von der Architektur erdrückt wird; zudem einen Beweis, daß auch ohne modi-



Gut erhaltenes Ichthyosaurier-Jungtier *Stenopterygius* sp., Länge 1,20 m. Die vermeintlichen «Hörner» sind aus dem Zusammenhang gerissene Schädelknochen von der anderen Kopfseite.

Deutschlands und sogar aus dem Ausland den Weg nach Dotternhausen fanden. Damit dürfte dieses Museum seinem ursprünglichen Ziel, nämlich einen regionalen musealen Anziehungspunkt zu bieten, also Heimatkunde im besten Sinne zu betreiben, sehr nahekommen. Für das Publikum, das die Fossiliensammlung individuell, also ohne organisierte Führung besichtigt – etwa die Hälfte der Besucher –, wird vielleicht noch etwas mehr zu sorgen sein. Ein Problem stellt die Orientierung im Werkforum dar. Der Charakter der Kabinette als thematisch abgeschlossene Einheiten wird erst nach deren Studium faßbar. Es fehlen, wenn man so will, die Kapitelüberschriften. Der Fachmann, der Geologe und Paläontologe, der sich in den Gesteinen und im Erdzeitalter auskennt wie der Hausherr in den Lagen seines Weinkellers, wird diesen Mangel vielleicht nicht in dem Maße spüren wie manch zwar interessierter, doch noch wenig informierter Besucher, den angesichts der sich äußerlich zunächst nur durch eine komplizierte Nomenklatur unterscheidenden Schichten des Juras fast der Mut verlassen möchte. Ein Blick in den Lageplan des am Eingang ausliegenden Faltblatts ist dringend zu empfehlen. Darin könnte aber vielleicht auch eine graphisch anschauliche Übersicht über die Abfolge der Erdgeschichte Südwestdeutschlands abgedruckt werden, einschließlich der vor und nach dem Jura liegenden Zeitalter, wie sie sich vorbildlich in der Broschüre *Wüsten, Meere und Vulkane, Baden-Württemberg in Bildern aus der Erdgeschichte* von Christine Stier, Hermann Behmel und Uli Schollenberger findet. Ein

schen Schnickschnack Wissen in einem Museum einem breiten Publikum vermittelbar ist, wenn die verantwortlichen Gestalter sich nicht als Innenarchitekten gerieren, sondern die persönliche Motivation am Gegenstand ihrer ureigenen Wissenschaft sich im Ambiente niederschlägt. Trotz postmoderner Hülle gerät die Fossiliensammlung im Werkforum zu Dotternhausen auch zum Plädoyer gegen die sterile Kühle vieler moderner Museen, gegen zu viel intellektuelle Distanz, also dafür, die Museen den Menschen auch sinnlich wieder näherzubringen. Trotz aller musealer Gigantomanie und gestalterischem Perfektionismus unserer Tage: *Small is beautiful!* Die Geschäftsleitung und der verantwortliche Paläontologe in Dotternhausen hatten ursprünglich ein «Erlebnismuseum» geplant. Nun entpuppt sich die Präsentation der Fossiliensammlung schließlich doch als wahrhaft belehrendes Naturkundemuseum im konservativen Sinne, speziell zugeschnitten auf die Funde am Albrand bei Balingen. Und das ist gut so.

Fossiliemuseum im Werkforum 7466 Dotternhausen bei Balingen

*Öffnungszeiten: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag
13.00 bis 17.00 Uhr*

Sonn- und Feiertag 11.00 bis 17.00 Uhr

*Führungen von Februar bis November an jedem ersten
Dienstag im Monat um 18.00 Uhr*

Museum geschlossen vom 1. 12. bis 6. 1.

Eintritt frei

Information: (07427) 79211

Gaisburg ist ein Stadtbezirk im Stuttgarter Osten, begrenzt von einem Dreieck, das gebildet wird von der Talstraße im Nordwesten, dem Neckar im Nordosten und dem Gaisburger Wald mit dem vorgelagerten Neubaugebiet auf dem Plettenberg im Süden. Erstmals in einer Schenkungsurkunde um das Jahr 1140 erwähnt, hatte Gaisburg schon eine rund 750jährige Geschichte, als es im Jahr 1901 *in den Amts- und Gemeindeverband von Stuttgart aufgenommen*, mit anderen Worten eingemeindet wurde. Zuvor schon hatte im 19. Jahrhundert ein Strukturwandel vom ursprünglichen Bauern- und Weingärtnerdorf zum Arbeiterwohnviertel eingesetzt, der durch die Eingemeindung beschleunigt wurde.

Heute verbindet sich für die Stuttgarter mit Gaisburg die Vorstellung vom Gaskessel, vom Schlachthof und vom Fernheizwerk. Vielleicht kennen einige auch die vom 1957 verstorbenen Architekten der Stuttgarter Markthalle, Professor Martin Elsässer, 1912/13 im Jugendstil erbaute evangelische Kirche, die auf einem markanten Bergvorsprung oberhalb des Neckartals weithin sichtbar ist.

Aber nur wenige Stuttgarter werden im Zusammenhang mit Gaisburg an das Schlößle denken, das früher dort gestanden ist, sowie an Ludwig Uhland und an seine jahrelange Verbundenheit damit. Ohnehin scheint Uhland, der Bestseller-Autor gewesen ist, als es diese Bezeichnung noch nicht gegeben hat, aus der Mode gekommen zu sein. Zwar trägt der Intercity Stuttgart – Hamburg seinen Namen, und im Stuttgarter Osten gibt es die Uhlandshöhe. Aber wer kennt heute noch seine Gedichte und Balladen, obwohl viele Schüler diese früher einmal auswendig gelernt haben? Vielleicht kennt man sie gerade deshalb nicht mehr. Man könnte glauben, Uhland sei *versunken und vergessen* wie der König in seiner Ballade von *Des Sängers Fluch*. Wer interessiert sich schließlich noch für den *Kaiser Rotbart lobesam*, der vor 800 Jahren fern in Kleinasien beim Baden ertrunken ist? Unser «Kaiser» heißt Beckenbauer!

*Das Gaisburger Schlößle ist vergessen,
nicht so Raissa Gorbatschovas Besuch*

Nicht nur Uhland ist vergessen: In Gaisburg ist im Jubiläumsjahr 1990 Ecke Alfdorfer und Comburgstraße ein Neubau für Aussiedler erstellt worden, aber offenbar hat niemand daran gedacht, etwa

durch eine Tafel darauf hinzuweisen, daß an dieser Stelle «in alten Zeiten» das sogenannte Schlößle stand, ehemals beliebtes Ausflugsziel der Stuttgarter, darunter auch von Ludwig Uhland. Er ist mit Freunden und Gästen dorthin gewandert, um sich im Berggarten über die schöne Aussicht ins Neckartal und hinüber zum Schurwald zu freuen. Das Schlößle ist deshalb auch schon als *Musensitz schwäbischer Dichter* bezeichnet worden. Eher erinnern sich die Gaisburger daran, daß dort in der Nähe Raissa Gorbatschowa 1989 beim Besuch mit ihrem Mann in Stuttgart eine «typisch deutsche Arbeiterfamilie» besucht hat.



Markantes Bauwerk in Stuttgart-Gaisburg: die evangelische Kirche, ein Werk im Jugendstil von Martin Elsässer.



Gaisburg um 1830; das hohe Haus ist das Schlößle. Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von J. Scheiffele.

Das Schlößle steht nicht mehr, und Uhlands Spuren in Gaisburg sind verwischt. Im Werk des Dichters findet sich nichts über den Ort, den er so gern aufgesucht hat, auch nicht in der Beschreibung seines Lebens, die von seiner Frau Emilie stammt. Eher als einen Ausflug nach Gaisburg erwähnt sie, wann sie große Wäsche gehabt hat, zu ihrer Zeit, ohne technische Hilfen, für Hausfrau und Gesinde harte Arbeit und deshalb erwähnenswert.

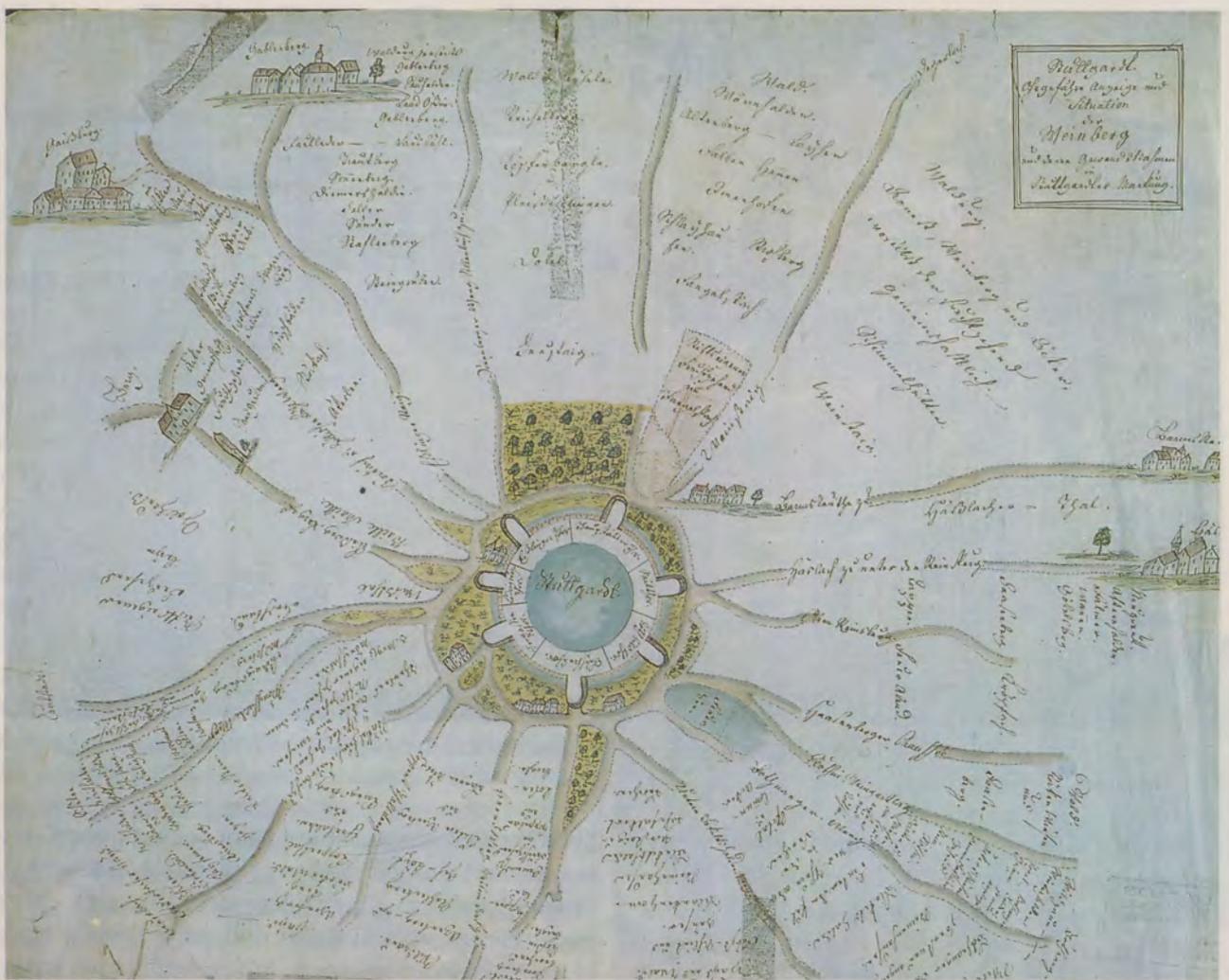
Aber Uhland hat Tagebuch geführt, wie das – zum Glück für uns Nachgeborene – damals üblich gewesen ist. Zwar war der von Natur aus Schweigsame, ein prächtiger, unbarmherzig stummer Holzbirnenkopf, wie ihn Friedrich Theodor Vischer, der Verfasser des *Auch Einer*, charakterisiert hat, auch in seinen Tagebüchern nicht viel mitteilbarer als im täglichen Umgang. Anhand von Akten und Tagebuchnotizen läßt sich jedoch die Geschichte des Gaisburger Schlößles bis in die Zeit Uhlands erzählen und darüber hinaus aufzeigen, daß sich Gaisburg zwar gewandelt hat, Uhlands Liebe zum Schlößle aber bis heute in Gaisburg Spuren hinterlassen hat.

Mitte des 18. Jahrhunderts wird aus dem Adelssitz hoch über dem Neckartal eine Gastwirtschaft

Das Schlößle läßt sich bis in die Zeit ums Jahr 1600 zurückverfolgen: 1598 hat der Stuttgarter Burgvogt Lutz von Menlishofen das Wohnhaus des alten

Schultheißen von Gaisburg samt Scheuer und Garten gekauft. Er ließ die auffälligen Gebäude abreißen und auf dem günstig über dem Neckartal gelegenen Grundstück für sich und seine Familie eine *lustige Behausung* errichten. Auf seine Bitte hin hatte ihn der Herzog von allen Belastungen befreit, die auf dem Anwesen lagen.

Das Eigentum an diesem Schlößle hat in der Folgezeit wiederholt gewechselt. Ein Wechsel verdient besondere Erwähnung: 1742 hat der Reichspostmeister und Herzoglich-Württembergische Expeditionsrat Johann Ulrich Mittler aus Cannstatt das Schlößle samt dazugehörigem Gut um 7000 Gulden gekauft. Es waren dies 3,75 Morgen Garten, 24,5 Morgen Acker, 12 Morgen Wiesen, 1,5 Morgen Weinberge und 8,5 Morgen Wald. Der neue Eigentümer starb bereits nach fünfviertel Jahren, hinterließ aber eine tüchtige Witwe. Maria Juliane Mittler richtete nämlich auf dem Anwesen eine Gastwirtschaft ein, offenbar verfügte sie über eine Schankgerechtigkeit. Das Lokal wurde von Cannstattern und Stuttgartern an Sonn- und Feiertagen gern besucht. Im Keller lagerten nicht nur Gaisburger, sondern auch Uhlbacher Weine, was – abgesehen von der schönen Lage – zur Attraktivität beigetragen haben mag. Im Stadtarchiv befindet sich eine Karte der Stuttgarter Weinberglagen ums Jahr 1780, aus der Zeit von Herzog Carl Eugen. Auf dieser Karte fällt hinter den Lagen *Ameißenberg*, *Staißenücker* und *Im*



«Stuttgardt. Ohngefähre Anzeige und Situation der Weinberg und deren GewandNahmen in Stuttgardter Markung.» Etwa 1780. Die Stadt ist symbolisch mit ihren Toren als Kreis dargestellt; drumherum ein Gürtel von Gärten und Weinbergen. Oben links das Gaisburger Schlößle.

Ecklen – von Stuttgart aus gesehen – in Gaisburg ein hohes Haus auf, sehr wahrscheinlich das Schlößle. Im Archiv ist auch festgehalten, daß Schillers Schwager Wilhelm von Wolzogen als Baumeister am Umbau des Schlößle mitgewirkt hat. Als Schiller Anfang 1794 mit seiner Familie und der Schwägerin Karoline von Wolzogen zu einem längeren Aufenthalt nach Stuttgart kam, da hat er sich in der Stadt und ihrer Umgebung umgesehen. So war er u. a. in Hohenheim, wie wir aus seinem Tagebuch wissen. Es ist zu vermuten, daß er mit Frau und Schwägerin auch nach Gaisburg kam und sich im Schlößle stärkte – der Frühling war in diesem Jahr nach vorhandenen Aufzeichnungen besonders schön. Aus Kaufunterlagen vom Jahr 1809 ergibt sich, daß das Schlößle damals zwei Säle hatte, zwölf tapezierte – ein Zeichen des Wohlstands – und vier bloß gegipste Zimmer, meist mit eisernen Öfen ausgestattet, einer zu jener Zeit neuen Errungenschaft. Dazu kamen noch viele Kammern für das Gesinde. Zu dem Besitztum gehörten, dem Zeitgeschmack

entsprechend, verschiedene sogenannte Lusthäuser mit Lauben, Gängen und Hecken. Es war nicht weniger als ein Landsitz. Nicht von ungefähr dürfte die – spätere – Verbindung der Stuttgarter Stadtmitte mit Gaisburg – vor dem Bau des Wagenburgtunnels – den Namen Landhausstraße erhalten haben. Ist dies nicht näherliegend als die angebliche Erinnerung an das Landhaus, Lange Straße 41, in dem die Waffen des Amtes Stuttgart aufbewahrt wurden? – Drei Jahre später, 1812, beschreibt der Präzeptor der Cannstatter Lateinschule, Johann Daniel Memminger, die Gegend so: Von Berg aus kommen wir unter Gaisburg, einem auf einer gesegneten und reizenden Anhöhe gelegenen und mit mehreren Lustgärten prangenden Dorf vorbei nach Wangen.

Dr. jur. Ludwig Uhland als «Hilfsarbeiter» im Stuttgarter Justizministerium

Zum Jahresende 1812 nahm Ludwig Uhland im Stuttgarter Justizministerium eine unbezahlte (!)

Stelle als *Hilfsarbeiter* an in der Hoffnung, daß daraus möglichst bald eine bezahlte Stelle werde. Zwei Jahre zuvor hatte er sein juristisches Studium mit der Fakultätsprüfung abgeschlossen und war zum Doktor beider Rechte promoviert worden. Für das Jurastudium hatte er sich nicht aus eigenem Antrieb entschieden. Schon mit vierzehn Jahren, gleich nach seiner Konfirmation, mußte er sich über seinen künftigen Beruf schlüssig werden: Der Familie war ein Stipendium an der Tübinger Universität zugefallen, über das gleich entschieden werden mußte. Da es nur für Theologen und Juristen bestimmt war – dem Stifter hatten bei einer schweren Krankheit die Ärzte nicht helfen können, weshalb er das Medizinstudium ausgeschlossen hatte –, erlaubte es nur eine beschränkte Wahl. Der Konfirmand entschied sich für das Jurastudium, obwohl er lieber Philologie studiert hätte: *Als ich mich des Rechts beflissen / Gegen meines Herzens Drang . . .* hat er später einmal seinem Herzen Luft gemacht.

Der Vater Uhland, Universitätssekretär in Tübingen, hatte die durch das Stipendium für den Sohn erübrigten Gelder diesem für eine Studienreise zurückgelegt. Diese unternahm er nach Paris, wo er sich mit dem französischen Recht, insbesondere mit dem neuen, fortschrittlichen Zivilgesetzbuch, dem

Code Napoléon, vertraut machen sollte. Württemberg war ja Rheinbundstaat, Königreich von Napoleons Gnaden. Allerdings hat sich Uhland in Paris weniger für das französische Recht interessiert als für mittelalterliche Sagen, die er im Manuskriptendepot der kaiserlichen Bibliothek aufspürte. In der Folge schrieb er einige «altfranzösische» Gedichte, wie z. B. *Graf Richard Ohnefurcht*. Nach seiner Rückkehr aus Paris hatte er sich zunächst in seiner Vaterstadt Tübingen – ohne viel Erfolg – als Advokat niedergelassen. Nun war er also in Stuttgart, inzwischen fast 26 Jahre alt und immer noch finanziell vom Vater abhängig.

Wie waren 1812 die Zeitumstände, als Uhland nach Stuttgart kam? Der König war nach den Worten eines zeitgenössischen Spötters unter Napoleons Sonne *wie ein Krautkopf in die Höhe geschossen*, beim Umfang von König Friedrich ein treffender, aber auch boshafter Vergleich. Für die Standeserhöhung des Herrschers mußten württembergische Soldaten als Hilfstruppen für Napoleon nach Rußland ziehen. Bei seiner Großen Armee, die in jenem Winter auf dem Rückzug von Moskau ihrem Untergang in Eis und Schnee entgegentaumelte, waren ursprünglich fast 16000 Württemberger. Bis auf etwa tausend Mann ist dieses Kontingent in Rußland geblieben.



Auch Freunde von Uhland wie Friedrich von Harpprecht und August Mayer waren unter den Opfern. Nachdem im September 1812 noch von einem großartigen Sieg offiziell die Rede gewesen war, gingen um die Jahreswende 1812 auf 1813 Gerüchte um über das schreckliche Schicksal der Soldaten in Rußland. Zunächst durfte man offen nicht darüber reden. Lange ließ sich die Katastrophe allerdings nicht verheimlichen.



Ludwig Uhland als junger Mann; Gemälde von Christoph Friedrich Dörr.

Und dann kamen die Russen! Am 8. April 1813 vertraut Uhland seinem Tagebuch an: *Lärmen wegen Annäherung der Russen*. Den Vertrag mit Napoleon hat der König erst im November 1813 in einer öffentlichen Verlautbarung gekündigt, also erst nach der Völkerschlacht bei Leipzig am 16. Oktober!

Uhland flieht vor der «Verdorbenheit von Stuttgart» nach Cannstatt und Gaisburg

Noch bevor die Russen kamen, am 4. April 1813, einem Sonntag, notiert Uhland in seinem Tagebuch: *Bureau, an einem Criminalfall gearbeitet, puncto homicidii, Wachtparade, Mittagessen, (mit einem Freund) nach Cannstatt und Gaisburg, herrliche Aussicht aus dem oberen Zimmer (...) Verdorbenheit von Stuttgart*. Was immer er darunter verstanden haben mag. Schon im ersten Frühjahr seiner Stuttgarter Zeit ist er also nach Gaisburg gewandert, und so ist es dann jahre-

lang weitergegangen. Uhland hat sich vor der *Verdorbenheit von Stuttgart* immer wieder in die ländliche Idylle von Gaisburg geflüchtet. Nach seinen Notizen wandert er z. B. *über Sillenbuch, Rohracker, wo wir einkehren, Hedelfingen und Wangen nach Gaisburg*. Er war ein rüstiger Wanderer. Ist er doch einmal morgens um halb sieben Uhr in Stuttgart aufgebrochen und – ohne einzukehren – nach Tübingen gewandert; pünktlich um 12 Uhr war er bei den Eltern zum Mittagessen!

Im April 1814 vermerkt Ludwig Uhland in seinem Tagebuch *die herrlich ausbrechende Blüte in Gaisburg*, und im Mai ist er über Gaisburg und das Wasserhaus unten am Neckar nach Cannstatt gewandert. Er vertraut seinem Tagebuch auch das beschwerliche Stiefelausziehen an, nach solchen Märschen verständlich. Er registriert Bienenschwärme, die ihm lästig werden, und vermerkt, er sei im «Lamm» in Berg eingekehrt. Auch die Nachricht, *daß schöne Gesellschaft in Gaisburg gewesen*, hielt er fest.

Uhland war schon 1814 wieder aus dem Staatsdienst ausgeschieden, nachdem wiederholte Bewerbungen um eine dotierte Stelle abschlägig beschieden worden waren: *Seine königliche Majestät geruhen (...) in Betracht der (...) jetzigen Überbürdung der Staatskasse, diesem Antrag nicht zu entsprechen*. Wahrscheinlich hatte er an seinem Stammtisch zu vernehmlich gegen die Verfassungspläne des Königs räsoniert. Er behielt Stuttgart als Wohnsitz bei und versuchte erneut sein Glück als Advokat, ohne dabei mehr als ein leidliches Auskommen zu finden. Aber auf anderem Gebiet hatte er Erfolg: Der Universitätskurator von Tübingen und spätere württembergische Kultusminister Freiherr von Wangenheim machte sich bei Cotta zu seinem Fürsprecher, und so konnte 1814 die erste Auflage der Gedichte von Ludwig Uhland erscheinen. Sie hatten eine große Resonanz und machten ihn weit über Württemberg hinaus bekannt.

Die blutjunge Emilie Vischer und die Stammtischrunde der Schattenbrüder

Am 15. Dezember 1814 erwähnt Uhland in seinem Tagebuch erstmals seine künftige Frau, Emilie Vischer, gerade erst fünfzehn Jahre alt. Er durfte ihren Stiefvater Pistorius und ihren Onkel Elben, Redakteur des Schwäbischen Merkurs, zusammen mit dem Mädchen bei einem gemeinsamen Spaziergang

Blick vom Kahlenstein, dem heutigen Rosenstein, ins Neckartal auf Berg (Kirche) und Gaisburg, rechts die Villa Berg. Im Jahr 1846 gemalt von Julius Steinkopf.





Emilie Uhland, geb. Pistorius; auf Elfenbein gemalt 1818 oder früher.

zu einem weiteren Onkel nach Cannstatt begleiten. Es war dies der in Konstantinopel geborene Grieche Wergo, der durch den Handel mit Baumwolle und Garn reich geworden war. Die Mutter von Emilie, in der Familie der Kürze wegen Emma genannt, hatte



Emilie Pistorius, Büste von Johann Heinrich Dannecker von 1816.

sieben Schwestern und Emma dementsprechend viele Tanten und Onkel.

Von den vielen Tagebucheinträgen Uhlands können nur wenige herausgegriffen werden. So notiert er am 21. Juli 1815 lapidar *Häslich*, gemeint ist das damalige Pfarrdorf Heslach bei Stuttgart, und am 25. Juli des gleichen Jahres *Gang zum Sauerbrunnen nach Cannstatt, allein – Kirchweihe in Gaisburg*. Ob er bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit zu den folgenden Zeilen inspiriert worden ist, überschrieben mit *Wein und Brot?*

*Solche Düfte sind mein Leben,
Die verscheuchen all mein Leid:
Blühen auf dem Berg die Reben,
Blüht im Tale das Getreid.
(...)*

*Gute Wirtin vieler Zecher!
So gefällt mir's, flink und frisch;
Kommst du mit dem Wein im Becher,
Liegt das Brot schon auf dem Tisch.*

Gewohnt hat Ludwig Uhland während seiner sieben-zehn Stuttgarter Jahre vorwiegend in der Bandstraße 2. Das war beim Friedrichsplatz, dem heutigen Marktplatz. Auf einem Stadtplan von 1811 findet man die Bandstraße oder das Bandgäßle ungefähr zwischen den jetzigen Häusern Haufler und Tritschler. Im Erdgeschoß des Hauses, in dem Uhland wohnte, befand sich eine Weinwirtschaft, der *Schatten*. Hier fand er bald Freunde am Stammtisch, bei den sogenannten Schattenbrüdern. Man konnte dort im allgemeinen ein offenes Wort riskieren. Uhland hat den *Schatten* so besungen:

*Ich weiß mir einen Schatten,
Da fließt ein kühler Quell,
Der stärket jeden Matten,
Der quillt so rein und hell.
Der Quell, von dem ich sage,
Ist ächter, goldner Wein...*

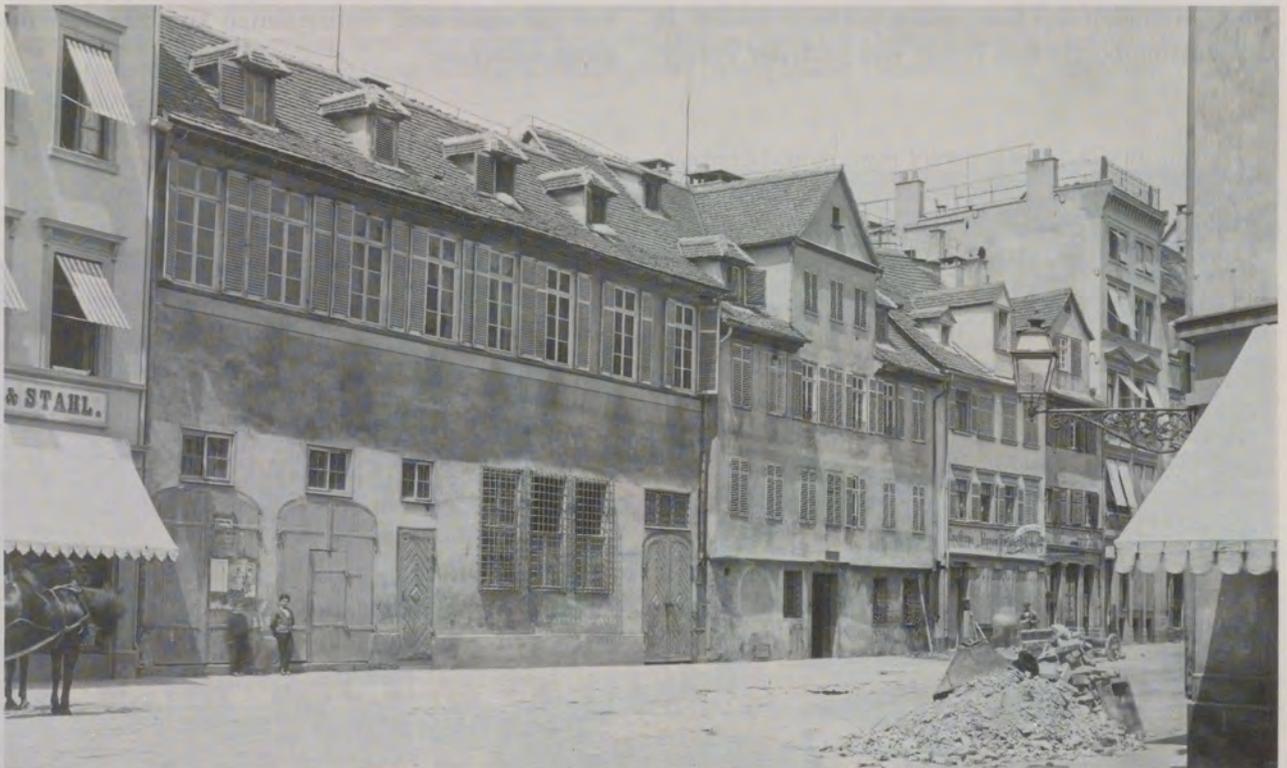
Zeitweilig hat Uhland auch beim Vater von Gustav Schwab gewohnt und – von einem Schattenbruder dort eingeführt – im Hause des Hofrats Pistorius in der Seegasse, die zwar schon 1808 in Friedrichstraße umbenannt worden war, bei den Stuttgartern aber immer noch als Seegasse bekannt war. *Honoratioren haben in der Seegasse gewohnt, wie der Leibarzt König Wilhelms I. (...), der englische und der französische Gesandte, hohe Offiziere und Hofkammerpräsidenten, Regierungs- und Geheimräthe, Kammerherren*, schreibt Hermann Lenz in *Stuttgart deine Straßen*. Die Seegasse war also eine vornehme Adresse.

*Der Prinzenerzieher Hofrat Pistorius
hatte die Kaufmannswitwe Vischer geheiratet*

August Ferdinand Pistorius war Erzieher der beiden Söhne von König Friedrich gewesen, der ihm nach der Volljährigkeit des Kronprinzen Wilhelm und des Prinzen Paul eine lebenslängliche Rente ausgesetzt hatte, da er nicht in den Staatsdienst eintreten wollte, obwohl ihm eine hohe Stelle angeboten war. So hatte er sich bereits mit 36 Jahren ins Privatleben zurückziehen können. Der in Heidenheim als Sohn des dortigen Oberamtmanns geborene Pistorius war vom König zum Hofrat ernannt worden und hatte eine reiche Kaufmannswitwe geheiratet, Auguste Emilie Friederike Vischer. Diese war 1776 in Stuttgart als Tochter des Regierungsrats und Geheimen Kabinettssekretärs Feuerlein geboren worden und in erster Ehe mit einem Kaufmann Vischer in Calw verheiratet gewesen. Aus dieser Ehe hatte sie eine 1799 geborene Tochter Emilie in das Haus Pistorius mitgebracht. Im Juli 1816 starb die Mutter von Emilie, erst 40 Jahre alt, an den Folgen einer Geburt, immerhin ihrer zehnten! Friedrich Dannecker hat eine Büste von ihr geschaffen, die sich in der Staatsgalerie befindet. Auf dem Stuttgarter Hoppenlauriedhof gilt eines der schönsten Grabdenkmäler ihrem Andenken.



Hofrat August Ferdinand Pistorius, Uhlands Schwiegervater.



Die Häuser der Familie Pistorius in der ehemaligen Seegasse; das Foto von Brandseph zeigt den Zustand der Gebäude Friedrichstraße 38–50 im Jahr 1870. An ihrer Stelle wurde das Gebäude der Württembergischen Vereinsbank errichtet, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Über der Haustüre im rechten Gebäude befand sich ein Stein mit der Inschrift: Linqenda, das zu verlassende, nämlich das Haus.

Der Witwer Pistorius hatte als Alleinerziehender, wie man heute sagen würde, mit seinen vielen Kindern vermutlich Schwierigkeiten und heiratete 1819 eine Schwester seiner verstorbenen Frau, die 1790 geborene Ernestine Eleonore Auguste Wilhelmine Feuerlein. Diese Ehe blieb kinderlos.

Im Hause Pistorius hat Ludwig Uhland die hübsche und humorvolle Stieftochter Emilie des Hofrats kennengelernt. Mit Emilie und mit Freunden ist er häufig aus Stuttgart hinausgewandert, auch nach Gaisburg, das damals – ohne Gasfabrik und Schlachthof – noch ganz ländlich war. In seinem Tagebuch finden sich jetzt Einträge wie *Gaisburg mit Freunden*, *E – das E steht für Emilie* oder, wie er sie bald nennt, *Emma* –, oder er war *mit Pistorius zum Träublenhs Herbst und zur Weinlese in Gaisburg*. Nebenbei notiert er, seine Emma habe ihm zum Geburtstag einen Geldbeutel geschenkt, die an dem *stillen Herrn Uhland* nach ihren eigenen Worten zunächst gar nichts von einem Liebhaber hatte entdecken können. Laut Tagebucheintrag hat er an seinem Geburtstag 1818 bei einem Spaziergang auf der Böhmisreute seiner Emma gestanden, *daß er sie liebe, (...) es hat so schön geblüht*.

Justinus Kerner: Uhland heiratet eine Tochter des Pistorius – sagt das nicht alles?

Doch wir haben den Ereignissen vorhergegriffen. In der württembergischen Politik war nach der Völker-

schlacht bei Leipzig eine Wende eingetreten. König Friedrich hatte sich endlich von Napoleon losgesagt. Der Absolutismus hatte abgewirtschaftet. Im Januar 1815 berief der König eine Ständeversammlung nach Stuttgart ein, um ihr die Annahme einer auf seine Anordnung vorbereiteten Verfassung zu empfehlen. Ein etwas eigenartiges Verfahren. Die Staatsverwaltung sollte modernisiert werden. Das Vorhaben des Königs stieß auf den Widerstand der Ehrbarkeit, der Stände. Sie wollten Ämter und Pfründen, das Gesetzgebungs- und insbesondere das Steuerbewilligungsrecht nicht aus der Hand geben. Ludwig Uhland, der aus einer Familie der Ehrbarkeit stammte, wurde zum Kämpfer für das – wie er es nannte – *alte, gute Recht*:

*Wo je bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!*

Als ob altes Recht an sich immer gut wäre. Wie auch immer: Uhland wird zum Sprecher der Landstände in den Auseinandersetzungen mit dem König um die Verfassung, die durch den Tod von König Friedrich im Oktober 1816 nur unterbrochen werden. Auch mit dem Nachfolger, König Wilhelm, ist zunächst keine Verständigung möglich. Im Sommer 1817 wird die Ständeversammlung aufgelöst, und erst mit einer neu einberufenen kommt eine Einigung zustande.



Das Schloß in Gaisburg, 1823, ein beliebter Ausflugsort der Stuttgarter bürgerlichen Gesellschaft.



Im Schloßgarten zu Gaisburg: Graf Beroldingen veranstaltet im Juni 1819 ein Picknick zu Ehren des Dichters Jean Paul. Die stehende Figur ist Jean Paul, vorne sein Pudel Ponto. Rechts an den Baum gelehnt Ludwig Uhland. Unvollendete Zeichnung eines unbekanntes Künstlers.

Daß Uhland an den württembergischen Verfassungskämpfen lebhaft teilgenommen hat, sieht Justinus Kerner, Vetter und Freund aus Tübinger Studententagen, in einem Brief an einen gemeinsamen Freund recht nüchtern und kritisch so: *Uhland ist politisch nur so starrköpfig, weil er den Familien reicher Kaufleute zu Gefallen das alte Verfassungswesen geradezu kultiviert. Alle in diesen Familien, untereinander verschwägert und verzopft, gehören der überholten Ansicht an. Uhland soll eine Tochter des Pistorius heiraten – sagt das nicht alles?*

*Ludwig und Emilie Uhland:
Trauung zwischen zwei Landtagssitzungen*

1819 wird Uhland vom Oberamt Tübingen in den ersten verfassungsgebenden Landtag gewählt; Abgeordnete haben übrigens in der «guten alten Zeit» noch keine Diäten bezogen. Am 15. Januar 1820 wird der Landtag eröffnet, einen Tag später ist die öffentliche Verlobung Ludwig Uhlands mit Emilie Vischer. Der Bräutigam schreibt in sein Tagebuch:

Nachricht durch einen Verwandten, daß heute meine Verlobung mit Emma werde erklärt werden. Besuch bei Hofrat Pistorius und Regierungsrätin Feuerlein – Emmas Großmutter, als deren Enkel-Tochtermann sich Uhland später bezeichnet –, Erklärung, Abendessen bei Pistorius mit meiner Braut. Am 29. Mai erfolgt zwischen zwei Landtagssitzungen die Trauung in der Hospitalkirche. Mein Hochzeitstag. Vormittags Besuch bei Emma. Sitzung. Mittagessen bei Pistorius. Nachmittags Trauung. Sitzung. Hochzeitsschmaus bei Pistorius. Nachtmusik. Emma schildert den Tag so: Den ganzen Morgen (...) bis zwei Uhr Mittags brachte er im Ständehause zu, und sogar nach der Trauung, die um drei Uhr statt hatte, ging er auf kurze Zeit noch einmal dahin zurück.

Mit seiner vermögenden Frau war Uhland finanziell unabhängig geworden, was nicht ohne mehr oder weniger freundliche Kommentare aus seinem Bekanntenkreis blieb. Der Tübinger Staatswissenschaftler Robert von Mohl hat es so ausgedrückt: *Ich habe nie anständig gefunden, daß Uhland sich sein Leben lang aus dem Vermögen seiner Frau unterhalten ließ.*



Grabstein von Emilie Pistorius auf dem Stuttgarter Hoppenlauerfriedhof. Stele mit der Inschrift:

«Dem Andenken an
 Auguste Emilie Fridericke Pistorius, geb. Feuerlein
 Geboren d. 6. Mai 1776
 Gestorben d. 15. Juli 1816
 Von dem Gatten und ihren 10 Kindern.»

Zu sehen ist die Rückseite mit der Inschrift von Rückert:
 «Sie war unsere entflohene Wonne ihres Besitzes lehre uns werth
 seyn der Seeligkeit des Wiedersehens. Zwischen hier und dort
 knüpft Glaube und Liebe das Band.»

Tatsache ist, daß vor der Hochzeit in Uhlands Tagebuch hin und wieder das Wort *Geldsorgen* auftaucht, nachher nicht mehr.

Jean Paul in Stuttgart:
 zum Picknick «auf die Gaisburg»

Im Sommer 1819 reiste übrigens Jean Paul nach Stuttgart, um Freunde und seinen Verleger Cotta zu besuchen. Am 7. Juni kam er nach Stuttgart, wo es ihm offenbar gefiel, denn er schrieb gleich an seine Frau: *die (...) Einfahrt unter Alleen und zwischen Gär-*

ten von Kannstadt in die Residenz ist eine der schönsten. Jean Paul hat in Stuttgart viele Besuche gemacht und ist selbst täglich irgendwo eingeladen gewesen. So hält er in seinem Tagebuch fest: *Der gute Graf Beroldingen nahm mich zu einem Picknick auf die (sic!) Gaisburg, ein sehr schöner Berggarten, wo der österreichische Gesandte, der bayrische, der preußische, der hiesige Minister der auswärtigen Angelegenheiten(...) und noch andere (...) waren und alles heiter und frei.* Das Schlößle in Gaisburg als Ort eines Gipfeltreffens!

Von einem unbekanntem Künstler gibt es ein Bild: *Picknick zu Ehren Jean Pauls in der Gaisburg.* Unter den Teilnehmern dieser Landpartie war auch Uhland. Unter dem 23. Juni 1819 erwähnt er in seinem Tagebuch: *Abendgesellschaft bei Haug wegen Jean Paul.* Der Dichter war nicht nur einmal in Gaisburg: Am 12. und gleich wieder am 15. Juni war er nach seinem Tagebuch zum *Thee auf der Gaisburg.* Jean Paul war Biertrinker, deshalb wird er den Wein nicht erwähnt haben, der ihm sicher dort auch angeboten worden ist. Wenn es schon kein Bier gegeben hat, dann hat er offenbar lieber Tee getrunken. Vielleicht wäre er für immer in Stuttgart geblieben, wenn es außer den hübschen Stuttgarter – und Gaisburger – Mädchen, die ihn nach seinen Tagebuchnotizen angehimmelt haben, auch wie in Bayreuth Bier gegeben hätte.

Uhland hat sich seinem Abgeordnetenmandat in Stuttgart bis 1826 gewidmet; dann hat er sich aus der aktiven Politik zurückgezogen, um sich – wie er sagte – Ruhe zu gönnen. Immer noch hatte er auf eine Professorenstelle gehofft, weil er sich – seinen Neigungen entsprechend – wissenschaftlich betätigen wollte. Ende 1829 war es soweit: Sein jüngerer Freund Gustav Schwab lehnte die Annahme eines ihm angebotenen Lehrstuhls in Tübingen ab und machte dadurch den Weg frei für die Berufung von Uhland. Er zog 1830 mit seiner Frau nach Tübingen um und begann dort, an der Universität Vorlesungen zu halten, im Wintersemester 1831/32 über die *Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker.*

Seine Lehrtätigkeit nahm allerdings ein rasches und wenig rühmliches Ende: Bei der Landtagswahl 1832 kandidierte er auf Wunsch von Gustav Schwab wieder für die Altrechtler und wurde – diesmal von der Stuttgarter Bürgerschaft – auch gewählt. Im Januar 1833 ist der Landtag zusammengetreten, vom König aber schon im März wieder aufgelöst worden wegen einem – auch von Uhland unterstützten – Antrag, repressive Beschlüsse des deutschen Bundes vom Sommer 1832 zurückzunehmen. Bei der anschließenden Neuwahl wurde Uhland von seinem Wahlkreis erneut ins Parlament entsandt. Offenbar verärgert darüber, versagte ihm König Wilhelm die für

die Wahrnehmung des Mandats beantragte Dienstbefreiung. Uhland kam deshalb um seine Entlassung ein. Diesem Antrag hat der König umgehend entsprochen mit der nicht gerade schmeichelhaften Randbemerkung: *Sehr gerne Entlassung, da er als Professor ganz unnütz war.* Man kann das Aktenstück mit dieser Bleistiftnotiz in einer Vitrine im Schillermuseum in Marbach sehen.

*Von Uhlands Begeisterung animiert,
kauft Hofrat Pistorius 1828 das Gaisburger Schlößle*

Das Schlößle blieb noch lange ein beliebtes Ausflugsziel. Es muß in Gaisburg recht idyllisch gewesen sein; Uhland notiert nach einem Besuch dort einmal extra eine *Geißblattlaube*.

Aus dem Jahr 1824 gibt es – nicht von Uhland – ein Gedicht über *Gaisburger Saturnalien*:

*Heut stiegst im Barometer,
Quecksilber! plötzlich du,
Und fandst nun erhöhter*

*In deiner Unruh Ruh
Weit überm Wort Beständig.
Da ward die Stadt lebendig,
Da gings zum Rendez-vous
Im lieben Gaisburg zu;
Wie war die Straße voll
Von Wallern, Reitern, Wagen!
Und Reihen von Gelagen,
Trug Mohr ins Protokoll.*

Friedrich Haug, ehemaliger Karlsschüler, Jugendfreund Schillers, hat diese Verse geschrieben und zur Erklärung hinzugefügt, daß Mohr der Name des Wirts in Gaisburg sei, der sich über den langen Regen zuvor beinahe schwarz geärgert habe. *Die Tafelmusik in Gaisburg*, schreibt er weiter, *war rossinisch und freischützisch und der höchste Luxus der schwäbische Falerner von Uhlbach. Wein und Kaffeedüfte durchkreuzten sich. Alte Liebe rostete nicht und neue Minneromane wurden ausgesponnen.*

Von Uhlands Begeisterung für Gaisburg angesteckt, hat Hofrat Pistorius im Jahre 1828 das Schlößle ge-



Das umgebaute Gaisburger Schlößle, gezeichnet 1924 von Marianne Schoder.

kauft. Er ließ das alte Gebäude abbrechen und an seiner Stelle ein stattliches Gebäude errichten; sogar einen kleinen Tiergarten ließ er auf dem umliegenden Gelände anlegen. Es war dies ein kaum bekannter Vorgänger von Nills Tiergarten und der Wilhelmma.

Was im Königreich Württemberg Rang und Namen hatte, traf sich irgendwann im Gaisburger Schlöble, inmitten des Berggartens. Selbst König Wilhelm besuchte immer wieder einmal seinen ehemaligen Lehrer Pistorius, wobei er ein Zusammentreffen mit dessen Schwiegersohn Uhland wohl vermieden hat. Bei Otto Borst lesen wir in dessen Geschichte der Stadt Stuttgart die biedermeierliche Anekdote, wie der König bei einem seiner Besuche in Gaisburg seinen Regenschirm habe stehen lassen, auch Könige sind vergeßlich. Aber im Hause Pistorius hatte man Lebensart: Der Hausknecht sei mit dem Schirm in der Hand dem Gast nachgesprungen und habe gerufen: *Majestät, Sie hent ihren Schirm standa lasse. Da isch er!*

1835 Kleinkinder- und Industrieschule gestiftet, das Gaisburger Schlöble geht im letzten Krieg unter

Die Nähe zum Neckar hatte für Gaisburg auch Nachteile: Der Fluß hatte sich 1784 bei einer Überschwemmung ein neues Bett geschaffen, 1826 wurde er wieder in sein altes Bett geleitet. Beide Male blieben große Altwässer zurück, eine Brutstätte für Stechmücken. So kam es seit 1784 einige Jahre lang und dann wieder seit 1826 zu schweren Wechselfieber-Epidemien, mit anderen Worten zu Malariaerkrankungen in Gaisburg. Nach den Aufzeichnungen blieb 1834 bis 1840 keine Familie im Dorf davon verschont. Erst nachdem auf Veranlassung des Pfarrers Georgii von 1838 bis 1840 diese Lachen aufgefüllt worden waren, hörte die Seuche auf.

In den Jahren der Seuche werden die Stuttgarter ihr sonst so beliebtes Ausflugsziel Gaisburg wohl seltener aufgesucht haben, dessen Bewohner in seinen besten dörflichen Zeiten ihren Lebensunterhalt außer durch die Landwirtschaft vor allem durch Obst- und Weinbau bestritten haben. Die Gaisburger Stachelbeeren waren weit bekannt.

Uhlands weiteres Leben, z. B. sein Wirken als Politiker in der Frankfurter Paulskirche, soll hier nicht weiter verfolgt werden. Das gehört nicht zum Thema «Gaisburger Schlöble». Im Zusammenhang mit Ludwig Uhland ist für Gaisburg etwas anderes von Bedeutung: Sein Schwiegervater Pistorius hat zusammen mit seiner Frau Eleonore dort im Jahr 1835 eine *Kleinkinder- und Industrieschule* gestiftet.



«Gruss aus Gaisburg», farbige Ansichtspostkarte aus der Zeit vor 1914.

Diese Stiftung hat, dank einer geschickten Klausel im Eingemeindungsvertrag mit Stuttgart von 1901, die Zeiten überdauert und ist als Kindergarten der Pistoriuspflege in der Hornbergstraße 99 den Gaisburgern ein Begriff.

Frau von Pistorius hat bis 1870 gelebt. Ihr Haus in der Friedrichstraße war ein gesellschaftlicher Mittelpunkt von Stuttgart. In ihrem schönen Zimmer empfing sie, die sogenannte Seegassenkönigin, wie Otto Borst in seinem Stuttgartbuch schreibt, die Respektsbesuche, in der Mitte des Sofas sitzend, in schwarzseidenem Kleid mit weißen Handschuhen, deren sie sich nie entledigte. Das Schlöble hat sie 1868 verkauft, seit 1886 gehörte es der Familie Schreiber. Was davon übrig geblieben war, ist den Bomben des Zweiten Weltkriegs zum Opfer gefallen.

Ein Neffe Uhlands, Sohn des alten Garn-Neeff am Stuttgarter Marktplatz, hat übrigens als Jugendpfarrer den Kindergottesdienst in Stuttgart eingeführt. Am Marktplatz gibt es den Garn-Neeff nicht mehr, aber Nachfahren von ihm, also Großneffen und Großnichten von Ludwig Uhland, gibt es noch. So gehören immer noch Nachkommen des Hofrats Pistorius, des Stifters der Pistoriuspflege, dem Ausschuß dieser Stiftung an, die seinen Namen trägt.

Bäume im Winter, in der Waldgesellschaft und als Einzel-exemplar, vom Westwind in eine Richtung geblasen. Fritz Mühlbayer faszinieren solche Individualitäten und das Spiel der Farben, etwa das der vereisten Baumkronen vor dem blauen Himmel.



Schau und Anschauung – Aussichtstürme als Landschaftsbauwerke und nationale Denkmäler (2)

In der nationalen Erregung der deutschen Gründerzeitepoche war mit dem Aussichtsturm – dies wurde bereits im ersten Beitrag zu den schwäbischen Turmdenkmälern in Heft 1991/4 skizziert – ein ganz eigener Denkmaltypus modelliert worden. Die Euphorie, die Landschaft mit solchen symbolischen Insignien zu bestücken, vereinte zum Ausklang des 19. Jahrhunderts verschiedene Bewußtseins- und Gemütszustände. Das Beispiel des 1873/74 bei Rottenburg errichteten Weilerburgturms hatte gezeigt, wie in jener geschichtsbeflissenen Epoche bürgerliche Natursehnsucht verknüpft wurde mit einem romantisierenden Historienbewußtsein, das durch die Erinnerung mittelalterlicher Vergangenheit an einstige nationale Größe anknüpfen und ihre Wiedererweckung im Zeichen der deutschen Reichsgründung von 1871 forcieren wollte.

Die Standorte der Aussichtstürme waren Programm. Dem Alltag entrückte Natur besorgte nicht nur Stimulanz für deutsches Gemüt, sondern verwies jene durch die Landschaftsbauwerke vergegenwärtigte Idee der geeinten Nation ins Reich des Natürlichen. Landschaft wird nun, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, vermessen und markiert in symbolischen Ortsbesetzungen. Die Koordinaten heißen Bismarck- oder Wilhelmshöhe; die höchsten Punkte der Natur werden mit vaterländischen Denkmälern besetzt, aus dem harmlosen Ausflug in die Natur ist ein patriotischer Bildungsspaziergang geworden. Oft – es sei hier nur erinnert an die Pläne eines Nationaldenkmals auf dem Hohenstaufen oder an die Aussichtstürme auf der Heuchelberger Warte, wo bereits 1483 Graf Eberhard im Bart eine Burg hatte errichten lassen, und an den Turm, den der Schwäbische Albverein 1889 auf der Teckruine emporzog – oft wies die Aura der Geschichte der Wanderbewegung des 19. Jahrhunderts den Weg und ließ die frühen schwäbischen Touristen sich in Burgen- und Ruinensentimentalität ergehen.

Bei fast allen monumentalen Aussichtstürmen in Württemberg wird also ihre Bestimmung mit pädagogisch-patriotischen Anliegen in Verbindung gebracht, und etliche Turmexemplare werden denn auch ausdrücklich als nationale Denkmäler errichtet, – auch wenn sich hie und da, wie im Falle des Tübinger Kaiser-Wilhelm-Turms, die Initiatoren eher als (lokal-)patriotische Trittbrettfahrer entpuppen sollen. Jener einst 36 Meter hohe Aussichtsturm

auf dem Tübinger Österberg nämlich, dessen ursprüngliches architektonisches Profil seit seinem Umbau 1963 in eine Sendeanlage des Südwestfunks kaum mehr zu erahnen ist, war bereits lange vor der Reichsgründung als neues Wahrzeichen der Universitätsstadt und als touristische Attraktion geplant, konnte letztlich aber erst im Fahrwasser vaterländischer Denkmalsbegeisterung errichtet werden.

Österberg Tübingen: Simples Aussichtsgerüst für biedermeierlichen Naturgenuß

Nachdem sich im Jahre 1853 Deutschlands Naturforscher Tübingen als Tagungsort gewählt hatten, hatte sich die Stadt am Neckar nicht nur fein herausgeputzt. Zur Zerstreuung der Gäste war auf dem Österberg ein hölzernes Aussichtsgerüst, das den Blick weit über die Stadt und hinüber zu den Albbergen eröffnete, errichtet worden. Nur für kurze Zeit freilich, aber damit hatte unter Tübingens Honoratioren die Idee, den Tübinger Hausberg mit einem Turm zu schmücken, gezündet. Der 1863 gegründete Verschönerungsverein plazierte das Turmprojekt ganz oben auf der Liste seiner Vorhaben. Noch aber kämpften die Stadtverschönerer mit Finanzierungsschwierigkeiten für das ehrgeizige Unterfangen. Spätestens auf das Jahr 1877 – die Universität feierte 400. Geburtstag – war der Turmbau dann terminiert, aber auch zu diesem Zeitpunkt herrschte noch weitgehend Ebbe in der Vereinskasse.

Es war der Tod des greisen Kaisers Wilhelm I., der nicht nur im ganzen deutschen Reich Verschönerungs-, Geschichts- oder Kriegervereine zu Denkmalinitiativen anspornte, sondern auch Tübingen zu seinem Turm verhalf. Noch zu Lebzeiten hatte sich der Preußenkönig jegliche ihm zugeeignete Denkmalsetzerei rigoros verboten. Kaum aber war der erste Kaiser des kaum zwei Jahrzehnte zuvor neu gekitteten Reiches im März 1888 verschieden, da sollte allerorten im deutschen Reich an seine Person, die die politische Einheit der deutschen Bundesstaaten repräsentierte, in Denkmälern erinnert werden. Über 400 monumentale Bauten – in erster Linie Personenstandbilder, Kaiser-Wilhelm-Denkmäler gesamt-nationalen Zuschnitts wie jenes auf der Hohensyburg und die Produkte provinzieller Initiativen wie das in Tübingen oder der kurze



Der Kaiser-Wilhelms-Turm
nach dem Entwurfe des Herrn
Regierungsbaumeister Peter.

„Der vorliegende Entwurf entspringt der Begeisterung für den Gedanken auf dem landschaftlich schönsten Punkte der romantischen Um-

Der
Kaiser-Wilhelms-Turm
 auf dem
Oesterberg bei Tübingen.

Sofort nach dem Hingange Seiner Kaiserlichen Majestät Wilhelm I. hat sich in allen Kreisen der Universitätsstadt Tübingen der Wunsch kundgegeben, auch hier ein des großen Helden würdiges Denkmal zu errichten.

Als geeignete Form wurde von einer Versammlung Tübinger Einwohner die Verbindung dieses Denkmals mit dem schon längst geplanten Aussichtsturm auf dem Oesterberg erachtet.

Eine Warte mit dem Blicke einerseits nach der Heimstätte des ruhmbehränkten schwäbischen Kaiserhauses, der stolzen Erinnerung deutscher Größe und Herrlichkeit, deutscher Ritterlichkeit und deutschen Liebes, andererseits nach dem Hohenzollern, dem Stammhause des Geschlechtes, auf welchem die Zukunft unseres Volkes ruht, und zugleich das Denkmal eines Fürsten, in dem Kraft, Hoheit und inniges das ganze Leben durchdringendes Christentum, die schönsten Blüten deutschen Wesens und Geistes entfaltete, sollte würdig erscheinen, dem Gedanken Ausdruck zu geben, der uns alle erfüllt, auch kommenden Geschlechtern zu zeigen, von welcher Dankbarkeit, Verehrung und Liebe für den großen Erneurer des deutschen Reiches das Geschlecht erfüllt ist, welchem vergönnt war, die ruhmreiche Zeit mit ihm zu erleben und durchzukämpfen.

Unter den Entwürfen, welche von mehreren tüchtigen Architekten dem Komitee in eigenmüzigster Weise zur Verfügung gestellt wurden, hat dasselbe dem des Herrn Regierungsbaumeisters Peter den Vorzug gegeben.

Die Gedanken, welche diesen Künstler bei seinem Entwurfe geleitet und welche das Komitee veranlaßt haben, diesen Entwurf zur Ausführung vorzuschlagen, sind in dem Vorworte zu dem im einzelnen vollständig durchgearbeiteten Kostenvoranschlag in folgendem niedergelegt:

Zeit später erbaute, rund 30 Meter hohe Kaiser-Wilhelm-Turm aus Zementbeton in Ehingen an der Donau – sie manifestieren das Andenken an Wilhelm I. in Stein. Allenthalben ging die Sozialdemokratie auf Distanz zum bürgerlichen Hurratriotismus, und so attestierte *Der Sozialdemokrat* bereits im Mai 1888: *Die patriotische Drehkrankheit, die sich gegenwärtig im deutschen Bürgertum in einer Kaiser-Wilhelm-Denkmal-Wut äußert, gibt natürlich dem wohlgesinnten Bourgeois wieder willkommene Gelegenheit, sich als Erbpächter des Patriotismus hinzustellen. (...) Es ist, als hätten die deutschen Städte ein förmliches Wettkriechen ihrer Behörden veranstaltet, denn jeder Bürgermeister und jedes Stadtverordnetenkollegium möchte gar zu gern immer mehr Geld als die anderen auf Kosten der Steuerzahler hinauswerfen, mögen darüber auch die dringendsten Pflichten vernachlässigt werden.*

Loyalität zum Kaiser und der Zwist um das erste Wilhelm-Denkmal Württembergs

Wilhelm I. lebte auch im öffentlichen Gedächtnis Württembergs weiter. Bereits wenige Wochen nach dem Tod des Regenten wurden die ersten Pläne für ein zentrales Kaiser-Wilhelm-Denkmal geschmiedet, – und damit war bereits eine heftige Fehde um den adäquaten Standort entfacht. Stuttgart, die Residenz, meldete natürlich zuallererst Ansprüche an. Daß allerdings der Beweis schwäbischer Treue gegenüber Kaiser und Reich anderswo sehr viel besser plaziert wäre, war schon Anfang April 1888 in der *Remszeitung* nachzulesen: *Hier oben, so wurde dort auf den Hohenstaufen verwiesen, erhaben über das Treiben der Alltäglichkeit und das abstumpfende Gewühl großstädtischen Lebens, auf dem historischen geheiligten Boden, der an die ruhmreichsten Zeiten der deutschen Vergangenheit erinnert, ist der einzige richtige, der schönste und würdigste Platz für das Denkmal Kaiser Wilhelms im Schwabenlande.*

In der Tat existierten fast das gesamte 19. Jahrhundert hindurch Pläne, auf der 1525 im Bauernkrieg zerstörten Stammburg der Staufer ein Nationaldenkmal in Form einer neuen Burg zu errichten. Aber auch dort war das Vorhaben offensichtlich aufgrund schwäbischer Sparsamkeit gescheitert. 1871, nach der vollzogenen Einigung der deutschen Staaten, hatte das Projekt erneut Auftrieb bekommen, denn schließlich interpretierte das Bürgertum die nationale Einheit 1871 als die Vollendung des mittelalterlichen Erbes, für dessen dauernde Gefährdung und vorübergehende Niederlage die Ruinen der mitgenommenen Stauferburg symbolisch standen. Und als nun jener preußische König, durch den die Kaiseridee wieder hatte aufleben können, verbli-



Seit dem Umbau 1963 in eine Sendeanlage des Südwestfunks ist der Tübinger Kaiser-Wilhelm-Turm eher zu einem Denkmal des Kommunikationszeitalters geworden.

chen war, sah man rund um den Hohenstaufen erneut einen wohlbegründeten Anlaß zu einem Nationaldenkmal.

Doch auch in Tübingen, das sich im Gerangel um Schwabens erstes Wilhelmsdenkmal schließlich als gewieftester Konkurrent erweisen sollte, wurde die patriotische Spendentrommel eifrig geschlagen. Stuttgart als Landeshauptstadt besaß die politische, der Hohenstaufen eine – wenn auch verwaschen konstruierte – historische Legitimität für das erste Kaiserdenkmal Württembergs. Bei Tübingen freilich wirkte die Begründung für den Standort, formuliert im Juni 1888 in der *Tübinger Chronik*, bemüht: *Eine Warte mit dem Blicke einerseits nach der Heimstätte des ruhmbekränzten schwäbischen Kaiserhauses, der stolzen Erinnerung deutscher Größe und Herrlichkeit, deutscher Ritterlichkeit und deutschen Liedes, andererseits nach dem Hohenzollern, dem Stammhaus des Geschlechts, auf welchem die Zukunft unseres Volkes ruht, und zugleich das Denkmal eines Fürsten, in dem Kraft, Hoheit und inniges, das ganze Leben durchdringendes Christentum, die schönsten Blüten deutschen Wesens und Geistes entfaltete, sollte würdig erscheinen, dem Gedanken Ausdruck zu geben, der uns alle erfüllt, auch kommenden Geschlechtern zu zeigen, von welcher Dankbarkeit, Verehrung und Liebe für den großen Erneuerer*

des deutschen Reiches das Geschlecht erfüllt war, welchem vergönnt war, die ruhmreiche Zeit mit ihm zu erleben und durchzukämpfen.

Tatsächlich häuften sich nun im universitätsstädtischen Lokalblatt, in der *Tübinger Chronik*, die Erfolgsmeldungen der vom Verschönerungsverein betriebenen Spendensammlungen. Bereits im April 1889 frohlockte das Denkmalkomitee: *Bei dem bis jetzt angesammelten Fonds von 7000 Mark dürfen wir uns der frohen Hoffnung hingeben, bei nur einigermaßen energischer Betreibung den ersten Kaiser-Wilhelms-Turm in unserem Lande hier fertiggestellt zu sehen.* Und so kam es: Mit der Aufgabe der architektonischen Umsetzung wurde Regierungsbaumeister Hugo Peter beauftragt, der sich hierbei freilich weniger an den bisher üblichen, an die teutonische Vergangenheit appellierenden Wehr- und Trutztürmen orientierte, sondern seine Entwürfe in einem zwar ebenfalls historisierenden, jedoch die italienische Renaissance aufgreifenden Stil schuf. Bei ihren Sonntagspromenaden auf den Österberg konnten Tübinger Bürgerfamilien in den Jahren 1890 und 1891 beobachten, wie der Turm nun tatsächlich Stein für Stein zum ersten Kaiser-Wilhelm-Monument in Württemberg zusammengesetzt wurde.

Die Legende schwäbisch-preußischer Allianz – der Tübinger Kaiser-Wilhelm-Turm

Am 2. Juli 1891 versammelte sich eine viele hundert Köpfe zählende Feiergemeinde zur Einweihung, und an diesem Sommertag konnte der Festredner, Gemeinderat Gustav Friedrich von Schönberg, nicht nur stolz attestieren, daß mit dem Österbergturm *das erste Kaiser-Wilhelm-Monument in Württemberg gefeiert werde, sondern zudem, daß die Schönheit seiner Form auch des patriotischen Zweckes würdig sei.* An Anspielungen, die an patriotisches Gemüt appellierten, mangelte es nicht: Noch bevor die Ausflügler die Stufen zu der Aussichtsgalerie des 36 Meter hohen Panoramaturms überwinden konnten, wurden sie am Aufgang durch ein Transparent über die eigentliche Bestimmung des Bauwerks belehrt.

*Dem glorreichen Wiederbegründer des deutschen Reiches
Kaiser Wilhelm I. zum Gedächtnis.*

*Durch Kaiser Wilhelms Siegesruhm,
Durch Kronprinz Friedrichs Heldentum,
Durch Volkes Kraft und Fürstentreu
Erstand das deutsche Reich aufs neu.*

Es künde dieses stolze Mal

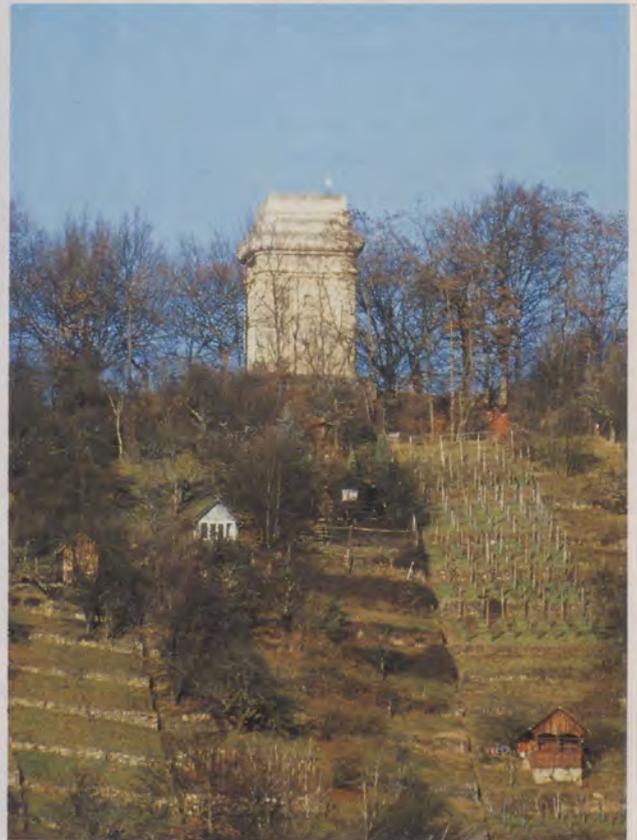
Der Schwaben Dank von Berg zu Thal.

Fest wie das Reich im Wettersturm

Steht unser Kaiser-Wilhelms-Thurm.

Ein nationaler Brunnfschrei, der die Konstituierung des deutschen Reichs und das Kräfteverhältnis von Volk, Landes- und Reichsrepräsentanten dabei recht eigenwillig, nämlich als durch und durch harmonisches Zusammenspiel, interpretiert und mit einem geklitterten Geschichtsbild eifrig mit am Mythos des deutschen Kaisertums bastelt. Bemerkenswert immerhin, daß – entgegen der gängigen preußischen Geschichtsschreibung, die nach 1870/71 die geeinte Nation allein als Werk preußischer Herrscher und Militärs rasch zu verklären wußte – mit *Volkes Kraft* der eigentliche Träger des Nationalgedankens im 19. Jahrhundert benannt ist.

Harmonische Einheit, zumindest symbolisch gestiftet, auch unterhalb der Plattform des Turms: Wo sich den Besuchern der Horizont der Albberge und die Schau über die Neckarstadt eröffnete, wurde ihr Blick begleitet von drei Bronzebüsten. Das Zusammenwirken preußischen Führungsanspruchs und schwäbischer Loyalität wurde in lichter Höhe ins Bild gerückt, indem die Büste Kaiser Wilhelms in Richtung der Stammburg seines Geschlechts, dem Hohenzollern, ausgerichtet war, sein Thronfolger Kaiser Friedrich schaute gen Hohenstaufen und die Augen König Karls schließlich drangen hinüber zu



Auf dem Tübinger Spitzberg wurde die Bismarcksäule von Wilhelm Kreis 1907 von über 30 Korporationen, die rund 23 000 Mark für das Denkmalprojekt zusammengetragen hatten, eingeweiht.

seiner Landeshauptstadt. Allerdings nur rund ein halbes Jahrhundert lang, denn im Kriegsjahr 1942 wurde das Trio der bronzenen Kaiser- und Königsköpfe aus kriegswirtschaftlichen Gründen abgenommen.

Kein Wort wurde in diesem Fall nationalen Erinnerns verloren über jenen, der bald darauf als der

eigentliche Schmied der Reichseinigung verehrt werden sollte: Otto von Bismarck, zunächst Graf, seit 1871 Fürst. Spätestens mit dem Abgang des «eisernen Kanzlers» von der politischen Bühne 1890 geriet er zum Objekt einer kultischen Verehrung; mehr als 700 Denkmäler und Türme waren von national gesinnten Kreisen bis 1914 geplant, und auch



Die über 40 mal in Deutschland realisierte Bismarcksäule von Wilhelm Kreis wurde 1904 auch in Stuttgart errichtet. Zeichnung aus der Württembergischen Bauzeitung, 1904, Seite 227.

diese Gegenstände des Gedenkens sind Seismographen eines sich wandelnden Nationalbewußtseins im kaiserlichen Deutschland.

«Ein Sinnbild deutscher Einheit» –
Verkörperung der nationalen Einheit durch Bismarck

Mit Kaiser Wilhelm II. war seit Beginn der 1890er Jahre nicht nur die Kunst- und Kulturpolitik immer mehr zu einem Ressort staatsbürokratischer Steuerung geworden, auch im Verständnis der Reichsidee vollzog sich ein Bewußtseinswandel. Zunehmend löste sich der Nationalgedanke aus seinem historistischen Begründungszusammenhang. Gleichzeitig, mit zunehmender Akzentuierung imperialistischer Politik, wurden die bürgerlich-liberalen Traditionsstränge der Reichsidee getilgt. Auf der Ebene des Denkmalkults ist mit dieser «Krise des Historismus» die Abkehr vom historisch konstruierten Nationalgedanken und eine verstärkte Mythisierung der Reichsidee zu beobachten.

Abzulesen ist dieser Wandel des Nationalbewußtseins auch an zwei württembergischen Aussichtstürmen, die dem ersten Reichskanzler, basierend auf demselben Entwurf, kurz nach der Jahrhundertwende in Stuttgart und in Tübingen gewidmet wurden. Es sind die Ergebnisse eines Wettbewerbs, den die deutschen Studentenschaften kurz nach Bismarcks Tod 1898 initiierten und der – mehr als 320 eingegangene Entwürfe belegen dies – reichsweite Aufmerksamkeit erlangte. *Wie vorzeiten die alten Sachsen und Normannen über den Leibern ihrer gefallenen Recken schmucklose Felsensäulen auftürmten, deren Spitzen Feuerfanale trugen, hatte der Architektenauftrag vorgegeben und damit irrationale Germanophilie beschworen, so wollen wir unserem Bismarck zu Ehren auf allen Höhen unserer Heimat, von wo der Blick über die herrlichen deutschen Lande schweift, gewaltige granitne Feuerträger errichten.*

Nicht nur der Kaiser also, sondern auch Bismarck, der gegen demokratische und liberale Politik bedingungslos operiert hatte, verkörperten nun die Nation. Der Name des «eisernen Kanzlers» und der Reichsgedanke wurden eins, so auch in besagtem Architektenauftrag: *Überall soll, ein Sinnbild deutscher Einheit, das gleiche Zeichen erstehen in ragender Größe, aber einfach und prunklos, in schlichter Form auf massivem Unterbau, nur mit dem Wappen oder Wahlspruch des eisernen Kanzlers geschmückt. Keinen Namen soll der gewaltige Stein tragen; aber jedes Kind wird ihn deuten können. (...) Von der Spitze der Säulen sollen aus ehernen Feuerbehältern Flammen weithin durch die Nacht leuchten – von Berg zu Berg sollen die Feuer mächtiger Scheiterhaufen grüßen, deutschen Dank sollen sie kün-*

den; das Höchste, Reinste, Edelste, was uns wohnt, sollen sie offenbaren, heiße, innige Vaterlandsliebe, deutsche Treue bis zum Tode.

Der Tonfall patriotischer Propaganda ist aggressiver geworden. Auch die architektonische Lösung der gestellten Aufgabe wird zur formalen Vereinfachung und symbolischen Reduktion tendieren. Noch einmal die deutschen Studentenschaften bei der Präsentation der honorierten Entwürfe: *Wie er selber, alles weit überragend, gestanden hatte, felsenfest, eine Säule der Hoffnung, ein Turm im Kampfgewoge, sollte sich der Stein erheben auf einsamer, weithin sichtbarer Höhe.* Der Entwurf «Götterdämmerung» des noch jungen Architekten Wilhelm Kreis (1873–1955) – später sollte der Freund Albert Speers in Hitlers Auftrag monumentale Großprojekte, Totenburgen für den Osten beispielsweise, entwerfen – überzeugte schließlich die Jury und sollte über vierzig Mal in Deutschland realisiert werden.

*Stuttgart und Tübingen: die Verankerung
des Nationalgedankens auf lokaler Ebene*

Der Turm, so meldet die Württembergische Bauzeitung nach der Einweihung der Stuttgarter Bismarcksäule im Juli 1904, dient lediglich dazu, alljährlich an Bismarcks Geburtstag oder um Sonnenwende zum Andenken an den großen Kanzler ein Feuer abbrennen zu können, wird also nicht als Aussichtsturm verwendet werden. Die Funktion als Aussichtswarte ist in diesem Fall zugunsten der puren Denkmalsidee in den Hintergrund getreten. Fast scheint es so, als sei inzwischen die erbauliche Absicht sonntäglicher Zerstreuung bei einem Spaziergang zu banal für die Umgebung des Denkmalturms, der nun nicht mehr als Aussichtsturm bestiegen, sondern nur noch von unten bewundernd betrachtet werden darf. Dann, an den politischen und persönlichen Gedenktagen, künden die – hier wurde wohl, wie oft bei politischen Feiern, der Brauch der Jahreslauffeuer für politische Zwecke kopiert – Höhenfeuer zu Ehren Bismarcks und seines Verdienstes, des geeinten Reichs. Nicht immer ausschließlich allerdings, der 1907 nach denselben Kreis'schen Plänen gebaute Bismarckturm in Tübingen beispielsweise wird durchaus zur körperlichen Erhebung der Spaziergänger zur Verfügung stehen.

Allenfalls mit mäßigen Baukosten sollte diese, kaum 20 Meter hohe Variante der Bismarcktürme realisierbar sein. Nur so nämlich – und damit war ja eine Grundidee des studentischen Denkmalprojekts verknüpft – konnte gewährleistet werden, daß dieselbe Säule an möglichst vielen Orten Deutschlands von derselben Idee zeugt. Auch eine andere Intention



Auf hoher Wart'
und froher Fahet
gedenkst du hier
im Waldrevier
der Helden, die für uns
gestritten.
für uns den Opfertod
erlitten.

So weihst — von
heißem Dank erfüllt.
im Herzen treu der
Teuren Bild.
fürs Vaterland in
schwerer Zeit
voll Zukunftglaubens
dienstbereit —
dies Ehrenmal
im stillen Hain
den Helden all
der Albverein.

Solche Postkarten vertrieb Anfang der 1920er Jahre der Schwäbische Albverein als «Bausteine» für das Ehrenmal und den Aussichtsturm auf der «Hohen Warte» bei St. Johann auf der Albhochfläche.

der Wettbewerbsjury zielte darauf, die Verankerung der Bismarckverehrung und des Nationalbewußtseins auf lokaler Ebene symbolisch ins Blickfeld zu rücken: Zum Bau der Bismarcksäulen sollte ausschließlich, wie es dann auch im sogenannten «Heimatschutzstil» obligat wurde, Gestein aus der näheren Umgebung des Denkmalstandorts vermauert werden. Im Stuttgarter Fall konnte dieser Imperativ heimatverantwortlicher Baukunst durch die Verwendung von Stubensandstein aus Stuttgarter Brüchen, bei der Tübinger Variante durch Gönninger und Seeburger Tuff gewährleistet werden. Mit knorrigen Eichen, dem deutschen Lieblingsbaum, bepflanzte Haine zu Füßen der Türme und oft die Ausrichtung der Bismarcksäulen gen Westen, in Richtung des «Erbfeindes» Frankreich, taten ein übriges, um diesen Denkmälern ihre aggressive, mit dem imperialen Nationalverständnis einhergehende Prägung zu geben. Wohin dieses Nationalverständnis letztlich führte, – *deutsche Treue bis zum Tode* war beschworen worden, – wurde spätestens wenige Jahre darauf auf sehr viel inhumanere Art noch sinnfälliger. Mit dem Ersten Weltkrieg neigte sich nicht nur die Epoche der deutschen Kaiser ihrem Ende zu, die katastrophalen Folgen des Krieges leiteten auch einen Bruch im bisher gepflegten Denkmalverständnis ein.

Andacht und Aufbruch: Das Ehrenmal des Albvereins auf der Hohen Warte bei St. Johann

Die Epoche der Aussichtstürme, Produkte einer Mischung aus sentimentbefrachtetem Naturgefühl und chauvinistischer Propaganda, war mit dem Kaiserreich abgeschlossen. Nur wenige Türme wurden danach emporgezogen; Bauten neueren Datums sind meist Nachfolger marode gewordener Aussichtstürme. So auch im Falle der Hohen Warte, die als einer der wenigen Aussichtstürme Württembergs nach dem Ersten Weltkrieg noch in einem nationalistisch motivierten Denkmalzusammenhang steht. Auf der Bergkuppe unweit von St. Johann war bereits 1896 ein hölzerner Hochstand zu Aussichtszwecken errichtet worden. 1904 ging er ab und wurde durch ein anderes, bereits 1911 erneut heruntergekommenes Holzgerüst ersetzt. Pläne, den Albgipfel zwischen Bad Urach und Reutlingen mit einem dauerhafteren und repräsentativen Bauwerk zu bekrönen, wurden von den Wirren des Weltkriegs durchkreuzt und wären in den Nachkriegsjahren wohl rasch in Vergessenheit geraten, wenn das Projekt mit dem Lehrer und Albvereinsvorstandsmitglied Hans Widmann (senior) nicht einen besonders hartnäckigen Verfechter gefunden hätte.

Seine Vehemenz geriet in produktive Kollision mit dem Vorhaben des Albvereins, den rund 1400 im Krieg gefallenen Albvereinsmitgliedern ein Ehrenmal zu setzen, und so war mit der Hohen Warte der Standort für ein solches Kriegerdenkmal schnell gefunden. Wenig später, 1921, wird das Projekt in den *Blättern des Schwäbischen Albvereins* präsentiert: *Die Aufgabe ist nun, zwei an sich verschiedene Bauwerke mehr oder weniger vereinigt oder aber ganz getrennt zu entwerfen, das Ehrenmal in irgendeiner tüchtigen, eigenartigen Form harmonisch in die Waldnatur einzufügen, mit oder ohne Anlehnung an den Aussichtsturm, andererseits aber diesen, wenn er in Verbindung mit dem Gedenkzeichen gebracht wird, sowohl in den Dienst des Gesamtbildes zu stellen, als ihm seiner eigenen Bestimmung gemäß auszugestalten.*

Noch also standen Ehrenmal und Ausflugsturm nicht zwingend in Zusammenhang. Naheliegender aber war ihre Verknüpfung schließlich nicht nur aufgrund der räumlichen Nachbarschaft, sondern vor allem der symbolischen Gestaltung des Ortes wegen. Mit den so möglichen architektonischen Mitteln nämlich konnte nicht nur eine vorgegebene Haltung von Trauer sichtbar gemacht werden. Das Symbol des Turms ließ das Motiv der erneuten nationalen Auferstehung unmißverständlich anklingen. Die Albvereinsblätter über die symbolische Funktion des Turms: *Wird er nicht abseits gerückt, so soll er aus der Geschlossenheit, die ihn umfängt, so in die lichte Höhe emporwachsen, daß er die Stimmung der Andacht und Sammlung überleitet zum befreienden Aus- und Ausblick in die heitere Gotteswelt und zum erhebenden Überblick über ein schönes Stück deutsches Vaterland.* Und so wird der Albpfel bei St. Johann in den Inflationsjahren 1922 und 1923 in einen Ort des patriotischen Tourismus verwandelt. Während das Ehrenmal, als Ort stiller Andacht geplant, im Gesamtbild fast verschwindet, dominiert der 23 Meter hohe Aussichtsturm, der – das zeigt denn auch die Geschichte der Gedenkfeiern, die der Albverein seither alljährlich im August veranstaltet – unzweideutig an nationale Wiedererstarkung appelliert. 1933, ein Jahrzehnt nach der Einweihung des Ehrenmals, wird in den Albvereinsblättern der *ersten* Feier von damals erinnert: *Aus allen Reden klang der Schmerz für die gefallenen Brüder, klang aber auch die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft und der Wille zu Mitarbeit am Wiederaufbau unseres Vaterlands heraus; der mächtige Chor «Deutschland, dir, mein Vaterland» bekräftigte das Bekenntnis.* Zwei Jahre später bleibt von Andacht und Trauer keine Spur. Die Albvereinsblätter 1935: *Der Albverein will immerdar Heimatliebe und Opfersinn pflegen. Dankbar sind wir unserem Führer, der den ehrlichen Friedenswillen verkündigt, der*

aber auch durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht Deutschland vor Angriffen schützt. Brausend erklang das Siegheil auf Führer, Volk und Vaterland durch den Wald, an das sich die Nationalhymnen angeschlossen. Heute steht das Denkmal auf der Hohen Warte, wie all die anderen nationalen Denkmäler auch, eher als Zeuge historischer Vermessen- und Verstiegenheit, umgeben, wie Max Weber sagen würde, vom kalten Hauch geschichtlicher Vergänglichkeit.



Weit über das Ehrenmal, das an die gefallenen Albvereinsmitglieder erinnert, erhebt sich der den nationalen Aufbruch symbolisierende Aussichtsturm auf der «Hohen Warte», aufgenommen 1951 von dem Uracher Fotografen Robert Holder.

«... und nagelt keinen Deckel
auf die Kiste über mir».

Eine Erinnerung an Eduard Reinacher

1929 wurde ihm, zusammen mit Alfred Brust, der Kleistpreis zugesprochen, und den Historikern des Hörspiels gilt er als einer der Pioniere dieser Gattung; Hermann Hesse schätzte den Lyriker, der *wie ein Glasbläser seine zarten, traumhaften Gebilde aus sich heraus(blies), aus einer zum Staunen bereiten, gläubigen Seele*, und für seine Erzählungen sprach ihm Thomas Mann verschiedentlich seine Bewunderung aus: Eduard Reinacher. In den Literaturgeschichten und -lexika sucht man seinen Namen oft vergeblich, und den vielleicht wichtigsten Grund hat Reinacher in seinen posthum erschienenen Lebenserinnerungen selbst benannt: *Es ist so, daß ein Autor, (...) wenn er nicht sehr unterhaltend schreibt oder sich aus dem ff auf den Kalkül der Bühnenwirkungen versteht, kaum eine andere Möglichkeit hat, vernommen zu werden, als eben die: eine Weltanschauung in dick und fertig geschmierten Butterbrot auszubieten. (...) Gegen seine wohlgeschul- ten Überzeugungen lehnt es der vorsichtige Gebildete ab, zwischen den Zeilen lesen zu sollen, solange ihm nicht vorgestellt ist, was er zwischen diesen Zeilen zu entdecken habe.*

Geboren am 5. April 1892

«im engsten Dunstkreis des Straßburger Münsters»

Auf Unterhaltung hat sich Reinacher in der Tat so wenig verstanden wie sein vielfältiges und umfangreiches dichterisches Werk Weltanschauung zu bieten hat – wenigstens keine schnell benennbare und schon gar keine gesellschaftlich und politisch verfügbare. Die geistigen Erlebnis- und Bildungskräfte Reinachers waren andere. Am 5. April 1892 *im engeren Dunstkreis des Straßburger Münsters* geboren, erfuhr er früh die Hinfälligkeit des Lebens und die Allgegenwart des Todes: zweimal war Reinacher dem Erstickungstod nahe gewesen, und der Sturz in einen Brunnen sowie eine Diphtheritis *hatten sich (...) auf ein tiefer gelegenes Gedächtnis zurückgezogen, von dem aus sie mich oft und fürchterlich besucht haben.* Und als der Siebzehnjährige epileptischer Anfälle wegen ein Jahr im Lyceum pausieren mußte, gewann sein frühes Schreiben einen neuen Sinn: längst hatte eine Lyrikanthologie Reinachers sensitive Veranlagung zum eigenen Schreiben angestoßen, hatten ihm Homers Verse die Magie des Klanges und Gedichte Goethes *die Geheimnisse der Poeten- grammatik* erschlossen, – nun verwandelte sich sein

Dichten in *heilendes Tun*. Und als der junge Philologie-Student mit dem Honorar für ein paar Gedichte, die Wilhelm Schäfer in seiner Zeitschrift «Die Rheinlande» gedruckt hatte, eine Kunstfahrt ins nahe Basel machte, lösten Stauffer-Bern, Böcklin, die *zauberische Melancholie antiker Marmore* und vor allem Holbeins Totentanzholzschnitte in ihm eine *Hochflut der Eingebung* aus. Die Bedeutung des Todesmotivs für Reinacher läßt sich schon an den Titeln seiner Bücher ablesen; ja er hat selbst einmal von diesem Thema als einem einzigen Buche gesprochen, an dem er sein Leben lang arbeiten werde, weil *im Zeichen des Todes alles mich Bewegende völliger auszusa- gen sein würde, von zarten Hingegebenheiten bis zur hammerschwingenden Satire*. Noch der Titel seiner posthum erschienenen Erinnerungen – *Am Abgrund hin* – fügt sich in diesen thematischen Spannungsbo-



Eduard Reinacher, gemalt von Käthe Schaller-Härlin im Jahre 1928.



Vignette (R 1921.8) von Reinhold Nägele für Eduard Reinacher. Mit freundlicher Genehmigung durch Herrn Thomas Naegele, New York.

gen. Ihnen beigegeben ein sinnreiches Ex-libris des Stuttgarter Malers und Freundes Reinhold Nägele: Da lehnen, verschlungen in die Namensinitialen und Rücken an Rücken, der Dichter und der Tod, – doch sie tun es nicht wie Gegner, sondern eher wie Vertraute.

Diese Todesnähe war Eduard Reinachers Erfahrung auch während des Ersten Weltkriegs, in dem er als Sanitäter dienstverpflichtet war, bis er Ende 1915 wegen seiner Nervenkrankheit in ein Straßburger Lazarett geschickt und im Sommer 1916 entlassen wurde. In *Der Tod von Grallenfels* (1918) ersann Reinacher für die holbeinschen Todes-Heimsuchungen der Stände und Berufe eine elsässische Rahmenhandlung; in *Die arme Elisabeth* sind seine *Feldgrauen Geschichten* eingegangen. 1916 schrieb Reinacher sein *Erinnerungsbuch an mein Pferd*, eine bewegende Erzählung über das Schicksal der Kreatur im Kriege; und von der blutigen Gesinnungsjustiz während der Französischen Revolution im Elsaß handelt die Erzählung *Eulogius Schneider*. Und doch steht hinter der Dominanz dieses Motivs weder Obsession noch Todessehnsucht; wer genauer hinhorche, schrieb sein engster Freund Oskar Wöhrle, wird finden, daß Reinachers *Preislieder des Todes* eigentlich *Preislieder des Lebens* seien.

Nach dem Ersten Weltkrieg führt Reinhold Nägele den Elsässer in den «schwäbischen Weltkreis» ein

Das Ende des Ersten Weltkriegs und die Entscheidung für die deutsche Sprache führten Reinacher nach Südwestdeutschland. Oskar Wöhrle folgend, der hier seinen Verlag aufzubauen gedachte, kam er im Frühjahr 1919 nach Stuttgart. In Reinhold Nägele fand Reinacher seinen *Vergilius, der mich im schwäbischen Weltkreis einführt, mir den Blick für das Schwäbische auftat*, und rasch war auch der Zugang zu Kunst- und Künstlerkreisen gefunden: zu Oskar Schlemmer und Stefan Temesvary, Willi Baumeister und Käte Schaller-Härlin, Dorkas Härlin und Martin Lang, Martin Mörike und Franz Frank, Paul Hindemith und Fritz Rahn, Alexander F. Kauffmann und Hugo Borst. Daß diese Namen eher der Musik und den bildenden Künsten als der Literatur zuzuordnen sind, mag mit dem ausgesprochen lyrischen Charakter der Dichtung Reinachers und ihrer metrischen Ausrichtung auf der einen, mit der ausgeprägten Bildhaftigkeit und Sinnlichkeit der künstlerischen Auffassung Reinachers auf der anderen Seite zusammenhängen. *Stuttgart (...) begann ich zu begreifen, am unmittelbarsten durch die Überblicke von den stadtbeherrschenden Höhen aus*, heißt es in *Am*

Abgrund hin: Eindrücke, denen ich mich nicht begriffsbildend zu nahen wagte, von denen ich mich als Empfangender mit Dichtungen beschenken ließ. (...) Meine Tempel in jenem Stuttgart waren das Fischer'sche Kunstgebäude, Bonatzens Bahnhof, das Neue Schloß, die altertümlichen Gartenhäuschen da und dort in ihren Verstecken an den Berghängen.

Der Sinn für diese Gartenhäuschen kommt nicht von ungefähr: bevor Eduard Reinacher 1923 die Stuttgarter Keramikerin Dorkas Härlin heiratete, kam er, wenn er nicht gerade bei Wilhelm Schäfer, dem Mäzen unter meinen Mäzenen, lebte, als Wohn-gast bei Freunden und Förderern unter. Überhaupt hat Reinacher seinen Stuttgarter Freunden manches zu danken: die ersten Aufführungen seiner Bühnenwerke in Tübingen und Stuttgart etwa, bevor das Berufstheater sie Mitte der zwanziger Jahre entdeckte; und dortige Freunde waren es auch, die Dr. Kilpper von der Deutschen Verlagsanstalt für Reinachers Arbeit erfolgreich zu interessieren verstanden. Nicht weniger als fünf Titel sind hier erschienen: der *Hochzeit des Todes – sechs jener vulkanisch entstandenen Erzählungen, in denen das träumende Ich über bestandene Nöte abrechnete* – folgten die Dichtwerke *Bauernzorn, Todes Tanz, Elsässische Idyllen und Elegien* sowie *Harschhorn und Flöte*. Und in die Stuttgarter Zeit fällt auch *Runolds Ahnen*, das der Autor unter Anleitung Nägeles auf 95 Zinkplatten geritzt und abgezogen hat.

Mit diesen Titeln hatte Reinacher seine Todesdichtungen um Werke landschaftsgebundener Dichtung erweitert. Man mag heute mit dem hymnischen Gestus dieser Gedichte, dem elegischen Charakter ihrer Hexameter und Distichen seine Probleme haben – Verzicht auf Weite läßt sich ihnen ebensowenig nachsagen wie andere heimatkünstlerische Beschränktheiten. Alles Heimatliche war Reinacher nur Gleichnis, weshalb sein Werk auch frei geblieben ist von allen Sentimentalitäten. *Seine Heimat*, sagte Quirin Engasser anlässlich der Trauerfeier für Reinacher, *war das weite All, die Region der kreisenden Sterne, der strahlenden Sonne, das in tausend Strömen pulsierende heiße Leben genauso wie das Reich des Todes. Gott, Natur und Tod waren seine Gesprächspartner, und diese hätte er gefunden in jedem Winkel der Welt.*

Entstanden waren die *Elsässer Idyllen und Elegien* in einem vierwöchigen Schaffensrausch, in dem Reinacher nicht eigentlich Hexameter zusammensetzte, sondern *nur alles Aufklingende in seiner hexametrischen und distichischen Natur zu erleben (hatte)*. Das *Metrum*, sagt er, *beherrschte mich so, daß ich auch die Schreierei des Schaffners, der auf dem Bahnhof die Reisenden anleitete, die neue Treppe rechts zu begehen, als Rede in Disti-*



Eduard Reinacher mit seiner Frau, der Keramikerin Dorkas Härlin.

chen aufnahm. Solchen selbstvergessenen Schaffensräuschen verdankt manches von Reinachers Werk seine Entstehung – so auch ein Lob an den blauen Tabaksdunst aus hundert Achtzeilern oder der Zyklus *An den Schlaf*. Die Bestellung für diesen Hymnus hatte Reinacher, der sich schon früh bewußt gewesen war, daß sein *rationales Ich nur die ins Tageslicht ragende Spitze eines tief im Dunkel Gegründeten sei, beim Unbewußten aufgegeben, das mich noch nie im Stich gelassen hatte, wenn ich im Ganzen klar genug wußte, was ich wollte*. (...) Die Mächte arbeiteten, ich erntete. Auf diesen selbstschaffenden Automatismus geht manches zurück, was die Bibliographie Reinachers so voluminös und schier unübersichtlich macht.

«Der Narr mit der Hacke» – in der Kölner Zeit wird Reinacher zum Pionier des Hörspiels

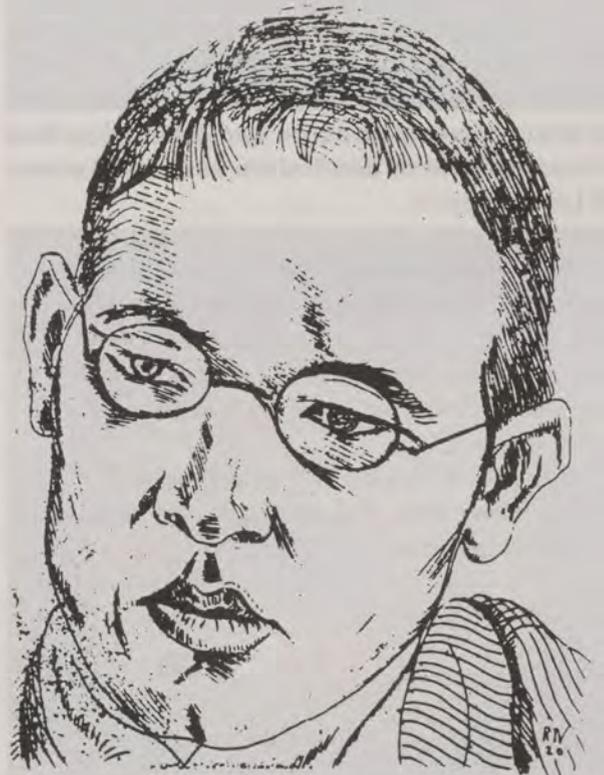
Zur Vielfalt dessen, worin sich Eduard Reinacher versucht hat, gehört auch der Roman. Ende 1924 war Reinacher seiner Frau, die die Leitung der Keramikklasse an den Werkschulen übernommen hatte, nach Köln gefolgt. Dort entstand der 1929 erschienene komische Roman *Bohème in Kustenz*, der in leicht verschlüsselter Form die Konstanzer Nachkriegszeit in ihren zeitbedingten Verzerrungen zum Thema hat – *eine amüsante Revue und liebevoll boshafte*

Kritik des Inflations-Expressionismus, die ursprünglich als Trilogie geplant war und als solche zu einem *nachdenklichen Spaziergang durch die Welt der nachvalutarischen deutschen Geistigkeit* zu werden versprach. Doch blieb dieser Ausflug in die romanhafte Prosa singular. 1922 hatte der Autor in *Der Bauernzorn* fünf dramatische Dichtungen zusammengefaßt, als deren Wesentlichstes Jakob Picard in einer Kritik die *lyrische Gebundenheit und einfache Szenenführung* sowie eine stark treibende *rhythmische Energie* bezeichnete. Damit waren im Grunde die Elemente einer sich auf seelische Vorgänge konzentrierenden «Inneren Bühne» bezeichnet, wie sie für das Hörspiel kennzeichnend ist. In diesem Genre lag denn auch Reinachers eigentliche dialogische Begabung und Leistung. Als der WDR 1967 mit einem Zyklus 40 Jahre Hörspielschaffen dokumentierte, stellte er Eduard Reinachers legendäres Spiel *Der Narr mit der Hacke* an den Anfang. Mit ihm verwirklichte Reinacher nach dem Urteil Heinz Schwitzkes *zum erstenmal (...), was später Günter Eich in seinen Stücken zu voller Reife entwickelt hat: ein Lyriker Reife entwickelt hat: ein lyrisches Sprachwerk, bei dem alle Sichtbarkeit irrelevant ist, das vor uns heruntermusiziert wird wie ein Musikwerk aus Sprache*. Reinacher selbst sah die Aufgabe des jungen Genres so: *So kann das Hörspiel wagen, was auf der Bühne undenkbar geworden ist. Es kann sich auf Landschaften der Seele einstellen, die aus der psychologischen Geographie der Bretter gestrichen sind. Das Hörspiel darf glauben, lieben, hoffen, es darf scherzen, singen, weinen, es darf aus vollem Herzen lachen, es darf tanzen und schweben. Daß er sich dabei fernöstlicher Motive bediente, kommt dem Charakter seiner eigenen Dichtung nur entgegen, ist doch das japanische Theater ebenfalls ohne Tendenz und reines Spiel: stimmungshaft, ein Lächeln über Welt und Leben hin*. Reinachers Pionierleistung im Bereich des Hörspiels wurde 1931 mit dem Ehrenpreis der Reichs-Rundfunkgesellschaft gewürdigt und mündete ein Jahr später in eine Verpflichtung als Hörspieldramaturg durch Ernst Hardt nach Köln, wo er bis 1929 schon einmal gelebt hatte.

Doch die einzige feste Anstellung, die Eduard Reinacher je angetreten hat, befreite ihn nur für kurze Zeit von den stets drückenden materiellen Sorgen: Im Sommer 1933 wurde er durch die inzwischen gleichgeschaltete Leitung des Senders entlassen. In Aichelberg bei Esslingen, Wohnsitz des Ehepaars seit 1929, prägten bis Kriegsausbruch Konflikte mit württembergischen NS-Kulturgewaltigen, aber auch Anerkennungen, darunter 1938 der J.-P. Hebel-Preis, und Versuche der Umwerbung Reinachers Leben. Er ließ sie sich gefallen, wie es dem Gebot seiner Situation und *der auf Weiterleben bedach-*

ten Vernunft entsprach. Gelebt hat Reinacher in diesen Jahren vorwiegend von intensiver Brotarbeit für den Funk, für den er zahlreiche literarische Hörspielbearbeitungen und Hörbilder zu Personen der südwestdeutschen Kulturgeschichte schrieb.

Um sich vor Denunziationen besser schützen zu können, erwarb Reinacher schließlich die Parteianwartschaft, der er nach einem Verhör wieder entzogen wurde; und 1941, nach der militärischen Niederlage Frankreichs, entging er seinen württembergischen Widersachern durch Umzug in seine Heimatstadt Straßburg. *Als der Heeresbericht 1944 Kämpfe an der Burgundischen Pforte meldete*, machte Reinacher *seine Rechnung* und ließ sich mit Dorkas Härlin von Wilhelm Schäfer in sein Gartenhaus nach Ludwigshafen einladen, wo sie von ihrem Ersparten ziemlich einsiedlerisch lebten und das Kriegsende abwarteten. An einen Aufenthalt auf Dauer war von Anfang an nicht gedacht gewesen, – und doch dauerte es sieben Jahre, bis sich der alte Plan einer eigenen Bleibe endlich verwirklichen ließ. *Ich träumte von einer Baracke*, schrieb Reinacher, *die ich selber zimmern wollte. Und bei einem Besuch in Aichelberg sagten mir die Freunde, die mir das Haus abgekauft hatten: «Stellen Sie die Baracke in unseren Garten.»*



Eduard Reinacher Nägele

So sah der Maler Reinhold Nägele den Dichter Eduard Reinacher.

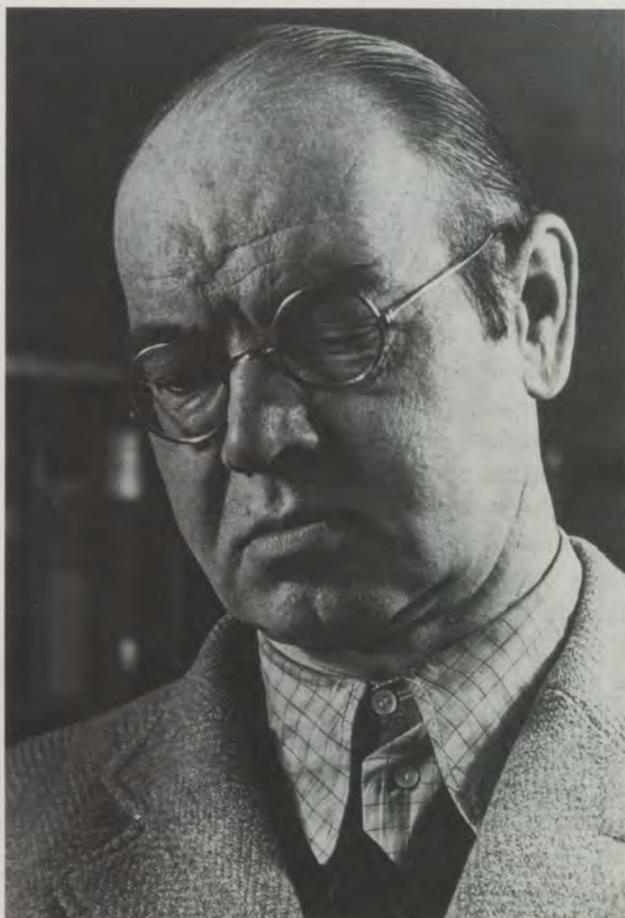
So geschah es; 1951 übersiedelte das Ehepaar mit einer am Bodensee gezimmerten Baracke – als gelte es, das eigene Verständnis von der Hinfälligkeit des Lebens durch das Provisorische einer solchen Behausung zu unterstreichen.

*Im Dezember 1968 sterben in Stuttgart
Eduard und Dorkas Reinacher*

Im Literaturbetrieb der Nachkriegszeit hat Eduard Reinacher kaum eine Rolle mehr gespielt. Was er an Einzelveröffentlichungen noch erreichen konnte – die elsässische Lügengeschichte *Der starke Beilstein* etwa –, war nur ein Bruchteil einer immer noch überströmenden Schaffenslust, die aufzufangen allein die Bahnen eines schwer zu überschauenden Selbstverlegertums und Vervielfältigungswesens noch in der Lage waren; diese umfaßten Bearbeitungen und Komplettierungen bereits erschienener Sammlungen ebenso wie Fassungen für Freunde und Bibliotheken. Mit der Zeit wurde das Barackenleben für das von allerlei Leiden geplagte Paar zu beschwerlich; 1961 schlug es im Altersheim Stuttgart-Bad Cannstatt sein letztes Zelt auf.

Schon 1924, beim Umzug nach Köln, hatte Reinacher beim Abschied von Stuttgart die Gewißheit ausgesprochen, in dieser Stadt einmal den Tod erwarten zu sollen. Am 16. Dezember 1968 behielt er Eduard Reinacher, den er dem Leben so oft zurückgegeben hatte, endgültig. Elf Tage, bevor auch Dorkas Reinacher starb. In einem Gedicht mit dem Titel *Vermächtnis* hatte er den Tod ein letztes Mal mitten ins Leben gestellt:

*Ihr sollt meinen Leichnam betten auf sommerlich Heu,
Schüttet Wildrosen über mich, daß ich zugedeckt bin
und nagelt keinen Deckel auf die Kiste über mir.
Mich sollen die jungen Buben tragen, denen's nicht
ernst sein wird, und die Tänzerinnen sollen
mich tragen helfen.
Sie sollen mich den steilen Weg hinauftragen,
den kein Wagen fährt, und sollen sich nicht schämen
miteinander zu lachen.*



Eduard Reinacher, aufgenommen im Jahre 1949.

Von Eduard Reinacher sind erhältlich:

- *Malli die Gärtnerin*. Mit 42 Zeichnungen von Franz Frank. Verlag Jürgen Schweier Kirchheim u. T. 1982
- *Am Abgrund hin*. Fragmente der Lebenserinnerungen. Deutscher Theaterverlag Weinheim 1972
- Eine Reihe von Legenden und Parabeln, darunter «Der Narr mit der Hacke», ebenfalls im Deutschen Theaterverlag Weinheim

Lauchheim: Ein Glücksfall für die Archäologen

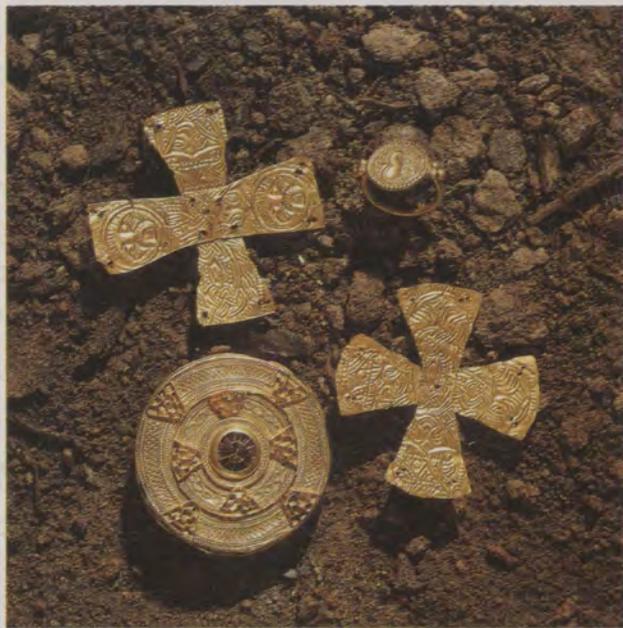
Im Anfang stand ein Kriminalfall. Ein Baggerführer aus Lauchheim hatte ein bei der Arbeit entdecktes Eisenschwert und die Hälfte eines Goldblattkreuzes mit nach Hause genommen und wollte es nicht mehr herausrücken, obwohl das Denkmalschutzgesetz des Landes ausdrücklich in § 23 bestimmt, daß Kulturdenkmale mit der Entdeckung Eigentum des Landes werden. Das Landesdenkmalamt alarmierte daraufhin die Außenstelle Ellwangen der Kriminalpolizei, die bei einer Hausdurchsuchung die Gegenstände sicherstellte und sie den Archäologen übergab. Dem Baggerführer ist die Bereicherung an fremdem Eigentum übel bekommen; der Fall ging damals durch die Presse.

Aber nicht nur wegen dieses Vorfalles sind die Ausgrabungen in Lauchheim, Ostalbkreis, bekannt geworden. Hier sind den Archäologen spektakuläre Funde gelungen, und – was noch wichtiger ist – bedeutende Befunde, die für die Zeit zwischen 500 und 700 n. Chr. neue Erkenntnisse über Leben und Sterben, Wohnen und Arbeiten der Alamannen vermitteln. Durch eine ganze Reihe von Besonderheiten und herausragenden Ergebnissen macht Lauchheim auf sich aufmerksam, so daß es sich lohnt, eine Zwischenbilanz zu ziehen, auch wenn die Ausgrabungen noch andauern. Die Auswertung der Funde und Befunde hat noch kaum begonnen.

Bodenfunde als Quellen für die frühe Zeit

Urkundliche Überlieferung setzt hierzulande erst im 8. Jahrhundert ein. Deshalb ist auf archäologische Quellen angewiesen, wer etwas über die Zeit davor wissen will. Lauchheim auf der Ostalb gehört zu den wichtigsten Fundorten für die Erforschung der frühen Landesgeschichte. Meist sind es Gräber, aus denen die Wissenschaftler ihre Erkenntnisse für das 5. bis 8. Jahrhundert schöpfen. So auch hier. Bei der Erweiterung eines Gewerbegebietes in Flur «Wasserfurche» waren 1986 beim Ziehen eines Kanalgrabens mehrere Gräber angeschnitten und zerstört worden. Das rief die Archäologen auf den Plan. Seitdem sind rund 600 Gräber eines auf rund 1500 Bestattungen geschätzten großen merowingerzeitlichen Friedhofs ausgegraben worden, eines der größten, die es im Lande gibt. Am Ende werden auf einer 80 mal 100 Meter großen Fläche 90 Prozent aller Gräber untersucht sein; die restlichen sind zerstört oder unzugänglich. Dieser Prozentsatz ist un-

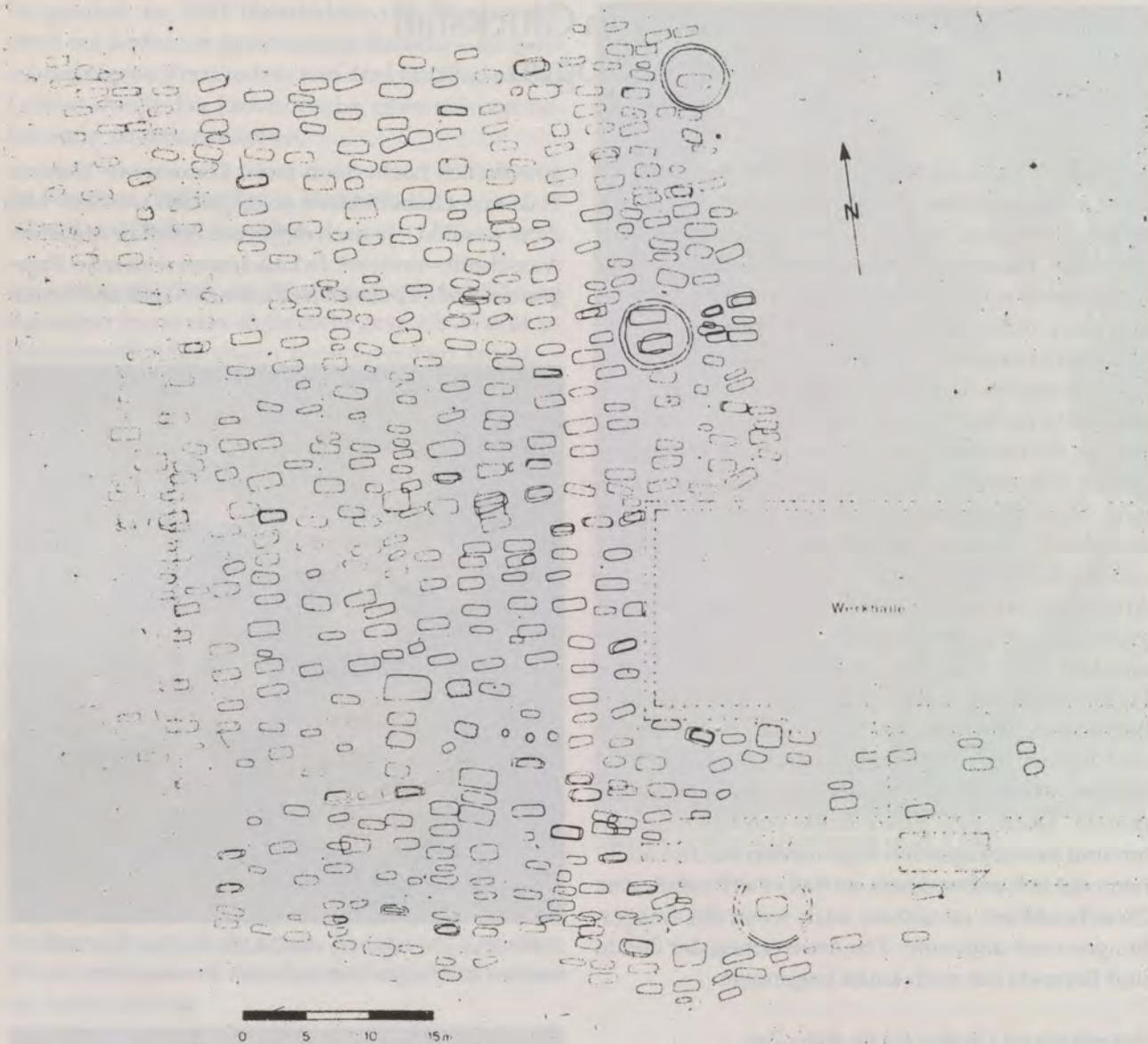
gewöhnlich hoch, denn meist können nur kleinere Teile von Gräberfeldern ausgegraben werden, was dann das Bild – je nach dem vom Zufall bestimmten Ausschnitt – verzerrt. In Lauchheim wird man dagegen am Ende Gräber aller Zeitstufen und aller sozia-



Goldblattkreuze, Siegelring und Goldscheibenfibel. Das Blattkreuz mit den bärtigen Köpfen ist sieben Zentimeter breit.



Goldscheibenfibel einer adeligen Frau (um 600) mit Filigranflechtwerk und gleicharmigem Kreuz. Die Almandineinlagen im Zellenwerk sind nur noch in der Mitte erhalten.



Der Plan des Lauchheimer Reihengräberfeldes aus alamannischer Zeit. Unten und rechts der einst separate Adelsfriedhof. An den Kreisgräben sind auch einige Adelsgräber im Nordostteil des Friedhofs zu erkennen.

len Schichten erfaßt haben und sich ein verlässliches Gesamtbild machen können. Noch nicht ausreichend untersucht sind die Bestattungen der frühen Belegungszeit des Friedhofs, aus dem 6. Jahrhundert, die offenbar im Westen des Gräberfeldes liegen. Die derzeit ältesten Gräber stammen aus dem letzten Drittel des 6. Jahrhunderts.

Reihengräberfriedhof dehnt sich nach Osten aus

Der merowingerzeitliche Bestattungsplatz am Fuße der Kapfenburg ist ein Reihengräberfriedhof, auf dem, wie der Name sagt, die Menschen in der Reihenfolge, wie sie gestorben waren, in Reih' und Glied ausgerichtet, nebeneinander beerdigt wurden. Das sollte die Gleichheit der Dorfbewohner im Tode ausdrücken, egal wie groß oder wie reich aus-

gestattet ihre Gräber waren. Die Bestattungen sind west-östlich orientiert. Da es – anders als heute – einen Verfall von Grabnutzungsrechten nicht gab, mußte der Friedhof immer wieder erweitert werden. Der Lauchheimer Friedhof ist so von West nach Ost fortschreitend belegt und ausgeweitet worden. Die allerjüngsten Gräber liegen im Norden des Ostteils, nahe der B 29. Hier stammen die Gräber aus der Zeit um 700.

Es liegen dort aber nur ältere Personen, die jüngere Bevölkerung ist wohl bereits in geweihter Erde, Gott nahe, auf dem Totenacker oder Kirchhof bestattet worden. Unter dem Einfluß des Christentums war in jener Zeit der heidnische Reihengräberfriedhof aufgegeben worden. Nur noch die Alten hat man, vermutlich auf eigenen Wunsch, bei ihren Vorfah-



Kostbarer Rüsselbecher aus dem Rheinland, gefunden im Lauchheimer Gräberfeld.



Schnalle einer dreiteiligen, eisernen Gürtelgarnitur, die mit Silbereinlagen und Messingdraht tauschiert ist. Der Beschlag war auf einen 2,5 cm breiten Ledergürtel aufgenietet.

ren in dem seit alters gewohnten Friedhof beerdigt. Doch auch sie nun ohne Grabbeigaben. Denn, den Toten ihre persönliche Habe für das Leben im Jenseits ins Grab zu legen, war nun als heidnischer Brauch verpönt. Nach christlichem Glauben ist nur die Seele unsterblich, und die bedarf weder des irdischen Leibes noch braucht sie Hab und Gut. Der Verzicht auf Grabbeigaben erlaubt den Archäologen aber kaum mehr eine genaue Datierung der Gräber. Nur die geordnete Abfolge der Bestattungen läßt noch eine relative zeitliche Einordnung zu.

Vom Heidentum zum Christentum – Ein Goldblattkreuz auf den Lippen

Christen hat es in Lauchheim schon kurz nach 600 gegeben. Das ist an den Grabbeigaben abzulesen, an Waffen, Gerät und Schmuck, die das christliche Heilszeichen, das Kreuz, tragen. Dabei fällt jedoch auf, daß das Kreuz vielfach mit heidnischer Zier, im sogenannten Tierstil, verbunden ist. Der neue Glaube hatte den alten noch nicht ganz verdrängen können: Heidnische Amulette hingen neben christlichen Symbolen in offenem Wettstreit am Gürtel, wer der Trägerin mehr Glück bringen möge. Das 7. Jahrhundert war die Zeit des Umbruchs, die Zeit der religiösen Rückversicherer, die dem Neuen schon zugetan, es aber mit den alten Göttern noch nicht ganz verderben wollten.

Glanzvollster Ausdruck des christlichen Glaubens sind die Goldblattkreuze, die dem Toten ins Grab mitgegeben wurden. Der Brauch kommt aus dem

langobardischen Italien, wo er bereits im 6. Jahrhundert nachweisbar ist. Nach 600 haben ihn Teile der alamannischen Oberschicht übernommen. Die Kreuze bestehen aus dünnen, oft verzierten Goldblechstreifen, die auf ein Tuch aufgenäht und dem Toten auf das Gesicht gelegt wurden. In Lauchheim ist nun erstmals sicher festgestellt worden, daß die Tücher so gelegt wurden, daß der Tote das Heilszeichen «küßt». Das Goldblattkreuz befand sich also auf der Unterseite des Tuches und war für die Trauernden gar nicht zu sehen. Im Reihengräberfriedhof



Goldener Siegelring mit Pferd, knapp zwei Zentimeter im Durchmesser, eines hohen Amts- und Würdenträgers.



Bei der Ausgrabung lag das Bronzekreuz mit dem Zapfen noch auf der Stirn der jungen Frau.



Mit allen Waffen ist dieser 1,80 Meter große Mann im 7. Jahrhundert bestattet worden: Sax und das Langschwert Spatha liegen samt der Gürtelgarnitur im Schoß, Pferdegeschirr und Lanzenspitze bei seinen Füßen. Kreisgraben und Erdhügel dokumentierten seinen Rang.

von Lauchheim sind allein vier solcher Goldblattkreuze, das ist ein knappes Zehntel aller in Baden-Württemberg bekannten, ausgegraben worden. Beobachtungen lassen annehmen, daß weniger betuchten Christen Kreuzeszeichen aus anderem, aus vergänglichem Material mitgegeben wurden.

Sind die Goldblattkreuze erst für die Bestattung angefertigt und von den Christen zu Lebzeiten nie getragen worden, so gilt dies sicher nicht für ein etwa drei Zentimeter großes, massiv gegossenes Bronzekreuz, das bei einer etwa 30 Jahre alten, nicht sonderlich wohlhabenden Frau gefunden wurde. Sie hatte dieses Kreuz, das bisher ohne Parallele ist, aufgenäht auf ein Stirnband oder auf einer Haube schon im Leben getragen. Als Bekenntnis zum Christengott oder nur als Schmuck, denn von ihrem Gürtel herab hing ein Donar-Amulett?

Leichentuch, Baumsarg und Totenbrett – Mauern und Holzkammern für die reichen Alamannen

Am Lauchheimer Reihengräberfriedhof läßt sich nicht nur der Übergang vom Heidentum zum Christentum in Tracht und Totenbrauch exemplarisch studieren. Die Funde und Befunde machen noch weitere Fakten und Entwicklungen deutlich. Interessiert haben die Wissenschaftler die Bestattungsformen und der Grabbau, die je nach Zeit und persönlichem Lebensstandard – und damit je nach Bedeutung und Reichtum des Verstorbenen – unterschiedlich sind. Manche wurden einfach nur in die ausgehobene Grube gelegt. Vielleicht sind sie in einem Leichentuch zu Grabe getragen und beigelegt worden; darauf lassen die verschlungenen Beine eines Toten aus einem beigabenlosen, späten Grab schließen. Andere hatte man in sargähnliche Holzkisten gelegt. Wieder andere hatte man in Baumsärge, in ausgehöhlte und mit einem Deckel versehene Baumstämme gebettet. Auch die Bestattung auf Totenbrettern, die zugleich dem Leichentransport dienten und die bis in die Neuzeit hinein regional gebräuchlich waren, ist in Lauchheim nachgewiesen.

Bei den Wohlhabenden waren die Grabgruben noch mit Steinfassungen oder Mäuerchen aus unvermörtelten Steinen ausgefüllt. In diese Gräber stellte man gezimmerte Holzkammern, die dann den Leichnam und die Beigaben aufnahmen. Echte Steinkistengräber, wie sie auf anderen alamannischen Friedhöfen des 7. Jahrhunderts zu finden sind und die eine Nachbestattung von Verwandten in der Familiengruft erleichterten, fehlen hier. Bestattungen in älteren Grabgruben, wohl in der eines Vorfahren, sind freilich auch in Lauchheim erfolgt.



Bronzene Griffschale aus Italien, 20 Zentimeter im Durchmesser, gefunden im Grab eines Vierjährigen.



Goldene Pressblechscheibenfibel aus zwei Scheiben mit einer Abbildung nach Kaiser Justinian. Aus dem Grab einer adeligen Frau, um 600.

In diesem Brauch, der die regelmäßige Bestattung in Reih' und Glied unterbricht, äußert sich im 7. Jahrhundert eine Lockerung der Beziehungen zu der größer gewordenen Dorfgemeinschaft und eine engere Hinwendung zum kleineren Personenverband der Familie.

Häufig wurden bei Gelegenheit der Nachbestattung die wertvollen Grabbeigaben des Ahnen aus dem Grabe genommen. Ob dieser Raub aus niederen Beweggründen, aus Bereicherung, wegen der Wiederverwendung des seltener und damit kostbarer gewordenen Edelmetalls geschah oder aus ideellen Motiven, etwa um sich das «Heil», die Kraft und den Beistand des verehrten Ahn im täglichen Lebenskampf zu sichern, ist nicht immer klar zu unterscheiden. Die meisten Gräber der Reichen sind ausgeraubt.

Nur bei den ranghöchsten Verstorbenen hat man sich die Mühe gemacht und die Kosten nicht gescheut, über ihren Gräbern einen Erdhügel aufzuschütten. Diese aufwendige Kenntlichmachung des Grabes verbrauchte mehr Friedhofsfläche und führte zu einer Unterbrechung der regelmäßigen Grabreihen. Im zweiten Drittel des 7. Jahrhunderts hat man solche Gräber in Lauchheim auch noch mit einem kreisförmigen Graben umgeben.

*In Tod und Leben «gleicher als gleich» –
Hochadelsdynastie in Ostalamannien*

Der Reihengräberfriedhof, das «Reich der Toten», war von der Welt der Lebenden deutlich geschie-

den. Im Norden und Osten fiel den Archäologen auf, daß die Friedhofsgrenzen geradlinig und nach den Himmelsrichtungen orientiert verlaufen. Im Norden liegt die Trennlinie etwa zehn Meter südlich der Bundesstraße. Sicher war das Gräberfeld dort mit einem Zaun oder einer Hecke eingefriedet. Auch im Süden ist die Grenze der Belegung zu erkennen; die Linienführung ist hier jedoch weniger klar, weil an der Südostecke ein Separatfriedhof liegt. Hier ließen sich jene beerdigen, die auch im Leben «gleicher als gleich» gewesen waren – die Adeligen. Ihre wirtschaftliche Macht wollten sie auch im Tode bestätigt sehen. Nicht wie normale Sterbliche in Reih' und Glied, sondern abgehoben und abgesondert vom Rest der Dorfbevölkerung liegen sie im 7. Jahrhundert familien- oder sippenweise versammelt auf einem Adelsfriedhof. In Lauchheim ist dieser Separatfriedhof allerdings im Laufe der Zeit von den Reihengräbern des allgemeinen Ortsfriedhofs wieder «eingeholt» worden, als der sich nach Osten ausdehnte. So bildet nun der Adelsfriedhof einen unorganischen Bestandteil des gesamten Reihengräberfeldes und überschreitet die geradlinige Friedhofsgrenze deutlich. In diesen Friedhofsteil, wo die Gräber überdurchschnittlich reich ausgestattet sind, waren die Arbeiter beim Ausschachten hineingestoßen.

Dort, auf dem separaten Adelsfriedhof, haben nicht nur der diebische Baggerführer, sondern auch die Archäologen sehr schöne und bedeutende Funde gemacht. Hier lag die fränkische Dynastie begraben, die im Dorf das Sagen hatte – und offenbar nicht nur

dort. Auffallende Parallelen ergeben sich zu einem fränkischen Friedhof im zehn Kilometer entfernten Pflheim, zur Adelsnekropole in Niederstotzingen und zu dem überaus reich ausgestatteten Grab einer fränkischen Hochadeligen in Wittislingen. Die Bestattungen in den drei Orten gehören der gleichen Zeit an und enthalten vergleichbare Gegenstände, darunter auch solche, die offenbar vom gleichen Künstler und Handwerker geschaffen wurden. Die Ähnlichkeit reicht bis zu so merkwürdigen Details, daß in Lauchheim und in Niederstotzingen zwei schwerbewaffnete Reiter – vielleicht Brüder? – sich an den Händen haltend in einem Grab beigesetzt wurden. Man darf annehmen, daß hier wie dort im Ostalbbereich eine hochadelige Dynastie gelebt hat, die an verschiedenen Orten Besitzrechte und Macht ausübte: Die Fürsten von der Ostalb. Ausweis ihres hohen und höchsten aristokratischen Ranges im Frankenreich sind die in damaliger Zeit ungeheuer wertvollen und seltenen, aus dem Mittelmeerraum importierten «koptischen» Bronzegefäße wie eine Pfanne aus einem Männergrab oder die Griffschale, die im Grab eines vierjährigen Buben gefunden

wurde. Individuelle Einzelanfertigungen, also keine Handelsware, wie die goldene Scheibenfibel einer Frau vom Anfang des 7. Jahrhunderts zählen weiter zu den «Erkennungsmerkmalen»; die Scheibenfibel war nach byzantinischen Münz- oder Medaillenvorbildern geschaffen worden.

Mit Pferd und allen Waffen beigesetzt

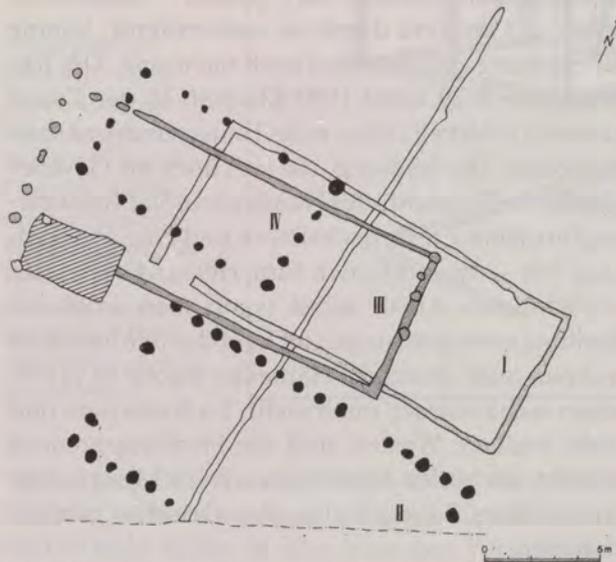
Ein vollständiger «Satz» an Waffen, Spathen und Kurzschwert-Sax, Schild und Lanze, Messer und Pfeil sowie Reitsporen samt Zaumzeug und Steigbügel ebenso wie die mit reichverzierten, silbernen Beschlägen versehenen Gürtel bei den Männern machen die Stellung des Toten deutlich. Vor allem, wenn ihm noch ein oder zwei, in eigenen Grabgruben bestattete und zuvor enthauptete Pferde beigegeben werden. Der Berittene war schon von weitem als Mitglied der Oberschicht auszumachen. Nur fünf Prozent der Bevölkerung konnten sich im 7. Jahrhundert ein Reitpferd leisten, etwa so viele wie heute in den Spitzenprodukten unserer Nobel-Automobilfirmen unterwegs sind.



Bestattung zweier Pferde in einem Grab, die zuvor enthauptet wurden. Sie mußten ihrem vornehmen Herrn im Tod folgen.



Auf der Grabungsfläche bei Lauchheim zwischen Mittelhofer Weg und der Jagst zeichnen sich neben den Grabungszelten Hausgrundrisse ab.



Nacheinander von Häusern auf einer Hofstelle: Die Wandgräbchen eines Schwellbalkenhauses (I) liegen neben den Reihen eines Pfostenhauses (II), das von einem Schwellbalkenhaus mit pfostengetragenem Abschluß im Westen (III) und dieses von einem kleineren Pfostenhaus (IV) abgelöst wurde. Zu Haus IV gehört wohl das Grubenhaus (schraffiert). Das älteste Bauteil ist aber ein nach Norden führender Zaungraben, Umfriedung der ältesten Hofanlage an dieser Stelle.

Waffenbeigaben finden sich sogar in Kindergräbern. Dies ist außergewöhnlich, vor allem dann, wenn die Waffen von ihrer Größe und ihrem Gewicht her von dem «kleinen Mann» gar nicht hatten benutzt werden können. Es waren keine «Kinderwaffen», sondern Waffen von Erwachsenen, die somit nur symbolischen Charakter haben können. Abgesehen von dem Grab eines sechs- bis achtjährigen hochadeligen Lauchheimer Buben ist im ganzen Merowingerreich nur noch ein einziges Grab bekannt, in dem ein Kind mit einer Spatha beerdigt wurde: unter dem Kölner Dom, wo ein Merowingerprinz zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Bedürfte es noch eines Belegs für Rang und Funktion dieser Lauchheimer Adelsfamilie, die im Südostteil des Gräberfeldes bestattet liegt, so hat ihn das Grab eines Mannes aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts geliefert, der nicht nur einen der höchst seltenen eisernen Lamellenpanzer besessen hatte, sondern auch einen Siegelring. Der Ring, gut zwölf Gramm schwer und aus fast reinem Gold, ist eine Spezialanfertigung und wurde aus drei leichteren byzantinischen Solidi-Münzen gegossen. Er zeigt ein Pferd, über dessen Rücken sich ein Doppelkreuz erhebt und zu dessen Seiten Sonne und Mond, Alpha und Omega stehen. Das exquisite, einmalige Kleinod hatte der Mann nur bei feierlichen Amtshandlungen getragen und dann nur auf der behandschuhten Hand. Das schließen die Archäologen aus der Tatsache, daß der Ring aus weichem Gold keinerlei Spuren von Abnutzung zeigt.

Zwei führende Familien in einem Ort

Das merowingerzeitliche Gräberfeld von Lauchheim birgt eine Besonderheit, die noch der Auswertung und Deutung harret. Nicht nur im Südosten haben die Archäologen Adelsgräber entdeckt, sondern auch im Nordosten. Sie gaben sich, wie jene im Südosten, durch spezielle Grabformen – Grabhügel und Kreisgräben –, und durch eine weit überdurchschnittliche Grabausstattung zu erkennen, soweit sie nicht schon in grauer Vorzeit geraubt worden war. Auch in der Nordgruppe gehören zu den Adelsgräbern Pferdebestattungen, freilich weniger als im Süden. Auch sonst gibt es Unterschiede zwischen beiden Adelsgräber-Gruppen. Jene im Norden gliedern sich besser in das Reihengräberfeld ein, betonen nicht so deutlich die Distanz zum gemeinen Volk. Die hier Bestatteten fühlten sich der Dorf- und Grabgemeinschaft enger verbunden als ihre Standesgenossen im Süden. Die Gräber sind auch nicht ganz so reich ausgestattet, enthalten keine Goldblattkreuze und weniger sonstige Belege



In kleinen Wandgräbchen waren die Schwellen verlegt, auf denen die tragenden Hauspfosten standen. Der Hauszugang liegt in der Mitte der Langseite vorne.

für den Christenglauben der Toten. Obwohl im wesentlichen zeitgleich, scheinen die ältesten Gräber der Nordgruppe noch etwas weiter in die Vergangenheit zurückzureichen als jene im Süden. Im Norden scheinen also die Familienmitglieder einer etwas rangniedrigeren «konservativeren» Adelsfamilie beerdigt zu sein. Das zum Ortsfriedhof gehörende Dorf hatte demnach zwei Adelsfamilien aufzuweisen. Mag sein, daß die eine, die ältere, die angestammte alamannische war, die andere die vorgesezte fränkische. Doch läßt sich dies vorläufig nur vermuten.

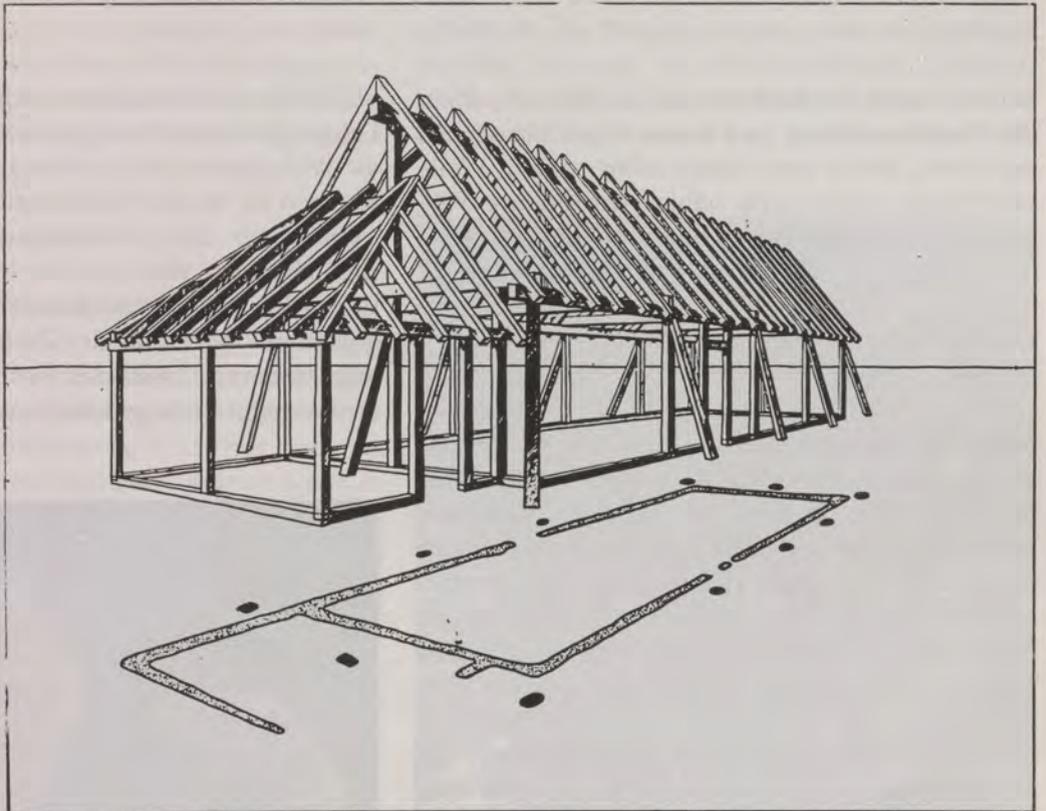
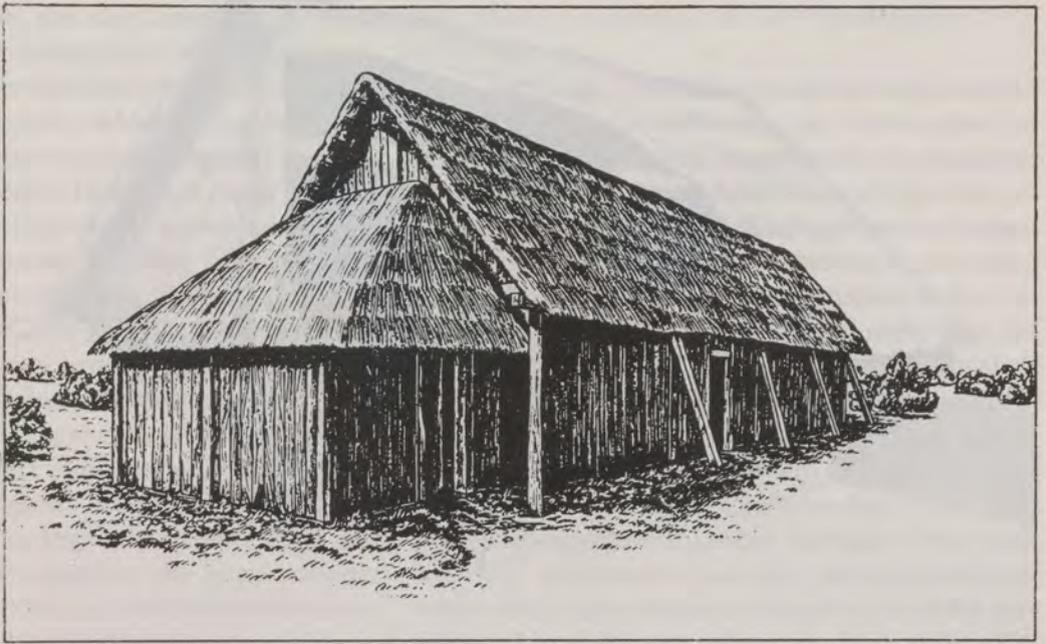
Die Tatsache von gleich zwei Adelsfamilien erklärt auch, warum auf dem Lauchheimer Friedhof so viele Kindergräber – mehr als 30 – gefunden wurden. Nur die adeligen Sprößlinge wurden damals für würdig befunden, bei den Erwachsenen auf dem Friedhof zu liegen. Gemessen an der Gesamtbevölkerung und angesichts der hohen Kindersterblichkeit sind 30 zwar immer noch viel zu wenige, doch sind Kindergräber auf anderen Alamannenfriedhöfen noch weit stärker unterrepräsentiert. Das Verhältnis von Männer- und Frauengräbern ist in Lauchheim ausgeglichen.

Zum Gräberfeld die Siedlung mit einem Dutzend Höfen

Lauchheim ist ein Glücksfall für die Wissenschaft. Ist schon die Nekropole mit ihren vielen Besonderheiten eine reiche Quelle für die landesgeschichtliche Forschung, so nicht minder die dazugehörige Siedlung, deren Entdeckung den Archäologen

hangabwärts, 200 Meter nordöstlich des Gräberfelds gelang. Auf einer Niederterrasse der Jagst, in der Flur «Mittelhofen», hatte einst eine vor 1300 aufgelassene, «wüst gewordene» Siedlung gelegen. Der auf -hofen gebildete Ortsname schien jedoch eine späte, erst im 7. Jahrhundert erfolgte Gründung anzuzeigen und daher nicht zum Belegungsbeginn und zur Größe des merowingerzeitlichen Reihengräberfriedhofs zu passen. Lauchheim selbst, 1,3 km und damit zu weit entfernt, konnte die Siedlung zum Friedhof auch nicht sein. Der Bau der neuen B 29 schuf 1989 Klarheit: In der Trasse kamen in «Mittelhofen» erste Hausgrundrisse zum Vorschein. Die Siedlung, die sich noch ins Gewann «Breite» hineinzieht – für Namenskundler weist dieser Flurname auf Herrschaftsgut und eine alte Siedlung hin –, bedeckt etwa fünf Hektar Fläche. Ein beträchtliches Areal, selbst wenn man wohl mit Siedlungsverschiebungen im Lauf der Jahrhunderte rechnen muß. Rund die Hälfte der Fläche ist inzwischen archäologisch untersucht. Im Nordosten und wohl auch im Westen sind die Siedlungsgrenzen erreicht. Im Süden scheint ein auf 200 Meter Länge untersuchtes Zaungräbchen den Ortsetter gebildet zu haben.

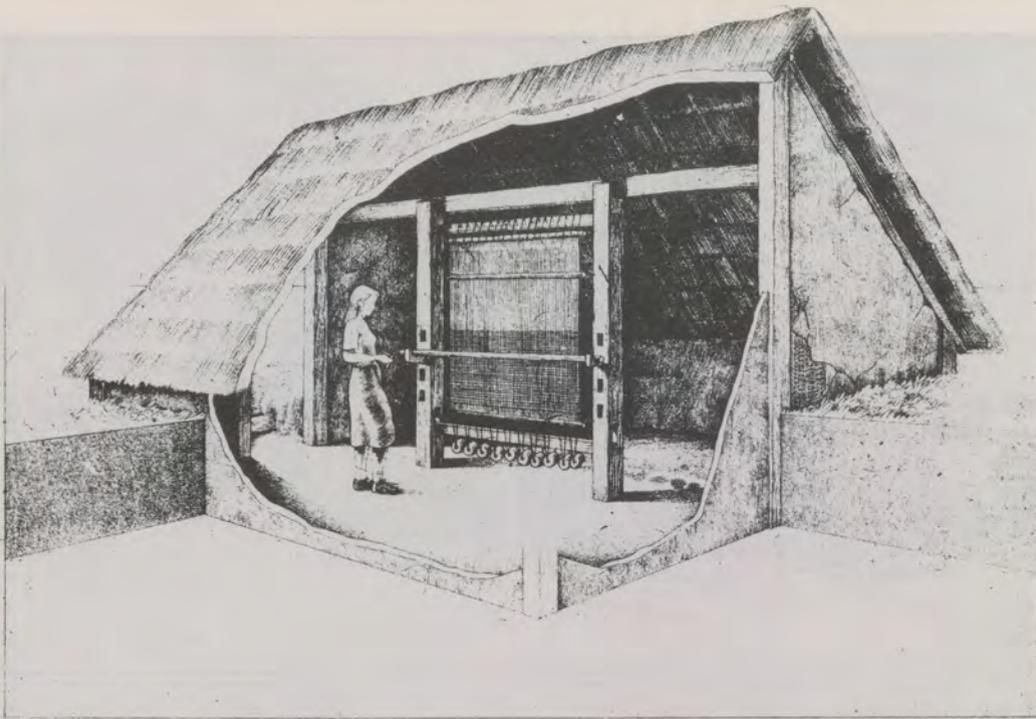
Das Dorf, das nach den Funden bisher vom Ende des 6. bis ins 11. Jahrhundert hinein bestanden hatte, hat etwa ein Dutzend Höfe gezählt. Hausgrundrisse gibt es jedoch viel mehr, 50 bis 60 ebenerdige Gebäude, doch standen diese nicht alle zur gleichen Zeit. Es sind bis zu 26 Meter lange Hallenhäuser, Wohn-Stall-Häuser, wo Menschen und



Vom ergrabenen Grundriß – Wandgrübchen und Pfostenlöcher – zum Aufriß der tragenden Elemente und dann zur zeichnerischen Rekonstruktion. Ein Versuch, das bisher einmalige Lauchheimer Stützen-Haus zeichnerisch zu rekonstruieren.

Vieh, durch eine Wand getrennt, unter einem Dach lebten. Die Normgrößen der einschiffigen Häuser sind 18 mal 7 Meter, in einer kleineren Version auch 12 mal 6 Meter. Sie sind nach der vorherrschenden Wetterrichtung orientiert, mit den Schmalseiten im Westen und Osten. Zwei Häuser haben im Osten einen Anbau, der als Windfang oder als Schopf gedeutet wird. Ein einziges Haus, ein massiver Pfostenbau, hatte ein später angebautes, 2,5 Meter breites Seitenschiff im Norden. Lehmverputz von Fach-

werkwänden ist nur wenig gefunden worden, da die Kulturschicht nicht erhalten war. Die Wände dürften auch aus Brettern oder Bohlen gebildet gewesen sein, deren Ritzen mit Moos verstopft wurden. Zwei Kornspeicher stehen auf je sechs tieffundierten Pfosten. Recht zahlreich sind die in die Erde eingetieften Grubenhäuser, von denen bisher etwa 40 untersucht wurden. Sie sind durchschnittlich zwölf Quadratmeter groß. Das zeltförmige Dach ruht an den Schmalseiten auf drei Pfosten. Gruben-



In den Boden eingesenktes alamannisches Grubenhaus mit einem Webstuhl darin; Rekonstruktionszeichnung.

häuser waren Werkstätten. Sie dienten vor allem der Textilherstellung und waren damit das «Reich der Frau», die in dem feucht-kühlen Raum Wolle verarbeitete, spann, wob, nähte – wie tönernen Webgewichte und Spinnwirtel sowie beinerne Nähadeln verraten.

Überraschendes zur Hausbau-Technologie – verschiedenartige Hofeinheiten

Siedlungsplätze aus den «dunklen Jahrhunderten» sind bisher kaum untersucht worden. Sie sind heute im allgemeinen überbaut und selbst bei Tiefbauarbeiten nur schwer zu entdecken. Meist hat man nur einzelne Gebäude oder kleine, nicht repräsentative Flächen ausgegraben. Um so bedeutender ist es, große Areale freizulegen. Lauchheim wird für die Anfänge von Siedlungen, für Größe, Struktur, Veränderungen und Wirtschaftsleben eines Dorfes in der Merowingerzeit neue Erkenntnisse bringen. Erste Ergebnisse deuten sich schon an. So verläuft in Lauchheim die bautechnische Entwicklung der auf der engen Hoffläche immer wieder erneuerten Bauten vom Schwellbalkenhaus, das sich mit seinen Wandgräbchen dem Archäologen zu erkennen gibt, zum Pfostenbau, für den die in Abständen gesetzten Pfostenlöcher kennzeichnend sind. Damit geht die Entwicklung gerade in entgegengesetzter Richtung, als man bisher angenommen hatte, galten doch Pfostenbauten als das urtümliche, ältere Konstruktionsprinzip.

Erstmals in Süddeutschland ist ein Haustyp entdeckt worden, der nördlich der Mittelgebirge üblich

ist: Ein 20 mal 7 Meter messendes Haus, das an den Langseiten außen Stützpfeiler aufweist. Sind auch die Wohnhäuser im Alamannendorf gleichartig, so weichen sie in den Konstruktionsmerkmalen voneinander ab. Die Geschichte des frühmittelalterlichen Holzbaus wird eine Bereicherung erfahren. Wie die Ausgräber beobachteten, sind die Hausgrundrisse im Laufe der Zeit kleiner geworden, möglicherweise, weil das Vieh in Ställe kam oder weil weniger Kühe gehalten wurden. Interessant ist



Zwei Webgewichte (oben) zur Beschwerung der Kettfäden des Webstuhls, Spinnwirtel und Knochenadeln, wie sie häufig in alamannischen Grubenhäusern gefunden werden.

auch die Feststellung, daß die Grubenhäuser unregelmäßig übers Dorf verteilt sind. Mag es einleuchtend sein, daß sie im ufernahen Bereich wegen der Überschwemmungsgefahr fehlen, so ist ihre Häufung an anderen Stellen vorerst noch nicht zu erklären. Keinesfalls zu jedem Haus, und damit zu jeder Hofstelle, scheint zwingend ein Grubenhaus gehört zu haben. Andererseits besitzen manche Höfe gleich mehrere Grubenhäuser. Ihre Zahl scheint auch nicht von der Größe der Hoffläche abzuhängen. Die Hofareale sind unterschiedlich groß, bleiben aber durch die Zeiten meistens konstant.

Zäune als Hofeinfriedungen, wie sie in den Alamannenrechten überliefert sind, konnten über ganze Strecken nachgewiesen werden. Sie bildeten Rechtsgrenzen und zwangen die Bauern, Platz und Ausrichtung ihrer Holzhäuser, die immer wieder erneuert werden mußten, auf dem Hofareal nur unwesentlich zu verändern. Dadurch entstand ein verwirrendes Neben- und Durcheinander von Hausgrundrissen, das zu entwirren den Archäologen erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Brunnen, Abfallgruben und Kloaken sind in der Siedlung bisher nicht gefunden worden.

Rätselhafte Tote auf dem Hof

Rätsel geben den Wissenschaftlern 22 Gräber auf, die, in drei Gruppen und zwei Einzelgräber aufgeteilt, über das ganze Siedlungsareal verstreut angelegt wurden. Solche Siedlungsbestattungen sind selten, in Baden-Württemberg sonst nur noch an drei weiteren Orten nachgewiesen. Warum hat man die Toten nicht auf dem Reihengräberfriedhof beerdigt? Für einige von ihnen, die ins späte 7. und ins frühe 8. Jahrhundert datiert werden, könnte gelten, daß damals der Friedhof gerade geschlossen wurde und daß der Brauch der Beisetzung im Familienkreis auf dem Hofe auch bei der durchschnittlichen Bevölkerung Anhänger gefunden hatte. Vielleicht waren die Toten Heiden geblieben und durften deshalb gar nicht auf dem Kirchhof begraben werden?

Solche Erwägungen können aber nicht auf die Gruppe von Gräbern angewendet werden, die bereits in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts angelegt wurden. In einem Grab der Sechs-Gräber-Gruppe lag eine durchaus nicht arme Frau. Wollten die Verstorbenen nicht bei den Nachbarn auf dem Dorffriedhof liegen oder durften sie es nicht? Armut und Glaube haben damals keine Rolle gespielt und auch nicht, ob einer «Ausländer» war. Krankheiten waren kein Ausschlußgrund. Aber was dann? Die Privatfriedhöfe sind immer höchstens zwei Generationen lang benützt worden.

Mittelhofen: ein wichtiger Ort im 7. Jahrhundert

Nach der Größe von Siedlung und Reihengräberfeld sowie nach der Ausstattung der Adelsgräber zu schließen, ist die merowingerzeitliche Siedlung bei Lauchheim im 7. Jahrhundert ein wichtiger Ort gewesen. Ihre wirtschaftliche und militärische Bedeutung mag sie der Lage an der West-Ost-Verbindung durchs Remstal ins Ries verdankt haben. Sicher hat auch die Randlage im Osten Alamanniens und des Frankenreiches den adeligen Ortsherrn Möglichkeiten des Landesausbaus, etwa in den Virngrund hinein, eröffnet und damit Zuwachs an Macht und Wirtschaftskraft verheißen. Fern dem merowingischen Hofleben haben sich Selbständigkeit und Stellung amtierender fränkischer Adelige, aber auch des im 7. Jahrhundert noch eng mit dem austrasischen Adel verbundenen alamannischen Adel verstärkt. Zur politischen Komponente ist als wirtschaftliche die Eisenverhüttung und -verarbeitung zu sehen. Sie mag, wie schon in früheren Epochen, für den Erwerb von Gütern und Macht auf der Ostalb von Belang gewesen sein. Auf der Albhochflä-



Rätselhafte Doppelbestattung in der alamannischen Siedlung mit Schwert, Lanze und Schild.

che kommt Bohnerz vor, im Dorf sind Eisenschlacken und ein Schmiedeofen entdeckt worden. Die fränkische Hochadelsdynastie hat in diesem Gebiet offenbar bedeutenden, verstreut liegenden Grundbesitz gehabt. Strukturen deuten sich hier an, die dem Landesgeschichtler aus der Stauferzeit oder davor zwischen Ries und Donau vertraut sind. Es kann kein Zufall sein, daß auf der Fundortkarte Alamanniens die Ostalb und das mittlere Neckarland deutliche Schwerpunkte setzen.

Da, wie das Beispiel vom Runden Berg bei Bad Urach zeigt, im 7. Jahrhundert der Adel wieder die Bergsitze entdeckt, ist es denkbar, daß auch auf der

Kapfenburg damals eine Adelsburg gestanden ist, vielleicht auch die Kirche, die bisher in der Talsiedlung noch vergebens gesucht wurde. Sichere frühe Belege für die Kapfenburg gibt es freilich nicht, obwohl die exponierte und beherrschende Lage einen frühen Burgbau vermuten läßt. Nur archäologische Grabungen könnten hier Abhilfe schaffen. Nur Spekulation ist es, von den beiden unterschiedlichen Adelsfamilien, die im Gräberfeld gut miteinander auskamen, die eine der Burg, die andere dem Dorfe an der Jagst zuzuordnen. Aber noch ist die Ausgrabung in Lauchheim, noch ist die Auswertung der Ergebnisse nicht am Ende.



Über der Kapfenburg, dem Schloß der Deutschordensritter, liegt links neben den Flachdach-Gewerbgebauten das alamannische Gräberfeld. Darüber, auf der noch freien Fläche, das Siedlungsareal. Das Foto ist 1987 entstanden. Rechts oben Lauchheim.

Leserforum

In Heft 4/1991 der «Schwäbischen Heimat» wird auf Seite 397 unter der Überschrift «Vergessener (Invalidenfriedhof)» auf eine Dokumentation von Elisabeth Schraut über den Friedhof des ehemaligen Württembergischen Ehreninvalidencorps in Schwäbisch Hall-Steinbach aufmerksam gemacht, die das interessierte Publikum u. a. zum Besuch dieses etwas abseits vom Touristenstrom am Fuß des Comburger Klosterberges gelegenen und deshalb wenig beachteten Kulturdenkmales anregen soll. Insbeson-

dere weist der Berichterstatter auf die kunsthistorisch bemerkenswerte, 1693 in Form des Heiligen Grabes in Jerusalem errichtete Totenkapelle des Friedhofes hin. Dazu muß berichtigend angemerkt werden, daß das kleine, durchaus sehenswerte Bauwerk nicht auf dem erwähnten Ehreninvalidenfriedhof, sondern auf dem von dem adligen Ritterstift Comburg 1690 für die bürgerliche Gemeinde Steinbach angelegten Begräbnisplatz steht. Dieser Friedhof liegt nordwestlich des Steinbacher Dorfkerns am Ortsausgang nach Schwäbisch Hall.

Herta Beutter, Stadtarchiv Schwäbisch Hall

Mitgliederversammlung 1992

Alle Mitglieder sind zu der ordentlichen Mitgliederversammlung herzlich eingeladen auf

Samstag, 11. April 1992, 14.00 Uhr, in Herrenberg, in der «Alten Turnhalle», Ecke Seestraße/Benzstraße (Ortsausgang Richtung Nufringen–Stuttgart).

Tagesordnung:

1. Begrüßung und Grußworte
2. Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden
3. Kassenbericht des Schatzmeisters
4. Prüfungsbericht des Kassenprüfers
5. Entlastung
6. Neubau der Geschäftsstelle
– Vorstellung des Projekts –
7. Finanzierung des Neubaus der Geschäftsstelle
– Spenden, Bausteine, Mitgliederdarlehen, Bauumlage –
8. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich zu übermitteln.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung besteht die Möglichkeit zu einer Führung durch die malerische Altstadt und durch die vor noch nicht allzu langer Zeit mit großem Aufwand restaurierte Stiftskirche. Führen wird uns u. a. der Historiker Gerald Maier.

Herrenberg ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen, z. B. ab Stuttgart-Hauptbahnhof S-Bahn um 12 Uhr 28 bis Böblingen (Ankunft 12 Uhr 51), dort um 13 Uhr 05 mit Bus Nr. 7945 Weiterfahrt nach Herrenberg bis Haltestelle «Bronntor» (Ankunft 13 Uhr 40), von dort noch ca. 400 Meter Fußweg bis zur «Alten Turnhalle». Die Rückfahrt ist ab Herrenberg «Bronntor» um 18 Uhr 43 möglich. Sollten Sie mit anderen Heimatbund-Mitgliedern zur Versammlung fahren wollen, so wenden Sie sich bitte an die Geschäftsstelle. Bei entsprechend großem Interesse kann ein Bus gechartert werden, sonst werden Fahrgemeinschaften gebildet. Diesbezügliche Angebote und Anfragen richten Sie bitte ebenfalls an die Geschäftsstelle.

Die Mitgliederversammlung ist eine wichtige Sache für den Verein. Wir wollen informieren, und Sie sollen uns Ihre Meinung sagen. Deshalb hoffe ich auf Ihr Kommen.

Martin Blümcke, Vorsitzender

Dr. Wolfgang Irtenkauf Ehrenmitglied

Auf der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 11. Mai 1991 in Freudental ist Dr. Wolfgang Irtenkauf einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt worden. Hier der Text der Ehrenurkunde, die der Vorsitzende Martin Blümcke ihm in seinem Haus in Löffingen in aller Form überreicht hat:

«Damit werden die Verdienste gewürdigt, die sich Dr. Wolfgang Irtenkauf in zwei Jahrzehnten für diesen Verein erworben hat. Von 1971 bis 1976 betreute er verantwortlich sechs Jahrgänge der renommierten Zeitschrift «Schwäbische Heimat» und bestimmte zugleich als erst stellvertretender Vorsitzender die Geschicke dieses traditionsreichen Vereins mit fachkundigem Rat und Engagement mit. Seit 1983 hat er als Vorsitzender des Veranstaltungsausschusses fünf Jahre lang das Reiseprogramm des Schwäbischen Heimatbundes, das ganz der Volksbildung verschrieben ist, in wesentlichen Teilen geprägt. Seine größte Wirksamkeit hat er bei den Studienfahrten entfaltet. Als beliebter Führer ist er vielen Mitgliedern in bester Erinnerung, als ein Kenner von Land und Leuten weit über den deutschen Südwesten hinaus, der bei Geschichte, Kunstgeschichte, Literatur und Musikwissenschaft aus dem vollen schöpfen kann, der seine Erläuterungen aber auch mit einem erfrischenden Humor zu verbinden weiß.

Der Schwäbische Heimatbund hat Dr. Wolfgang Irtenkauf vieles zu verdanken und ihm für vieles zu danken.»

Kulturlandschaftspreis 1992

Auch in diesem Jahr verleiht der Schwäbische Heimatbund den Kulturlandschaftspreis 1992.

Mit dem Kulturlandschaftspreis sollen besondere Verdienste um die Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung von Kulturlandschaften gewürdigt werden.

Ausgezeichnet werden sollen Ausschnitte unserer Kulturlandschaft, in denen eine nachhaltige, traditionsbewußte Nutzung der Landschaft unter Berücksichtigung der naturgegebenen Voraussetzungen, der Ökologie, der Charaktermerkmale der Landschaft und der Ästhetik erfolgt. Vorgeschlagene Objekte sollen sich nicht ausschließlich auf den Naturschutzaspekt beschränken, sondern vielmehr die enge, ausgewogene Verzahnung von Natur, Landschaft, Kultur und Heimat und die Anpassung von Nutzungsweisen an die Natur versinnbildlichen.

Denkbar – sozusagen «preisverdächtig» – sind beispielsweise

- die traditionelle Bewirtschaftung von Mädern der Albhochfläche,
- die sachgerechte, längerfristig angelegte Pflege von Heckenlandschaften,
- die Sicherung von Trockenmauern in Weinbergen oder ehemaligen Weinbergen,
- die Pflege und Aufrechterhaltung eines Wiesenwässersystems,
- das bewußte Belassen und die Pflege von Ackerrainen, breiten Randstreifen für Ackerwildkräuter, Viehtrieben usw. oder das Bewahren alter bäuerlicher Strukturen und Bewirtschaftungsweisen auf andere Weise,
- die Pflege oder Wiederherstellung von Zeugnissen der Flößerei,
- die bewußte Bewahrung und Pflege alter geschichtsträchtiger Wege,
- die Sicherung, Pflege oder Wiederherstellung von Hohlwegen,
- die sachgerechte Pflege und Förderung von Hecken, Straßen- oder Wegalleen, Baumgruppen in der freien Landschaft,
- die Pflege, Förderung oder Neuanlage größerer Obstwiesen in Ortsrandnähe oder in traditionellen Obstbaulagen,
- Maßnahmen zur Erhaltung eines Mühlkanals,
- die Bewirtschaftung eines Privatwaldes als Hudewald, als Nieder- oder Mittelwald,
- die Restaurierung von Weinberghüter- oder Feldschützenunterständen, Gruhen, Sühnekreuzen, kleiner Bachbrücken aus Natursteinen oder anderer Flurdenkmäler,
- die gelungene Einbeziehung eines Steinbruches, einer Lehmgrube oder einer Kiesgrube in die Umgebung durch vorbildliche, der Umgebung angepaßte Rekultivierung.

Den Preis erhalten Eigentümer, Einzelpersonen oder Gruppen, die eine Kulturlandschaft betreuen, wobei der Vorschlag von jedermann eingereicht werden kann. Private Maßnahmen werden öffentlichen Aktionen in der Regel vorgezogen. Das Gebiet muß jedoch im Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes, also in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen, liegen. Über die Verleihung entscheidet eine Jury; der Preis wird in einer öffentlichen Veranstaltung übergeben. Die Preissumme beträgt 5000 DM; sie kann aufgeteilt werden.

Der Jury gehören an: Prof. Hans Luz, Stuttgart, Freier Garten- und Landschaftsarchitekt; Dr. Hans Mattern, Stuttgart, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart; Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart, Ministerialrat a. D. im Landwirtschaftsministerium; Peter Stoll, Tübingen, Forstpräsident; Reinhard Wolf, Marbach, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe; Prof. Dr. Erwin Zillenbiller, Veringenstadt, Ministerialdirigent a. D. im Landwirtschaftsministerium.

Vorschläge sind – formlos – kurz zu schildern, möglichst mit ein paar Fotos zu veranschaulichen und **bis zum 31. Mai 1992** zu senden an den Schwäbischen Heimatbund, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1.

Denkmalschutz-Preis 1992

Der Schwäbische Heimatbund vergibt seit 1978 seinen Denkmalschutz-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft instand gesetzte, gestaltete und genutzte Altbauten (Peter-Haag-Preis). Auch 1992 soll dieser Preis wieder verliehen werden.

Gemäß der Satzung des Preises dürfen nur Objekte in privatem Eigentum ausgezeichnet werden. Jedermann ist berechtigt, Vorschläge für eine solche Auszeichnung einzusenden, auch die Eigentümer selbst können sich um den Preis bewerben. Die Vorschläge sollten versehen sein mit kurzen Erläuterungen und Fotos, die eine Beurteilung der denkmalpflegerischen Leistungen ermöglichen. Geschichte und Baugeschichte des jeweiligen Gebäudes sind, wenn möglich, aufzuzeigen und Pläne beizulegen. Die Objekte müssen im Bereich unseres Vereinsgebietes liegen, also in den ehemals württembergischen und hohenzollerischen Landesteilen.

Die **Vorschläge** richten Sie bitte **bis zum 30. April 1992** an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1. Anfragen unter Telefon (0711) 221638, Telefax (0711) 293484.

Hommage à J. J. Froberger

Mit einer «Hommage à J. J. Froberger» konnte die Ortsgruppe Stuttgart am Pfingstsamstag 1991 auf den 375. Geburtstag des bedeutendsten württembergischen Komponisten hinweisen. Authentizität ergab sich in mehrfacher Hinsicht. Die zwei Konzerte fanden im Alten Schloß, im Raum der Musikinstrumentensammlung des Württembergischen Landesmuseums, und in der Schloßkirche statt, dort, wo der junge Froberger – sein Vater war der Hofkapellmeister Basilius Froberger – ein und aus gegangen ist. Spezialisten für historische Aufführungspraxis, der Stuttgarter Lukas-Kantor Hans-Eugen Ekert, der Lautenvirtuose Hubert Hoffmann, zu denen sich im Abendkonzert die Sopranistin Susanne Rydén mit ihrer strahlenden Stimme gesellte, erwiesen sich als hervorragende, sachkundige Interpreten. Eine kenntnisreiche Einführung gab der Tübinger Musikwissenschaftler und Froberger-Biograph Dr. Hennig Siedentopf.

Frobergers unstetes, bewegtes Leben, das ihn in viele europäische Länder führte und ihn zu einer internationalen Berühmtheit machte, spiegelte sich auch in den thematischen Bezügen der zwei Konzerte wider. «Froberger und die französische Lautenmusik» stellte das Werk in den interessanten Zusammenhang zu den französischen

Lautenisten Gaultier, Losy und Blancheroche. Letzterem widmete er ein «Tombeau», das auf eindrucksvolle Weise den Tod des Freundes schildert, der bei einem Treppensturz ums Leben gekommen war. Mit einem «Tombeau» auf Losy von dem bedeutenden schlesischen Lautenisten und Komponisten Sylvius Leopold Weiß, der ein Freund J. S. Bachs war, und mit Johann Kuhnaus «Hiskias-Historie» wurde der Bogen bis zur Bach-Zeit gespannt. Die Überlieferung, daß Bach *Froberger jederzeit hoch gehalten*, zeigt, daß Froberger auch Einfluß auf sein Schaffen hatte. Im zweiten Konzert stand Frobergers Werk im Kontext der italienischen Gesangkunst. Als mehrjähriger Schüler Frescobaldis in Rom waren ihm die Meister italienischer Gesangkunst seiner Zeit vertraut. Obgleich Froberger wohl keine Vokalwerke geschaffen hat, wurden Verbindungen zwischen den «Geistlichen Konzerten» Grandis und Carissimis Kantate zu seinen Canzonen und Suiten wahrnehmbar. Mehr biographischen Bezug hatte das «Geistliche Konzert» des Stuttgarter Kantors Ph. F. Boeddecker, das der Gönnerin und Schülerin Frobergers, der Herzogin Sibylla von Württemberg, gewidmet war. In Sibyllas bescheidener Hofhaltung im damals württembergischen Héricourt verbrachte Froberger seine letzte Lebenszeit bis zu seinem Tod im Jahr 1667. Mit dem Anfangswerk der Konzerte, der Fantasia I «ut re mi fa sol la», die sich noch W. A. Mozart abgeschrieben hatte, endete auch die «Hommage». Die unter Kennern verbreitete Ansicht, daß Froberger wohl der bedeutendste Klavier-Komponist vor J. S. Bach gewesen ist, konnte in der reichhaltigen Konzert-Veranstaltung belegt werden, ebenso, daß sein Schaffen einen wichtigen Kulminationspunkt in der Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts darstellt und er als herausragender Mittler der Musikkultur zwischen Deutschland, Italien und Frankreich besondere Beachtung verdient. Die Feststellung von Hennig Siedentopf, daß das Bedeutende nicht immer bekannt und Bekanntes nicht immer bedeutend sei, möge als treffende Würdigung wiederholt werden.

Die Ortsgruppe Stuttgart und der Initiator Harald Schukraft haben mit der «Hommage à Froberger» zum Ausdruck gebracht, daß auch die Musik und ihre Geschichte zum Aufgabengebiet des Schwäbischen Heimatbundes gehören. Es ist zu wünschen, daß weitere derartig aufschlußreiche Konzertveranstaltungen durchgeführt werden, auch um regionalmusikgeschichtliche Belange aufzuarbeiten, die im allgemeinen Konzertbetrieb keine Berücksichtigung finden. Der gute Besuch der Konzerte sei eine Ermunterung.

Helmut Scheunchen

Betrifft: Im Rosensteinpark geplanter Schaubauernhof der Wilhelma

Unter dieser Angabe hat die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes vom 12. November 1991 an den Petitionsausschuß des Landtags von Baden-Württemberg geschrieben. Hier der Wortlaut des Schreibens:

«Sehr geehrte Damen und Herren, die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes wendet sich hiermit an den Petitionsausschuß des Landtags von Baden-Württemberg mit der Bitte, bei der bevorstehenden Entscheidung über den im Stuttgarter Rosensteinpark geplanten Schaubauernhof der Wilhelma besonders die Belange des Denkmalschutzes zu berücksichtigen.

Der Rosensteinpark ist ein nach § 2 Landesdenkmalschutzgesetz klassifiziertes Kulturdenkmal und sollte entsprechenden Schutz genießen. Es handelt sich beim Rosensteinpark um den einzigen größeren Landschaftsgarten im Englischen Stil in ganz Südwestdeutschland. Seine kulturhistorische Bedeutung ist daher nicht nur auf Stuttgart beschränkt zu bewerten. Die ursprüngliche, in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts geschaffene Parkanlage wurde seit dem Beginn unseres Jahrhunderts von offizieller Seite immer wieder als billiger Baugrund behandelt, ohne den Denkmalcharakter auch nur in die Überlegungen mit einzubeziehen. Schon 1927 und 1929 hat sich der Schwäbische Heimatbund zusammen mit anderen Verbänden gegen eine Bebauung des Parks ausgesprochen. Damals fanden die Argumente bei den Verantwortlichen Gehör, und die Pläne wurden aufgegeben.

Eingedenk der Tatsache, daß inzwischen ein beträchtlicher Teil des ursprünglichen Geländes u. a. mit dem Naturkundemuseum «Am Löwentor», mit Postanlagen und bei verschiedenen Erweiterungen der Wilhelma dem Park entzogen und bebaut worden ist, halten wir die gegenwärtig zur Entscheidung anstehende Errichtung eines Schaubauernhofes für unverhältnismäßig einschneidend in die historische Parkstruktur. Obwohl die geplanten Bauten in Holz errichtet und die Dächer begrünt werden sollen, beeinträchtigen sie die für einen Englischen Landschaftsgarten unverzichtbaren charakteristischen Sichtbeziehungen in nicht wiedergutzumachender Weise. Der Grund dafür ist die Lage des zum Bau vorgesehenen Grundstücks auf einem der höchsten Erhebungen des gesamten Parkgeländes.

Die für einen derartigen historischen Park notwendigen optischen Randzonen werden in einem besonders sensiblen Bereich unwiederbringlich zerstört. Alle bisherigen Erweiterungen der Wilhelma sind nicht vergleichbar, da ihre Lage topographisch tiefer, d. h. vom Park aus unsichtbarer zu liegen kamen. In dem gegenwärtigen Fall ist dies jedoch völlig anders.

Einschneidend wäre ferner das nahe Heranrücken der Wilhelmabauten an das Naturkundemuseum «Am Löwentor», so daß die zwar massive, aber bisher nur partiell in Erscheinung tretende Bebauung der Parkrandzonen an dieser Stelle zu einem für den Betrachter fast geschlossenen Gebäuderiegel zusammenwachsen würde.

Obwohl der 1,50 Meter hohe Zaun ca. 25 Meter vom Parkrundweg abgerückt errichtet werden soll, ist dies dennoch eine für die Größe des Rosensteinparks vernachlässigbare Distanz. Das heißt, daß der Rundweg, der nach der ursprünglichen Konzeption des Gartenarchitekten der Haupteinfahrtsweg war, nun völlig in eine Randlage geraten würde. Funktional und optisch würde der

Rundweg zu einem Grenzweg. Dies bedeutet dann aber zwangsläufig auch die Degradierung eines ehemals bedeutenden Kulturdenkmals, sprich eines Englischen Landschaftsgartens, zu einer ganz normalen, auswechselbaren innerstädtischen Grünanlage.

Es ist immer wieder verwunderlich, wie nachlässig in Stuttgart über Kulturdenkmale hinweg geplant wird. In München käme kaum jemand auf die Idee, ein Kunstwerk wie den Englischen Garten als Bauplatz zu mißbrauchen. Es ist nach unserer Meinung an der Zeit, auch in Stuttgart rücksichtsvoller mit den Werten unserer Kultur umzugehen, da ein Verlust stets endgültig ist.

Der Rosensteinpark hat bis heute bereits derart viel an Fläche verloren, daß das jetzt zur Diskussion stehende Bauvorhaben an einer topographisch so sensiblen Stelle der Gesamtanlage den Todesstoß versetzen würde. Der Rosensteinpark wird nach der Verwirklichung des Schaubauernhofes der Wilhelma seine Bedeutung als überregionales Denkmal der Gartenkunst eingebüßt, ja auf immer verloren haben. Dessen müssen sich die Verantwortlichen bei der Abwägung bewußt sein. Die Eintragung des Parks nach § 2 Landesdenkmalschutzgesetz hat zum Ziel, einen derartigen Bedeutungsverlust zu verhindern.

Die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes bittet die Mitglieder des Petitionsausschusses, bei der anstehenden Entscheidung die vorhin geäußerten Argumente ihrem Gewicht entsprechend zu berücksichtigen und im Interesse einer um die Erhaltung unseres kulturellen Erbes bemühten Öffentlichkeit die Errichtung des Schaubauernhofes zu verhindern.»

Harald Schukraft

Petitionsausschuß beschließt: Haustierzoo darf in Rosensteinpark

(St. Z. vom 28. 11. 91) Dem Bau eines Haustierzoo im Rosensteinpark, dem sogenannten Schau-Bauernhof, steht nichts mehr im Wege. Der Petitionsausschuß des Landtags sprach sich mit Mehrheit für die Erweiterung der Wilhelma aus und wies die Petitionen von fünf Naturschutzverbänden ab. So ganz unumstritten war die Entscheidung im Ausschuß allerdings nicht: Elf Ja-Stimmen standen sieben Nein-Stimmen und zwei Enthaltungen gegenüber.

Der Vorsitzende des Ausschusses, der Abgeordnete Josef Rebhan (CDU), berichtete, daß im Vordergrund der Diskussion planungsrechtliche Fragen gestanden hätten. So etwa die Entscheidung der Stadt Stuttgart, für das Gelände auf die Aufstellung eines Bebauungsplanes zu verzichten und das Vorhaben als «Außenbereichsmaßnahme» zu genehmigen. Einige Ausschußmitglieder hatten zum Ausdruck gebracht, daß die Stadt aus städtebaulichen Gründen besser beraten gewesen wäre, von ihrer Planungshoheit Gebrauch zu machen und einen Bebauungsplan unter breiter Beteiligung der Bevölkerung aufzustellen.

Schon aus rechtlichen Gründen, so Rebhan, könne der Petitionsausschuß die Stadt zu solchem Tun aber nicht verpflichten. Wenn sich die städtischen Gremien mit dem Vorhaben einverstanden erklärten, könne der Petitionsausschuß sich nicht als «höherrangiges Kontrollorgan» verstehen und korrigierend eingreifen.

Mit Bedauern nahm Burkhard Kroymann vom Bund für Vogelschutz, einer der Petenten, die Entscheidung zur Kenntnis. «Was wir befürchtet hatten, trat ein. Die Sache war schon vorher entschieden», meinte Kroymann. Die Naturschützer wollen sich nun verstärkt dafür einsetzen, daß der Rosensteinpark zum Naturschutzgebiet erklärt wird.

Das Sulzbachtal bei Rielingshausen – Kulturlandschaftspreis 1991 des Heimatbundes verliehen

Ein diesiger Montagnachmittag Anfang Dezember, ein grauer Himmel, aus dem jeden Moment Schneeflocken zu erwarten sind. Polizisten haben Feldwegzufahrten abgesperrt und lenken die Gäste der Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes zum Parken in eine bestimmte Straße am Ortsrand von Rielingshausen. Zweiter Dezember 1991, 14.30 Uhr: Rund 60 geladene Gäste haben sich eingefunden, nur acht davon haben allerdings das Angebot wahrgenommen, vom S-Bahnhof Marbach abgeholt zu werden. Die Besucher schlagen die Mäntelkragen hoch und suchen in den Taschen nach Handschuhen. Ein blauer Mercedes fährt vor, und es steigt aus der Minister für Umwelt, Dr. Erwin Vetter. Nach kurzer Begrüßung durch den Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke, und den Bürgermeister der Stadt Marbach, Heinz-Georg Keppler, geht es zur Besichtigung des Gebietes, dessen beabsichtigte Auszeichnung die illustre Gesellschaft zusammengeführt hat: in das Sulzbachtal, in dem sich in den letzten Jahren etliches verändert hat.

*Aus Betonrohren und Sohlshalen ans Tageslicht geholt:
Wo Wasser ist, ist Leben*

Bis 1986 teilte der Sulzbach – ein etwa zweieinhalb Kilometer langer Seitenbach der Murr – das Schicksal unzähliger Wiesenbäche: in Sohlshalen gelegt, teilweise sogar verdolt, hatte die Rinne die Aufgabe, das Wasser möglichst schnell der Murr, dem «Vorfluter», zuzuführen. Als die Stadt Marbach auf Initiative und Rechnung der Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart im Dezember 1986 den Bagger vorfahren ließ, um Gerades wieder krumm machen zu lassen, da waren Spötter schnell zur Stelle: Hatte da der Bauleiter seine Pläne oder der Baggerfahrer das Augenmaß verloren? Was sollte die Zerstörung und Entfernung der gerade zwei Jahrzehnte alten Betonschalen und Betonrohre für einen Nutzen bringen? Als sich der Bagger innerhalb weniger Tage über 200 Meter dem Bach



Der renaturierte Abschnitt des Sulzbachs aus der Luft. Blick talabwärts gegen Westen (Oktober 1990). Im Bildmittelgrund das städtische Wiesengelände, der wenige Jahre alte Uferbewuchs ist deutlich zu erkennen. Oberhalb der Fichtengruppe, die ein Pumpwerk verdeckt – die Fichten werden in Bälde durch Laubbäume ersetzt werden! –, ist im Bildhintergrund der baum- und strauchlose Bachabschnitt zu sehen, der hoffentlich ebenfalls umgestaltet werden kann. Die Bäume und Sträucher, welche die Hecken im Bildhintergrund mit denen des Vordergrunds verbinden werden, waren zum Zeitpunkt der Aufnahme noch nicht gepflanzt.



Mitglieder der Ortsgruppe Marbach des Schwäbischen Albvereins im März 1987 bei der Bepflanzungsaktion am Sulzbach.

entlang gearbeitet hatte, wußten über die Zeitungen alle, was da im Gange war. Die Diskussionen verstärkten sich aber eher. Die Vorbeikommenden – Amtspersonen wie Spaziergänger – wußten auf einmal alle wesentlich besser als der Bauleiter, wie ein naturnaher Bach auszusehen hat: Die einen meinten, mehr Steine müßten ins Bachbett eingebracht werden, den anderen waren schon diejenigen Muschelkalkbrocken zuviel, die zum Ausgleich des nicht unerheblichen Gefälles eingebaut worden waren. Zu hoch waren den einen die kleinen Wasserfälle, zu niedrig den anderen. Einig im Kopfschütteln schließlich waren sich nahezu alle Besucher über die eingerammten Weidenstämme: Daraus kann ja nie etwas Gescheites werden!

Der Schnee kam und ging, das Frühjahr 1987 grünte. An einem Samstagmorgen um die Osterzeit lud ein Baumschulbesitzer Erlen, Eschen und Pfaffenhütchen vom Lieferwagen. Zwei Dutzend Mitglieder der Ortsgruppe Marbach des Schwäbischen Albvereins griffen zu den Spaten. In wenigen Stunden waren entlang der Ufer in lockerer Reihe Bäume und Sträucher gepflanzt. Von einem direkt benachbarten kleinen Sumpf wurden mit Körben etliche kräftige Wurzelstöcke von Seggen geholt und zur Befestigung der in den Bachlauf eingesetzten Steinschwellen ans Ufer gepflanzt. Ein kräftiges Vesper, gestiftet von der Stadt Marbach als Eigentümerin von Grund und Boden und überbracht von Ortsvorsteher Hans Wahl, bildete den (vorläufigen) Abschluß der Aktion.

*Von der Bevölkerung akzeptiert,
von der Fachwelt zum Vorbild erhoben*

Als es Juni wurde, Büsche und Bäume austrieben, aus der Rinde der Kopfweidenstämme die Knospen hervorbrachen und innerhalb weniger Wochen meterlange Ruten trieben, Seggen, Mädesüß und Gelbe Schwertlilien die

Ufer säumten, schlug die Stimmung um: Man könne das Bächle jetzt schon so lassen, war von einheimischen Spaziergängern zu hören. Einige fragten sogar: Warum nur 300 Meter, warum nicht der ganze Bach? Manches war noch zu tun: Bäume mußten besser angebunden und die jungen Sträucher ausgemäht werden. Die Marbacher Albvereinler, die eine Patenschaft für das Bächlein übernommen hatten, nahmen sich der Aufgaben mit viel Freude an. Im darauffolgenden Winter konnte nach erfolgreichem Grunderwerb durch die Stadt Marbach ein weiterer 150 Meter langer Abschnitt umgestaltet werden. Gleichzeitig wurden an den Talflanken entlang von Wegen breite Heckenstreifen angelegt, die – in ein paar Jahren groß geworden – vorhandene Hecken verbinden werden. Stadtverwaltung und Vereinsmitglieder arbeiteten auch hier Hand in Hand. In der «Schwäbischen Heimat» Nr. 1990/1 ist ein ausführlicher Bericht über die Bauarbeiten und die Entwicklung der ersten beiden Jahre nachzulesen.

Einige Jahre sind seitdem vergangen. Niemand spottet mehr; wer es nicht weiß, ahnt schon gar nicht mehr, daß der Bach jemals anders ausgesehen haben könnte. Das Ergebnis läßt sich sehen und wurde in den letzten Jahren oft begutachtet. Das bis vor einigen Jahren völlig kahle Tal ist auf einmal zu einem beliebten Gebiet für Spaziergänger geworden – jetzt gibt es dort ja immer etwas zu sehen. Kinder können – und dürfen – Dämme bauen, Schmetterlinge und Libellen beobachten oder Schiffchen schwimmen lassen. Eine Sitzbank lädt zum Verweilen ein, Eltern und Großeltern können Kinder bzw. Enkel beaufsichtigen. Auch in der Fachwelt hat der Sulzbach – nach anfänglicher Skepsis – Anerkennung geerntet: Auf großformatigen Tafeln wurde der Bach in seinem alten Zustand und in seinem jetzigen Erscheinungsbild in Ausstellungen auf den Landesgartenschauen in Sindelfingen und Hockenheim vorgestellt. Sogar in einer Broschüre der Wasserwirtschaftsverwaltung ist er als Musterbeispiel erwähnt.

Rund 50 Kilometer Bachläufe sind in den letzten Jahren im Regierungsbezirk Stuttgart «renaturiert» worden, landesweit dürften es etwa 120 Kilometer sein. Der Welle der Begradigung und Verdolung in den 50er, 60er und auch noch in den 70er Jahren scheint in den 90er Jahren eine Welle der Renaturierung zu folgen. Im vergangenen Winter hat die Stadt Steinheim als Markungsnachbarin den Unterlauf des Sulzbachs ebenfalls mit dem Bagger bearbeitet; vor allem wurde der Mündungsbereich am Murrufer grundlegend umgestaltet und die dortige Betonrinne durch grobes Steinwerk ersetzt. Nur noch wenige hundert Meter zwischen den beiden renaturierten Abschnitten sowie am Ortsrand von Rielingshausen stehen nun noch zur Umgestaltung an, – der Sulzbach hat gute Chancen, als erstes Fließgewässer im Land auf gesamter Länge wieder ein naturnahes Bächlein zu werden!

Spaziergang am Bach: Minister Dr. Vetter lobt die Initiative und das Engagement aller Beteiligten

Hauptkonservator Reinhard Wolf, z. Zt. Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe und vor fünf Jahren Initiator und Bauleiter der Sulzbachrenaturierung, stellte dann den Bach den Besuchern vor und wies auf die wichtigsten Gestaltungsprinzipien hin: Einen rund fünf bis acht Meter breiten Geländestreifen braucht ein naturnaher Wiesensch Bach von der Wasserführung des Sulzbachs; «Kompromisse» bei weniger Fläche führten unweigerlich dazu, daß sich der Uferbewuchs nicht frei entwickeln kann. Genügend Freiheit sollte dem Bach nach der Befreiung aus dem Betonkorsett verbleiben, damit das Wasser sein Bett selbst auszugestalten vermag. Und schließlich: Ja keine Perfektion und keine Regelmäßigkeiten beim Baggern, – die Natur hilft sich im Detail selbst am allerbesten! Eigentlich war beabsichtigt, an diesem Tag den nächsten Bachabschnitt in Angriff zu nehmen. Eine Baufirma war schon in Wartestellung, den Plänen durch das Wasser-

wirtschaftsamt die Genehmigung erteilt. Nur der dazu notwendige Grunderwerb eines Geländestreifens parallel zum Sulzbach war in den Wochen zuvor gescheitert. Schade, aber vielleicht vermögen die Verleihung des Preises, der hohe Besuch und die Reaktionen der Öffentlichkeit die Erwerbsverhandlungen 1992 günstig zu beeinflussen. Eines ist sicher: Je bekannter das Beispiel des Sulzbachs wird, desto eher fallen die «alten Abschnitte» den Besuchern ins Auge.

An die Preisverleihung und den Besuch von Minister Dr. Erwin Vetter wird ein Bergahorn erinnern. Ein städtisches Bauhoffahrzeug hob den schweren Wurzelballen in eine vorbereitete Grube. Der Minister, Bürgermeister Keppler, Ortsvorsteher Wahl, der Vorsitzende der Albvereinsgruppe, Helmut Traub, und Martin Blümcke griffen zu den Schaufeln, um mit der Pflanzung des Baumes zu demonstrieren, daß durch gemeinsame Aktivitäten der Landesverwaltung, der Stadt und der Naturschutz- und Heimatverbände fruchtbare Arbeit geleistet werden kann.

Ein Novum: Prämierung einer Kulturlandschaft

In einer Gaststätte in Rielingshausen nahm die Veranstaltung ihren Fortgang; nach dem Spaziergang in zugiger Dezemberluft war ein geheizter Raum hochwillkommen. Minister Dr. Vetter würdigte das Engagement und die vorbildliche Zusammenarbeit zwischen Verein, Stadt und den staatlichen Fachbehörden und nannte den Sulzbach *ein Zeitzeichen, ein Muster für die gezielte Rückführung der Natur in einer vom Nützlichkeitsdenken geprägten Landschaft*. Die durchgeführten Maßnahmen fügten sich vorbildlich in die Ziele, die das Land bei der Renaturierung von Fließgewässern verfolge, ein, so der Minister.

Aus den Händen von Herrn Blümcke nahmen anschließend Bürgermeister Keppler und Vertrauensmann Traub die Urkunden für die vorbildlichen Leistungen in Empfang. Besonders hob der Vorsitzende des Schwäbischen



Reinhard Wolf erläutert die Maßnahmen am Sulzbach. Hinter Umweltminister Dr. Vetter – der Mann mit dem Gardemaß – der Marbacher Bürgermeister Keppler, rechts daneben der Vorsitzende Martin Blümcke, ganz rechts Dr. Rathfelder.



Bei der Verleihung des Kulturlandschaftspreises 1991 konnte der Vorsitzende Martin Blümcke auch stolz ein Sonderheft der «Schwäbischen Heimat» vorstellen und in die Höhe halten, in dem der Grundbesitz des Heimatbundes in Naturschutzgebieten – insgesamt rund 180 Hektar – beschrieben wird.

Heimatbundes hervor, daß diese Aktivitäten in einer Zeit begonnen hatten, als es noch keinerlei Vorbilder für Bachrenaturierungen gab und gegen manche Widerstände in der Öffentlichkeit gearbeitet werden mußte. Die Zeichen der Zeit erkannt und technische Maßnahmen der Vergangenheit, die man heute als falsch ansieht, rückgängig gemacht zu haben, das sei vorbildlich. Maßnahmen, die vom Menschen gestaltete Kulturlandschaft nach einer Phase der intensiven und überzogenen Nutzung wieder so zu gestalten, daß aus einer Nutzlandschaft ein idyllisches Stück Heimat wird, sei Intention des ausgeschriebenen Kulturlandschaftspreises und habe die Jury bewogen, aus den eingegangenen Bewerbungen dieses Beispiel herauszugreifen. Bürgermeister Keppler gab den ihm überreichten Scheck in Höhe von DM 2000 – das Preisgeld war aufgeteilt worden – gleich weiter an den Schwäbischen Albverein, wohl wissend, daß dieser Betrag für eine Naturschutzmaßnahme Verwendung finden und der Verein sicher ein städtisches Grundstück ausspähen werde, wo sich eine Hecke oder ein Feldgehölz pflanzen oder sonst etwas Sinnvolles zur Gestaltung der Landschaft durchführen läßt.

Der zweite Preis: Historische Mauerweinberge zwischen Bietigheim und Besigheim

Aus Bietigheim-Bissingen war das Ehepaar Vollmer gekommen, das dort in den Gewannen «Dürren Berg» und «Brachberg» auf 2,4 Hektar Fläche historische, von den Vorfahren ererbte Mauerweinberge bewirtschaftet. Auch dies muß heute als Leistung für die Kulturlandschaft angesehen werden; so heißt es in der überreichten Urkunde: *Die im Lauf mehrerer Jahrhunderte entstandene Weinberglandschaft des Neckar- und Enztales ist in ernster Gefahr. In flachen und meist rebflurbereinigten Lagen kann heute leichter und wirtschaftlicher Wein erzeugt werden; die mit unzähligen Mauern und Staffeln kunstvoll gegliederten Weinberge, die aus der Landschaft des Unterlandes kaum wegzudenken sind, werden*

bereits an vielen Stellen aufgegeben und drohen zu Freizeitgrundstücken umgestaltet zu werden oder aber längerfristig der Wiederbewaldung anheimzufallen. Eine der großartigsten Kulturlandschaften – in anderen Gegenden des Landes durch Rebflurbereinigungen grundlegend verändert, in ihrem Aussehen entstellt und in ihrem ökologischen Wert der Bedeutungslosigkeit nahe – bedarf dringend neuer Bewirtschafter.

Die Erschwernisse der Bewirtschaftung auf schmalen Terrassen und steilen Treppen auf sich zu nehmen sowie Mauern und Staffeln in gutem Zustand zu erhalten und durch naturnahe Bewirtschaftung Pflanzen und Tieren ihren Lebensraum zu sichern, verdient heute, wo es in der Umgebung Möglichkeiten gibt, leichter zu arbeiten, mehr Anerkennung denn je. Neben den vielen Nebenerwerbswengertern des Neckar- und Enztales, denen die Auszeichnung genauso gelten soll, ist es einem Weingutbesitzer besonders hoch anzurechnen, daß er sich dieser Aufgabe der Erhaltung einer traditionellen Kulturlandschaft stellt, die ihm gegenüber der Konkurrenz wirtschaftlich Nachteile einbringt.

Die offizielle Übergabe des Sonderheftes des Schwäbischen Heimatbundes über die Naturschutzgrundstücke des Vereins an Minister Dr. Vetter schloß sich an. Die meisten Autoren des Heftes waren zu der Veranstaltung gekommen. Martin Blümckes besonderer Dank galt der Stiftung Naturschutzfonds, deren Vorsitzender Dr. Vetter ist, für die großzügige finanzielle Unterstützung des Drucks dieser Schrift. Ohne diese wäre die Ausstattung mit rund hundert Farbbildern nicht möglich gewesen.

Ein herzhafter schwäbischer Rostbraten – von Bürgermeister Keppler schlicht als «Vesper» angekündigt – schloß sich diesem offiziellen Teil der Veranstaltung an. Bis spät in den Abend fanden in der Gaststätte lebhaftere Unterhaltungen statt. Die letzten, die gingen, waren die örtlichen Albvereinler: Sie haben offenbar Pläne geschmiedet, wie das Preisgeld am besten anzulegen sei und wo in der Umgebung Marbachs etwas Neues zur Gestaltung der «schwäbischen Heimat» zu beginnen wäre.

Reinhard Wolf



Federzeichnung des Kalkofens Untermarchtal, der direkt an der Bundesstraße durch das Donautal zwischen Ehingen und Riedlingen liegt.

Kalkofen-Museum Untermarchtal

Es ist wieder soweit! Am 4. April 1992 öffnet das **Kalkofen-Museum** in Untermarchtal seine Pforten für die Saison 1992. Dieses überregional bedeutende Industriedenkmal am Südrand der Schwäbischen Alb wurde in den Jahren 1985 bis 1990 vom Schwäbischen Heimatbund mit großem finanziellen Einsatz vor dem Verfall gerettet und originalgetreu wiederhergestellt. Vom Brechen der Kalksteine im benachbarten Steinbruch bis zum fertigen Kalk wird in dem von der Ortsgruppe Untermarchtal betreuten Museum die gesamte Kalkherstellung dokumentiert. Alle Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes sind zu einem Besuch dieses einzigen vereinseigenen Museums herzlich eingeladen. Bitte machen Sie auch Werbung in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis. Der Kalkofen eignet sich auch als Ziel für Betriebsausflüge und Schulfahrten.

Ein Museumsbesuch läßt sich in dieser kulturell und landschaftlich reichen Gegend Württembergs mit weiteren sehenswerten Zielen verbinden. In der Nachbarschaft liegen beispielsweise Schloß Mochental mit einer Kunstgalerie und einem Besenmuseum, die Klöster Obermarchtal und Zwiefalten sowie der Bussen. Auch der Federsee mit seinem Museum zur Archäologie des Moores und das malerische Lautertal lohnen einen Besuch.

Die Öffnungszeiten des Kalkofen-Museums sind vom 4. April bis Ende Oktober:

Samstags von 14.00 Uhr bis 17.00 Uhr

Sonntags von 10.00 Uhr bis 17.00 Uhr

Feiertags von 10.00 Uhr bis 17.00 Uhr

Auch außerhalb der Öffnungszeiten – an Werktagen und im Winterhalbjahr – sind Führungen nach Vereinbarung möglich. Wenden Sie sich in diesem Fall bitte an das Bürgermeisteramt Untermarchtal, Telefon (07393) 2265 bzw. an die Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes, Herrn Wolfgang Rieger, Telefon (07393) 3625.

Die Eintrittspreise betragen für Erwachsene DM 2,-, für Kinder und Jugendliche DM 1,- sowie für Gruppen ab 15 Personen ebenfalls je DM 1,-.

P.S. Am 4. April um 10.00 Uhr wird das vom Schwäbischen Heimatbund mitherausgegebene Buch «Kalk und Zement in Württemberg – Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb» im Kalkofen-Museum der Öffentlichkeit vorgestellt. Ein Besuch an diesem Tag lohnt daher ganz besonders.

REISEPROGRAMM

Zusätzliche Fahrt nach Weimar

Aufgrund der zahlreichen Anmeldungen für unsere Reise nach Weimar im April haben wir uns entschlossen, diese Fahrt im Sommer 1992 zu wiederholen. Das Programm entspricht dem der ersten Fahrt und ist unten nochmals abgedruckt.

Auskünfte und Anmeldungen bei der Geschäftsstelle.

Weimar: Eine Reise zu den Wirkungs- und Gedenkstätten der Deutschen Klassik

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Freitag, 7. August, bis Mittwoch, 12. August 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Autobahnraststätte Wunnenstein
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 1148,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer,

DM 1298,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

1. Tag: Stuttgart – Würzburg – Erlangen – Vierzeheiligen – Goethe-Gedenkstätten im Thüringer Wald: Stützerbach – Ilmenau – Luftkurort Oberhof

2. Tag: Jagdhaus Gabelbach – Kichelhahn – Klostersruine Paulinzella – Großkochberg (Schloß der Familie v. Stein) – Rudolstadt – Saalfeld – Oberhof

3. Tag: Weimar: Stadtrundgang – Goethehaus am Frauenplan – Gartenhäuschen und Park an der Ilm – Schillerhaus – Goethe- und Schillergruft

4. Tag: Stadtkirche St. Peter und Paul – Kirms-Krackowhaus (Herder) – Wittumspalais – Tiefurt (Landsitz der Anna-Amalia) – Belvedere

5. Tag: Oßmannstedt (Landgut Wielands) – Apolda (Glockenmuseum) – Naumburg (Dom) – Schulpforta – Dornburger Schlösser

6. Tag: Schmalkalden – Meiningen (Theatermuseum) – Stuttgart

Selten hat sich eine bedeutende literarische und geistesgeschichtliche Epoche so nachdrücklich in einer Stadt und deren Umfeld eingepreßt wie die Deutsche Klassik in Weimar und seiner Umgebung. Und kaum anderswo sind die Nachwirkungen einer großen Zeit der Vergangenheit bis auf den heutigen Tag so präsent und sprechend geblieben wie gerade hier.

Die Reise möchte ein vielschichtiges und buntes Bild jener Epoche vermitteln, biographisch, ideengeschichtlich und literarisch, anschaulich in den Museen und an den Erinnerungsstätten sowie auch anhand eines ausgegebenen Textheftes. Für Interessenten wird in Weimar voraussichtlich ein Gespräch mit einer leitenden Persönlichkeit des Goethe-Schiller-Archivs angeboten. Auf der Rückreise wird in Meiningen noch über die berühmte «Meininger Theaterreform» informiert werden.

Es besteht die Möglichkeit zu einem Theaterbesuch in Weimar. Bitte teilen Sie uns bei der Anmeldung mit, ob Sie daran interessiert sind (nicht im Reisepreis enthalten).

Zweite Fahrt nach Schleswig-Holstein

Auch unsere Fahrt Nr. 26 nach Schleswig-Holstein hat so viele Interessenten gefunden, daß wir eine Wiederholung planen. Die zweite Fahrt wird mit geringfügigen Änderungen gleich im Anschluß an die erste Reise, von Montag, 17. August, bis Mittwoch, 26. August 1992, stattfinden. Die Hin- und Rückreise nach und von Hamburg-Altona ist mit dem neuen Intercity-Express der Bahn vorgesehen. Außerdem werden auch wieder einige Konzerte des Schleswig-Holstein-Musikfestivals besucht. Das Programm ist unten nochmals abgedruckt.

«Schleswig-Holstein, meerumschlungen...»

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Montag, 17. August, bis Mittwoch, 26. August 1992

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 1720,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer,

DM 1820,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Die Eintrittsgebühren für die Festspiele sind nicht im Reisepreis enthalten.

1. Tag: Bahnfahrt mit ICE von Stuttgart nach Hamburg-Altona. Bustransfer nach Malente-Gremsmühlen über Mölln (Altstadt mit Nikolaikirche und Rathaus) sowie Ratzeburg (Dom, A. Paul-Weber-Haus, Ernst-Barlach-Gedenkstätte)

2. Tag: Kirchnüchel (Kirche) – Hasselburg (Herrenhaus) – Altenkrempe (spätromanische Backsteinkirche) – Neustadt (Kirche, Pagodenspeicher, Hospital, Kremper Tor) – Kloster Cismar – Güldenstein (Herrenhaus) – Farve (Herrenhaus, Windmühle) – Malente-Gremsmühlen

3. Tag: Heiligenhafen (Kirche, Altstadt, Hafen) – Fehmarn (Burg, Ruine Glambek, Landkirchen, Niobedenkmal) – Weissenhäuser Strand (Herrenhaus, Park, Steilufer) – Malente-Gremsmühlen

4. Tag: Lütjenburg – Panker (Schloß, Galerie «Torhaus», «Ole Liese», Hessenstein) – Giekau (Kirche, Gut Neuhaus) – Selent (Blomenburg), Laboe (Marine-Ehrenmal) – Kiel (Nikolaikirche, Schloß, Neues Rathaus, Schiffahrtsmuseum) – Molfsee (Freilichtmuseum) – Malente-Gremsmühlen

5. Tag: Preetz (Stadtkirche, Benediktinerinnenkloster, Stiftskirche) – Rustorf (Herrenhaus) – Bordesholm (Klosterkirche) – Rendsburg (Kaiser-Wilhelm-Kanal mit Viadukt, Kirchen, Bürgerhäuser, Rathaus) – Schleswig (Schloß Gottorf, Dom) – Malente-Gremsmühlen

6. Tag: Eckernförde (Altstadt) – Ludwigsburg (Wasserburg) – Sörup (Kirche) – Glücksburg (Wasserschloß) – Flensburg (Städtisches Museum) – Seebüll (Emil-Nolde-Museum) – Malente-Gremsmühlen

7. Tag: Schwabstedt (Kirche, Hünengrab) – Friedrichstadt (Stadnanlage, Bürgerhäuser) – Tönning (Kirche, Hafen, Bürgerhäuser) – Tetenbüll (Kirche, Haubarg) – Tating (Kirche) – St. Peter-Ording – Roter Haubarg bei Witzwort – Husum (Altstadt mit Marienkirche und Schloß) – Malente-Gremsmühlen

8. Tag: Eutin (Altstadt, Schloß, Park) – Plön (Schloß, Altstadt) – Schiffahrt auf dem Plöner See – Uklai-See – Malente-Gremsmühlen

9. Tag: Ahrensburg (Schloß) – Lübeck (Stadtrundgang)

10. Tag: Hamburg (Blankenese, Hafen) – Rückfahrt mit ICE Hamburg-Altona – Stuttgart

Schleswig-Holstein ist landschaftlich und kulturell gleichermaßen reizvoll und vielgestaltig. Den repräsentativen Herrenhäusern in Holstein stehen die mächtigen Haubarge Nordfrieslands gegenüber, die seenreiche Hügelandschaft des Ostens («Holsteinische Schweiz») kontrastiert mit der rauhen Marschlandschaft im Westen.

In der über 2000jährigen Geschichte dieses nördlichsten deutschen Kulturraumes haben sich unterschiedliche völ-

kische und kulturelle Einflüsse ausgeprägt und bis auf den heutigen Tag erhalten. Hier siedelten Jüten, Angeln, Sachsen, Sueben, Friesen, aber auch Normannen und Slawen. Über Jahrhunderte waren weite Teile des Landes der dänischen Krone untertan.

Wir wollen auf dieser Reise von einem festen Standort aus in die vielfältigen historischen Erscheinungen dieses bedeutenden Kulturraumes eindringen und uns dabei seiner vielen landschaftlichen Schönheiten erfreuen. Daneben ist geplant, Veranstaltungen zu besuchen, die im Rahmen des Schleswig-Holstein-Musikfestivals stattfinden.

Hinweis:

*Neue Museen, aktuelle Ausstellungen, Freilichtspiele und ähnliches möchten wir auf einigen **Sonderfahrten** in diesem Jahr besuchen. Bitte melden Sie sich *schriftlich oder telefonisch* bei der Geschäftsstelle, wenn Sie an einer Teilnahme Interesse haben. Sie erhalten dann von uns weitere Informationen. Übrigens nehmen wir auch Ihre *Anregungen* für solche Fahrten sehr gerne auf.*

«Sommerstuben – Neue Rätsel unter alten Dächern»

Zu diesem ungewöhnlichen, aber um so geheimnisvolleren Thema hält **Dr. Norbert Bongartz**, Oberkonservator im Landesdenkmalamt in Stuttgart, am Montag, dem **6. April 1992, um 18.30 Uhr, im Vortragssaal** des Instituts für Auslandsbeziehungen (Waisenhaus), **Charlottenplatz 17**, in Stuttgart (der Zugang ist ausgeschildert) einen Lichtbildervortrag.

Er wird uns dabei einen Bericht vom Beginn seiner Forschungstätigkeit geben und an ausgewählten Beispielen der bereits «gesammelten» Sommerstuben – so die vorläufige Bezeichnung dieser Räume – versuchen, seine bisherigen Beobachtungen, Vermutungen und Schlußfolgerungen vorzustellen und die Zuhörer zur Mitsuche zu gewinnen. Wer Herrn Dr. Bongartz kennt, weiß, daß seine Ausführungen stets unerwartete Erkenntnisse vermitteln und sein Vortragsstil die Zuhörer zu fesseln vermag. Auch dieser Abend wird den Anwesenden faszinie-

rende Einblicke in die Arbeitsweise des engagierten Denkmalpflegers gewähren.

Zum Thema: In aller Regel sind die Dachräume alter Häuser bis ins 17. Jahrhundert hinein überwiegend als Lagerräume verwendet worden oder es befanden sich dort in ihrer Bedeutung untergeordnete Kammern. In manchen Lebenserinnerungen aus früherer Zeit lesen wir davon, daß an Wintermorgen Reif oder gar Flugschnee auf den Betten in den Dachkammern lag.

Das Dach der alten Häuser ist bislang eher für den Volkskundler (wegen der dort abgestellten alten Gegenstände) und für den Gefüge-Forscher (wegen der Bauart des Dachstuhls) von Interesse gewesen. Für die Bau- und Kunstgeschichte war allenfalls der formale Aspekt des Dachs und seiner Dachaufbauten interessant.

Doch ist heute der Dachstuhl auch noch in anderer Hinsicht für uns von Interesse. Denn außergewöhnlich ausgestattete, meist ausgemalte Zimmer in den Dächern reicherer Bürgerhäuser oder in angrenzenden Nebengebäuden – entdeckt in vielen alten Städten Nord- und Südwürttembergs – werfen Fragen hinsichtlich ihres Verwendungszwecks, ihrer Vorbilder sowie der Zeit und Dauer ihrer Benützung auf.

HANSMARTIN SCHWARZMAIER: **Von Speyer nach Rom. Wegstationen und Lebensspuren der Salier.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 198 Seiten mit 70 Abbildungen, davon 17 in Farbe. Pappband DM 48,-

So wie Hansmartin Schwarzmaier einst die schon beinahe legendäre Staufer-Ausstellung mit zwei allgemein verständlichen, wissenschaftlich fundierten Bänden begleitete – *Die Heimat der Staufer* und *Staufisches Land und staufische Welt im Übergang* –, so war auch dieser neue Band *Von Speyer nach Rom* als Wegbegleiter einer großen, den Saliern gewidmeten Ausstellung geplant. Auch wenn diese bis heute auf sich warten läßt – und nach mehreren „Verschiebungen“ glaubt man nur noch schwer an einen neuen Eröffnungstermin –, so ist Schwarzmaiers Buch auch völlig unabhängig von der Salier-Ausstellung zu lesen. Es ist eigenständig, abgeschlossen und wie die Stauferbände mustergültig in seiner quellenorientierten Darstellung.

Schwarzmaier schreibt keine Geschichte der Salierzeit. Die Rechts-, Sozial-, Kunst-, Kirchen- und Geistesgeschichte werden allenfalls gestreift. Ja er schreibt noch nicht einmal eine Geschichte der Salier, der salischen Familie. In seinem Band versammelt er wie «Miniaturen» Details und Episoden, die sich um einzelne Personen des salischen Hauses ranken. Dabei geht es ihm weniger um die Biographien herausragender Männer und Frauen, sein Augenmerk legt er vielmehr auf das Portraitieren. Er beginnt seinen Reigen mit dem «Stammvater» der Salier, mit Konrad dem Roten, Herzog von Lothringen, der mit einer Tochter König Otto des Großen verheiratet war und 955 in der Lechfeldschlacht gefallen ist. Ihm folgen Herzog Otto von Worms, der als «Kirchenräuber» in die Geschichte einging, und Gregor V., der erste deutsche Papst (996–999). Weitere Kapitel sind den beiden Konraden, Vettern, die 1024 um den Königsthron konkurrierten, dem «rebellischen» Herzog Ernst von Schwaben, dem Bischof Wilhelm von Straßburg, dem König Heinrich III. – *der König auf Reisen im Jahr 1046/47* – sowie der Kindheit und Jugend König Heinrichs IV. gewidmet. Mit «königlichen Frauen» befassen sich die Abschnitte *Probleme um Kaiserin Gisela*, Ehefrau König Konrads II., *Das Kind als Königin. Gunhild († 1038) am deutschen Hof*, erste Ehefrau König Heinrichs III. und Tochter König Knuts von Dänemark, sowie *Die Heiratsurkunden der Königinnen Agnes und Bertha*. Ein abschließendes Kapitel beschäftigt sich mit den Erben der Salier, mit dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden und den Staufern.

Im Mittelpunkt aller zwölf Portraits stehen zeitgenössische schriftliche Quellen, – Chroniken, Annalen, Briefe, Urkunden –, die ausführlich zitiert werden. Eine Stammtafel und vor allem eine Zeittafel, die Daten zur salischen

Haus- und Familiengeschichte, zur Reichs- und zur Baugeschichte enthält, versuchen dem Buch so etwas wie einen «roten Faden» zu geben, genau das, was der Leser trotzdem schmerzlich vermißt: die Verbindung der einzelnen Episoden, der Blick aufs Ganze, sei es auf die Familie, sei es auf die Zeit. Nur selten wird jener vom Titel angekündigte alles umfassende Bogen *von Speyer nach Rom* geschlagen. Ein wenig bedauern darf man auch, daß in diesem ansonsten sehr wohl gelungenen Buch die Fotos in einem separaten Teil dem Text folgen und nicht in ihn eingebettet sind.

Wilfried Setzler

CHRISTOPH BORCHERDT (u. a.): **Führer durch die Agrarstatistiken der südwestdeutschen Länder 1850–1939.** (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 9). Verlag Scripta Mercaturae St. Katharinen 1989. 2 Teilbände. 742 Seiten mit zahlreichen Grafiken und Tabellen. Broschiert DM 72,-

Für agrargeographische Fragestellungen sind von besonderem Interesse die Daten, die in kleinräumiger Gliederung Aussagen über die Zahl und Größengliederung der landwirtschaftlichen Betriebe, den Anteil der landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetriebe, das Kulturartenverhältnis, den Umfang der verschiedenen Grünlandnutzung, die Anbauflächen der verschiedenen Feldfrüchte, Umfang und Art der Viehhaltung usw. ermöglichen. Für den gesamten südwestdeutschen Raum ermöglichten diese Daten Querschnittsanalysen, die bereits der 1984 vorgelegten Abhandlung über die *Landwirtschaft in Baden und Württemberg 1850–1980* zugrunde lagen. Die nachfolgende Zusammenstellung der Agrarstatistiken und die Besprechung dieses Quellenmaterials erfolgte in dem vorliegenden *Führer durch die Agrarstatistiken der südwestdeutschen Länder 1850–1939*.

In räumlicher Hinsicht wurde das Gebiet des seit 1952 bestehenden Bundeslandes Baden-Württemberg bearbeitet. Im wesentlichen setzt sich dieses Gebiet aus den früheren Ländern Baden, Württemberg und dem ehemals preußischen Hohenzollern zusammen. Auf die innerhalb Baden-Württembergs befindliche Enklave, die seit 1803 zu Hessen gehörige frühere Reichsstadt (Bad) Wimpfen, wurde bei der Bearbeitung aufgrund der Schwierigkeit der Fundstellen verzichtet. Innerhalb der einzelnen Länder gab es im Laufe des 19. Jahrhunderts und auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehrere Änderungen in der räumlichen Aufteilung nach Amtsbezirken und Gemeinden. Dieser Wechsel in den verwaltungsmäßigen Zuständigkeiten blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Vergleichbarkeit und Interpretation der Statistiken.

Der zeitlich differierende Beginn von statistischen Erhebungen in den einzelnen Ländern erklärt, daß in der Berichterstattung je nach Thema bei sehr unterschiedlichen Jahren angesetzt wurde. So wurde in Württemberg bereits 1820 das Königlich statistisch-topographische Bureau gegründet, während in Baden die Einrichtung des statistischen Bureaus des Großherzogtums erst im Jahre 1852 gelang. Die Agrarstatistik setzte 1852 in Württemberg und 1864 in Baden mit Anbauerhebungen ein. Nach der Gründung des deutschen Reichs wurden für einen großen Teil der statistischen Erhebungen einheitliche Termine eingeführt. Noch bis Anfang der 1940er Jahre wurden reichseinheitliche oder länderspezifische Erhebungen durchgeführt. Somit reicht der Untersuchungszeitraum bis in die Zeit kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Das Buch bzw. die zwei Teilbände gliedern sich auf in vier Themenbereiche: Aufgaben, Themen und Quellen; landwirtschaftliche Betriebe und in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung; Bodennutzung und Ernteertrag; Viehhaltung. Zu den Themenbereichen wurde sorgfältig nach vorhandenen statistischen Erhebungen recherchiert. Voraussetzung für die Aufnahme einer Statistik war deren Aufgliederung nach Gemeinden oder zumindest nach Oberämtern bzw. Amtsbezirken. Im Anschluß an jede aufgenommene Statistik sind zusammenfassende Bemerkungen über die räumlichen, zeitlichen und länderübergreifenden Vergleichsmöglichkeiten enthalten. Damit wird eine grundsätzliche Frage, nämlich die Möglichkeit der Interpretation von statistischen Daten, kritisch durchleuchtet. Zahlreiche Beispiele weisen darauf hin, wie unumgänglich für die Interpretation die genauen Kenntnisse über Begriffsdefinition des Erhebungsgegenstandes bzw. die Erfassung von Einheit und Klassengröße sind.

Das Buch richtet sich in erster Linie an jene, die sich mit lokalen oder regionalen agrarhistorisch-geographischen Fragestellungen beschäftigen. Der Führer durch die Agrarstatistiken kann als wertvolles Nachschlagemittel für die Bearbeitung von statistischen Daten zur Landwirtschaft herangezogen werden und dem Benutzer die Materialsuche und die Einarbeitung in die neue Materie erleichtern.

Katrin Schweineköper

THEO KIEFNER: Die Privilegien der nach Deutschland gekommenen Waldenser. Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1991. 2 Bände mit zusammen 1419 Seiten, darunter viele Faksimileabdrucke. Kartoniert DM 198,-

Sie kamen als Asylanten, aufgrund ihres Glaubens vertrieben aus Savoyen und Frankreich. Welchem Württemberger wären jene zwei in unserer Gegend ungewöhnlich klingenden Dorfnamen zwischen Leonberg und Vaihingen noch nie aufgefallen: Serres und Perouse? Ende des 17. Jahrhunderts erlaubten die württembergischen Herzöge den Fremden, Waldenser genannt, die Ansiedlung in ihrem Staat. Es war nicht ausschließlich Mitgefühl mit den unterdrückten Glaubensgenossen im weiteren Sinne, das die württembergischen und andere deutsche Herr-

scher veranlaßte, die Einwanderung zu gestatten. Es gab noch viele *öde Hofstellen*, wie es hieß, denn noch waren die Auswirkungen der Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges zu spüren, das Land benötigte Arbeitskräfte, der Regent Steuerzahler. Doch bei aller Berechnung, sollte die Ansiedlung von Dauer sein, mußte der Staat Unterstützung in Form von Sonderrechten und Vergünstigungen gewähren.

Diese Privilegien, in der Waldenserforschung häufig genannt und zitiert, blieben dem interessierten Publikum wie der Fachwelt in Detail und Wortlaut weitgehend unbekannt; die Texte, auf viele Archive in ganz Europa verteilt, unzugänglich. Theo Kiefner, dessen Forschungen zur Geschichte der Waldenser und insbesondere seine mehrbändige Geschichte der Glaubensflüchtlinge man wohl mit Recht als ein Lebenswerk bezeichnen kann, hat in mehr als 20 Jahren eine große Anzahl solcher Privilegien nachgewiesen – und nun in Form einer zweibändigen Quellenedition auch im Druck herausgegeben, wobei den nach Territorien geordneten Kapiteln jeweils noch eine stichwortartige Geschichte der betreffenden Privilegien vorangestellt ist.

Die Texte weisen weit über den engeren Rahmen der württembergischen Landesgeschichte hinaus. Waldenser fanden im 17. und 18. Jahrhundert – zum Teil auch nur vorübergehend – in vielen deutschen Territorien Aufnahme, insbesondere auch in verschiedenen hessischen Staaten, in der Kurpfalz und in Baden. Fast überall war die Ansiedlung mit der Erteilung von religiösen und ökonomischen Privilegien verbunden, die im Lauf der Zeit bestätigt, erneuert oder auch verändert und sogar aufgehoben wurden. Theo Kiefner verfolgt mit der Quellensammlung den Weg der Waldensergesetzgebung in den betroffenen Staaten bis ins 19. Jahrhundert, in Württemberg bis hin zur Genehmigung einer reformierten Kirche in Stuttgart am 10. April 1847.

In dem zweibändigen Werk sind 246 Texte wiedergegeben, teilweise im Faksimile, die vielen fremdsprachlichen sind von Übersetzungen ins Deutsche begleitet. Wer selbst einmal alte Texte, oftmals mit vom heutigen Standard abweichender, teils abenteuerlicher Orthographie – dazu oft in fremder Sprache – edierte, wird ermessen können, welche Mühe, aber auch welches Interesse am Gegenstand der Forschung hinter dieser Quellensammlung stehen. Theo Kiefner hat nicht nur der Waldenserforschung, sondern auch der württembergischen, der badischen – man denke an die Edition der Fabrikgründungsprivilegien der Markgrafen zu Baden – und hessischen Landesgeschichte einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Allenfalls vermißt man in dem Werk einen Hinweis darauf, ob die Privilegien eine Auswahl darstellen, ob alle von Kiefner je nachgewiesenen entsprechenden Texte zum Abdruck kamen und ob diese Sammlung als erschöpfend anzusehen ist. Die Namen der angesprochenen württembergischen Waldenserdörfer nämlich sucht man vergebens; und doch muß die Ansiedlung damals aufgrund eines Privilegiums erfolgt sein.

Raimund Waibel

UWE KRAUS und WOLFGANG SCHAFFER: **Im Land der Hohenzollern. Landschaften, Kultur und Geschichte entlang der Hohenzollernstraße.** DRW-Verlag Stuttgart 1991. 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 59,-

Jetzt, da Preußens Alter Fritz nebst dessen Papa heimgekehrt und in ihre Wunschgrüfte eingefahren sind: Gibt es nun noch irgend etwas außer der Burg bei Hechingen, was an das Preußische in Hohenzollern erinnert? Zumal nach der Auflösung der zollerischen Landkreise Hechingen und Sigmaringen Hohenzollern auch von der politischen Landschaft verschwunden ist. Und so leicht faßbar, wie es eine unfreiwillige Stilblüte im historischen Abriss der anzuzeigenden Neuerscheinung nahelegen möchte, sind die preußischen Überbleibsel nun doch wieder nicht! *Noch heute sind preußische Traditionen in den ehemals Hohenzollernschen Landen greifbar, und sei es auch nur in Form eines übriggebliebenen preußischen Grenzpfahls, wie man ihn in Sigmaringen neben dem Heimatmuseum findet.*

Nun denn, man kann sich ja auch selbst auf den Weg machen und prüfen, was von dem alten Fürstentum und seinen preußischen Verbindungen noch geblieben ist. Für einen ersten Überblick erschien jetzt beim Stuttgarter DRW-Verlag ein ganz nützlicher Begleiter, verfaßt vom Fremdenverkehrsreferent des Landkreises Sigmaringen, Uwe Kraus, sowie von dem ehemaligen Sigmaringer Kreisarchivar Wolfgang Schaffer. In zehn Kapiteln führt der aufwendig hergestellte Band abschnittsweise die neu ausgewiesene Hohenzollernstraße entlang, präsentiert die als wesentlich empfundenen Sehenswürdigkeiten. Farbbilder vermögen den Betrachter in Ausflugsstimmung zu versetzen, vereinzelte Tips sollen dazu verleiten, unterwegs mal anzuhalten und etwas zu Fuß zu erkunden.

Im Textteil erfährt die Leserschaft einiges über die Geschichte und Kunstgeschichte ausgewählter Ortschaften dieser Region, meist in Geschichten verpackt, leidenschaftslos und wenig originell erzählt. Die jüngere Gegenwart kommt allerdings nur am Rande vor, meist bloß als schmucke Kulisse der kulturprägenden Herrschaftshistorie. Die Zeit der NS-Diktatur wird zwar gelegentlich erwähnt, aber so, daß sie den guten Eindruck nicht allzu sehr stört: Sitz der Vichy-Regierung (Sigmaringen), Denk-Filiale von Martin Heidegger (Burg Wildenstein) und, ebenso distanzlos: *Das Dritte Reich bescherte Haigerloch auch ein Museum besonderer Art – das Atommuseum im ehemaligen Felsenbierkeller eines Gastwirts unter dem Schloß.* Und Haigerlochs jüdische Bürger? Die meisten von ihnen *fielen dem NS-Terror des Dritten Reiches zum Opfer.* Irgendwie eben. Nach dem großen ersten Teil, der auch die touristischen Empfehlungen enthält, folgt noch ein knapper Überblick über das ehemalige Land Hohenzollern, der sich im wesentlichen auf die Geschichte seiner Herrschaften beschränkt. Wem dies genügt, ist mit diesem Buch bestens bedient.

Hans-Joachim Lang

GERHARD TADDEY (Hrsg.): **Lebensbilder aus Schwaben und Franken.** Band 17. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 344 Seiten mit 15 Abbildungen. Leinen DM 48,-

Als *Schwäbische Lebensbilder* begann die Reihe 1940, herausgegeben von Hermann Haering und Otto Hohenstatt. Mit Band 6 übernahm Robert Umland 1957 – zunächst mit Max Miller – die Redaktion und Herausgeberschaft. Beim nächsten 1960 erschienenen Band wurde die Reihe in *Lebensbilder aus Schwaben und Franken* umbenannt. Zehn weitere Bände folgten in unregelmäßiger, doch steter Erscheinungsweise. Der nun vorliegende 17. Band wurde aus dem Nachlaß von Robert Umland (gestorben 1987), langjähriger Leiter des Staatsarchivs in Ludwigsburg, herausgegeben. Er ist nicht nur der letzte von Robert Umland, er wird auch der letzte unter diesem Titel bleiben: Künftig soll die nun von Gerhard Taddey betreute Reihe *Lebensbilder aus Baden-Württemberg* heißen.

Rund 460 Lebensbilder von bedeutenden Männern und (einigen) Frauen verschiedenster Herkunft und Berufe vom Mittelalter bis zur Gegenwart wurden bisher in den 17 Bänden nachgezeichnet. Dabei wurde des Lebens und Wirkens von Dichtern und Denkern ebenso gedacht wie von Erfindern, Politikern, Entdeckern oder Gelehrten. Ziel der Bände war es, *bedeutende Persönlichkeiten* des deutschen Südwestens *mit wissenschaftlich korrekten Methoden und in allgemeinverständlicher, gefälliger Sprache für ein breites Leserpublikum darzustellen.* Und dieses Ziel ist ihnen trefflich geglückt. Die «Lebensbilder» erzählen nicht nur die Lebensstationen einzelner Menschen nach, würdigen nicht nur deren Werk, sondern erschließen über die Biographien auch allgemeine Landesgeschichte, vermitteln etwa auch die Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Darüber hinaus gewähren sie einen intimen Einblick in die Vergangenheit, wie ihn anschaulicher keine geschichtliche Darstellung zu geben vermag. Sechzehn Lebensbilder umfaßt der neue und letzte Band, leider ist wieder keine Frau darunter. Vorgestellt werden: Konrad von Urach (um 1177–1227), Abt von Clairvaux und Citeaux, Kardinalbischof von Porto; der Stuttgarter Gastwirt und Persienfahrer Johann Allgeyer (um 1602–1670); der württembergische Prälat und Schriftgelehrte Johann Albrecht Bengel (1687–1752); der Mitarbeiter Zinsendorfs in Herrnhut und Bischof der Brüderkirche in Pennsylvanien Matthäus Gottfried Hehl (1705–1787); Carl Christian Friedrich Kielmaier, württembergischer Offizier und Wegbereiter der Entwicklungshilfe in Afrika (1805–1840); der Exportkaufmann, Industriedesigner, Kunstsammler und Politiker Johann Georg Ehni (1828–1904); Elias Schrenk, Missionar in Afrika (1831–1913); Johannes Olpp, Missionar in Südwestafrika (1837–1920); der Übersetzer des römischen Meßbuches Anselm Schott (1843–1896); König Wilhelm II. von Württemberg (1848–1921); Rudolf Krauß, Schriftsteller und Archivar (1861–1945); der Staatssekretär Karl von Stieler (1864–1960); Wilhelm Groener, General und Staatsmann (1867–1939); der Radierer und Maler Alexander Eckener (1870–1944); Walther Reinhardt, General der Infanterie

(1872–1930); Paul Hahn, Oberpolizeidirektor in Stuttgart (1883–1952).

Dem Rezensenten bleibt, der Fortsetzung unter neuer Verantwortung und neuem Namen alles Gute zu wünschen.

Wilfried Setzler

ELISABETH SCHRAUT, HARALD SIEBENMORGEN und MANFRED AKERMANN (Hrsg.): **Hall im 19. Jahrhundert. Eine württembergische Oberamtsstadt zwischen Vormärz und Jahrhundertwende.** (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall, Band 5). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 424 Seiten mit 384 teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 52,-

Im Selbstdarstellungsdrang, der die Kommunen zu immer umfassenderen Ausstellungen hinreißt, gleichen sich die zur Schau gestellten Themen bisweilen wie ein Ei dem anderen. Derzeit scheinen die Städte das 19. Jahrhundert entdeckt zu haben: 1990 bastelte das Ulmer Stadtarchiv an einem Panorama der unverstandenen Epoche, im Jahr darauf ist es wieder eine ehemalige freie Reichsstadt, Schwäbisch Hall, die den Weg von der Agrar- in die Industriegesellschaft in der kleinen Welt einer württembergischen Oberamtsstadt nachzeichnet. Doch das 19. Jahrhundert drängt sich mit Recht als ein Thema in das Geschäft lokaler Geschichtsvergewisserung, sperrte sich das bürgerliche Zeitalter – zwischen biedermeierlicher Harmlosigkeit und den grausamen Konsequenzen nationaler Hybris nur schwer verstehbar – doch lange gegen einen nüchternen Blick.

Nachdem das Hällisch-Fränkische Museum und das städtische Archiv sich in der Ausstellung *Hall in der Napoleonzeit* 1987 bereits einer durch den Verlust der Reichsunmittelbarkeit für Hall einschneidenden Epoche angenommen hatten, war es nun die Zeit zwischen Vormärz und Jahrhundertwende, die ein Team von rund 25 Autoren und Autorinnen beschäftigte. Eine Zeit, in der die Folgen des Verlusts der politischen Autonomie noch immer am Selbstbewußtsein der Stadt nagten. Trotz der Degradierung Halls zur ordinären Oberamtsstadt freilich wäre es verfehlt, das 19. Jahrhundert nur unter der Prämisse des Niedergangs zu sehen. Ein rasanter wirtschaftlicher, sozialer und städtebaulicher Wandel, die Suche nach dem Nationalstaat – und dies führen Ausstellung und Begleitband eindrucksvoll vor – erregte die Bürger bald mehr, als daß der Verlust städtischer Selbstbestimmung das Tempo des Fortschritts hätte bremsen können.

Für Nichtfranken sind es vor allem die regionalen Eigenheiten, die Aufmerksamkeit wecken: Hall als liberale Bastion während der 48er Revolution oder Hall mit seinem Solbad und dem zögerlich einsetzenden Fremdenverkehr als Schauplatz bürgerlicher Freizeitkultur. Ins Auge stehen die zahlreichen Schützenscheiben, die Bemerkenswertes aus der Epoche in Öl auf Holz festhalten und so gleichsam zu lokalen Erinnerungsträgern werden: Seien es Stadtansichten oder Landschaften, Lokalpersönlichkeiten oder politische Befindlichkeiten wie der Preußenhaß,

– was die Gemüter bewegt, wird auch zur Zielscheibe bürgerlicher Vereinsaktivitäten.

Herausgekommen ist ein dickleibiges Buch: 17 Aufsätze stehen mehr als 500 erläuterten Ausstellungs-Objekten, oftmals farbig abgebildet, gegenüber. Und weil es das 19. Jahrhundert schon zum Inhalt hatte, sollte es sich offenbar auch äußerlich anpassen, der Band ist mit derselben Freude an Repräsentation, wie sie dem bürgerlichen Zeitalter war, gestaltet.

Friedemann Schmoll

ALFRED G. FREI und JENS RUNGE (Hrsg.): **Erinnern, Bedenken, Lernen. Das Schicksal von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen zwischen Hochrhein und Bodensee in den Jahren 1933 bis 1945.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 266 Seiten mit 92 Abbildungen. Broschiert DM 15,-

Als sich 1988 der Tag der nationalsozialistischen Judenpogrome – genannt «Reichskristallnacht» – zum fünfzigsten Mal jährte, legte die Gedenkrede des damaligen Bundestagspräsidenten offen, wie wenig angenommen als ein Teil der eigenen Geschichte dieser Teil der deutschen Vergangenheit noch immer ist. Zur selben Zeit bemühten sich in Singen das städtische Kulturamt und die regionale Deutsch-Israelische Gesellschaft zusammen mit regionalen Geschichtsvereinen und der Volkshochschule um eine aktive Aneignung dieser Vergangenheit. Vorträge, Arbeitskreise, Exkursionen, aber auch ein Dokumentarfilm über die Verfolgung der Sinti und Roma sowie ein engagiertes Themen-Konzert standen unter dem Motto *Erinnern – Bedenken – Lernen*. Unter diesem Motto ist nun auch die Veranstaltungsreihe publiziert, aufwendig ausgestattet mit Karten, z. B. zu den jüdischen Geschäften in Konstanz, Fotos, faksimilierten Dokumenten oder Stadtplänen.

Die Beiträge des Bandes gruppieren sich zu drei Blöcken. Eingangs skizzieren mehrere lokale Einzeldarstellungen die Geschichte der jahrhundertealten Unterdrückung und Verfolgung der Juden in der Region. Sie werden ergänzt von einer Geschichte der Singener Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs, die – wenigstens an einer Stelle – den Blick auch auf die vergessenen anderen Opfer des nationalsozialistischen Deutschlands lenkt. Ein seit 1983 vom Arbeitskreis für Regionalgeschichte Bodensee angebotener Rundgang durch das jüdische Konstanz, hier nun für einen breiteren Kreis schriftlich gefaßt, zeigt, daß auch in der alten Handelsstadt feindseliges Verhalten gegenüber Fremden, insbesondere Juden, eine bedrückend lange Tradition hat. Er vermittelt ein anderes Konstanz-Bild als die fremden-verkehrsamtlichen Rundgänge. Wer sich entlang der beschriebenen Route bis zum Hussenstein durchgekämpft hat, steht eben nicht nur an der Stelle, an der der Reformator verbrannt wurde, sondern auch an dem Ort vor der mittelalterlichen Stadtmauer, an dem nahezu hundert Jahre vor Hus die Konstanzer Bürger ihre jüdischen Nachbarn in einem eigens dazu errichteten Holzhaus verbrannten, weil sie in ihnen

die Ursache einer Pestepidemie sahen. Und statt der touristisch aufbereiteten Geschichte des Konzils erfährt der stadthistorisch Interessierte auch von den Nachwirkungen, die dieser europäische Kirchen-«Gipfel» für die ansässigen Juden hatte: Vom Kaiser als Ausgleich für seine enormen Schulden der Stadt verpfändet, wurden sie von dieser gefangen genommen und wochenlang im Pulverturm der Stadt festgesetzt. Erst die Zahlung eines hohen Lösegelds, mit dem der kaiserliche Schutzherr schließlich doch seine Schulden los wurde, befreite die männlichen Juden aus dem Pulverturm und die Frauen aus der Synagoge, wo sie ebenfalls festgehalten worden waren. An der anschließenden Ausweisung aus der Stadt änderte aber auch das Lösegeld nichts.

Wie andernorts auch erweisen sich die kleinen Adligen der umliegenden Territorien als aufnahmebereit – eine Bereitschaft, die sie sich teuer zahlen ließen. So kam es zu den auffallend vielen jüdischen Landgemeinden im Hegau und auf der Höri wie Gailingen, Wangen, Randegg und Worblingen. An deren eher traditioneller, oft orthodoxer Einstellung konnte sich, wie der folgende Abschnitt zeigt, der seit Ende des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr ausschließlich religiös, sondern auch rassenhygienisch begründete Judenhaß der Moderne besonders leicht entzünden. Unter der Überschrift *Jüdische Kultur im Hegau* dokumentiert der Abschnitt die «jugendbewegten» Erinnerungen eines Sohnes des letzten Vorstehers der Konstanzer jüdischen Gemeinde an die Zeit vor der nationalsozialistischen Verfolgung, weist auf den Wangener Schriftsteller Jacob Picard hin und versucht in einer *Zwiesprache* mit Martin Buber einen allgemeinen Einblick in die jüdische Kultur und Religion zu geben.

Im letzten Abschnitt schließlich kommen vor allem die Veranstalter zu Wort. Sie erläutern ihre Vorstellungen vom Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, denn ihr Anliegen ist es nicht, diese zu «bewältigen», zu entsorgen oder gar durch einen Schlußstrich ungeschehen zu machen. Sie wollen vielmehr erst einmal die Möglichkeit schaffen, sie wahrzunehmen und zwar so, daß man sich selbst als Teil einer sich verändernden, aber gestaltbaren Welt erkennt. Denn, so beschreibt einer der Herausgeber das anspruchsvolle Programm: *Geschichte muß zum Tagesgespräch werden. (...) Wer sich dem demokratischen Diskurs öffnet, wer lernt, sich mit anderen Ansichten und Meinungen auseinanderzusetzen, wer bereit dazu wird, sich der Persönlichkeitsentwicklung anderer zu öffnen, der befähigt sich zum kritischen Umgang mit sich selbst und zur Toleranz gegenüber anderen. In diesem Sinn ist Geschichtsarbeit Gestaltung der Kultur von morgen.*

Insofern ist der Band, den eine Überarbeitung der mündlichen Beiträge für den Druck sicher leserfreundlicher gemacht hätte, nicht nur ein Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, sondern gleichzeitig auch ein Dokument des aktuellen Umgangs mit ihr. Schade nur, daß man so wenig von der Reaktion auf dieses Angebot erfährt.

Benigna Schönhagen

HARALD GÖRLICH: *Die Handelsschulen in Stuttgart. Vorgeschichte, Einrichtung und Ausbau des kaufmännischen Schulwesens in Württemberg von 1770 bis 1945.* (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 52). Klett-Cotta Stuttgart 1991. 395 Seiten. Broschiert DM 32,-

Wenn die Einrichtung und Förderung gewerblichen Unterrichts ein Gradmesser politischer und wirtschaftlicher Fortschrittlichkeit darstellt, so verkannte Württemberg im 19. Jahrhundert lange die Zeichen der Zeit. Zu diesem nicht ganz überraschenden Ergebnis gelangt Harald Görlich in seiner Untersuchung des württembergischen Handelsschulwesens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die auffallende Zurückhaltung des Staates in ökonomischen Dingen – das Engagement zu Zeiten Herzog Karl Eugens bildet als Maßnahme des Merkantilismus hier noch eine Ausnahme – wurde ja auch von anderer Seite immer wieder als württembergisches Spezifikum erkannt.

Im Königreich Württemberg gehen Einrichtung und Betrieb der Handelsschulen – dies gilt für Fortbildungsschulen ebenso wie für die höheren kaufmännischen Schulen – auf die Initiative von Privatleuten respektive Vereinen zurück. Bis 1892 wurde die Stuttgarter kaufmännische Fortbildungsschule – nebenbei bemerkt die erste des Landes – von privater Seite getragen, die Vollzeitschule wurde erst 1871 als hohe Handelsschule gegründet, wenn auch das Polytechnikum und die Oberrealschule vorher schon deren Aufgaben zum Teil wahrgenommen hatten. Harald Görlich kommt sogar zu dem Schluß, daß *bis in den Ersten Weltkrieg hinein die Ablehnung einer öffentlichen Handelsschule konstatiert werden muß*. Erst im 20. Jahrhundert erfuhren diese Schulen die ihnen gebührende Unterstützung, die sich nicht zuletzt in der Gründung einer kaufmännischen Fortbildungsschule für Mädchen und der Wirtschaftsoberschule niederschlug.

Harald Görlich wußte um die Grenzen seiner Untersuchung und behauptet bescheiden, vorwiegend Grundlagenforschung in Form von *Suchen, Finden und Sammeln von (Quellen-)Informationen* betrieben zu haben, die *Interpretation komplexer Sachverhalte* wolle er Nachfolgearbeiten überlassen. Da der Autor aber die mühsam eruierten Fakten – viele staatliche Akten zum Thema gingen im Krieg verloren – zu einer Geschichte des kaufmännischen Berufsschulwesens in Stuttgart zusammenfaßte, war es unvermeidlich, Tatsachen in Korrelation zueinander zu setzen, zu werten, politische und Sozialgeschichte zu schreiben.

Harald Görlich hat sich eines peripheren und zweifellos arbeitsträchtigen Themas der Landesgeschichte angenommen, das bei genauem Hinsehen jedoch nicht nur einen Beitrag zur Geschichte des württembergischen Schulwesens leistet, sondern sich auch sehr aufschlußreich für die Wirtschaftsgeschichte des Landes erweist. Wobei kritisch anzumerken wäre, daß wir bei einigen der von Görlich im Umfeld der Schulen erwähnten Personen – wie etwa den Großkaufleuten Karl Ostertag und Karl Heinrich von Jobst – biographische Hinweise vermissen. Es ist auch nicht sinnvoll, im Personenregister teilweise

die Namen von Autoren der Sekundärliteratur zu berücksichtigen. Dem Stadtarchiv Stuttgart ist dafür zu danken, daß es die Arbeit in seine Schriftenreihe aufnahm und sie so der Öffentlichkeit zugänglich machte.

Raimund Waibel

HARALD HUBER (Hrsg.): **Wappen. Ein Spiegel von Geschichte und Politik, gesehen im Wappen eines vorderösterreichischen Regenten.** Badenia Verlag Karlsruhe 1990. 192 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen. Pappband DM 98,-

Das in viele Felder eingeteilte Wappen des Erzherzogs Leopold V. von Tirol (1586–1632), der als erblicher Landesfürst auch Vorderösterreich regierte, ist der Ausgangs- und Mittelpunkt dieser Untersuchung. Zu ihm gehören die Wappensymbole der Königreiche Ungarn, Böhmen, Kastilien, Leon, Aragon, Granada und Sizilien, der Erzherzogtümer Tirol und Österreich, der Herzogtümer Steiermark, Kärnten, Krain, Burgund, Schwaben und Württemberg, der Landgrafschaft Oberelsaß, der Markgrafschaften Burgau und Mähren, der Grafschaften Pfirt und Görz, der Bistümer Straßburg und Passau, der Abteien Murbach und Luders sowie der Stadt Säckingen. Französische, österreichische, schweizerische, spanische und deutsche Gelehrte legen dar, was diese Wappen bedeuten, wie sie entstanden sind, was sie heute noch erzählen, wie sehr sie gerade auch in ihrer Zuordnung und Zusammengehörigkeit politische Geschichte nicht nur der jeweiligen Territorien, sondern Gesamteuropas widerspiegeln. Gezeigt wird auch, wie sich die Wappen in den einzelnen Ländern entwickelten und zum Teil bis heute (Ungarn) entwickeln.

Neben den eher lexikalischen und mit vielen Jahreszahlen befrachteten Erklärungen zu den Wappen – jedes Wappen erhielt ein eigenes Kapitel – sind in diesem Buch auch Aufsätze zu allgemeinen heraldischen Fragen zu finden, etwa über den Erzherzogshut, über kirchliche Rang- und Würdezeichen oder über genealogische Wappen. So wird beispielsweise recht anschaulich skizziert, wie das österreichische Wappen zu seiner Bekrönung mit dem Erzherzogshut kam und weshalb dieser mit Zacken und einem Bügel versehen ist.

Dem Herausgeber ist ein interessantes Buch gelungen, das trotz oder gerade wegen seiner Fülle an Material zum Werkzeug eines Heraldikers oder an Heraldik Interessierten gehört.

Wilfried Setzler

ERNST EBERHARD SCHMIDT (Hrsg.): **750 Jahre Stadt Vaihingen. Aufsätze zur Entwicklung der Stadt.** (Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz, Band 6). Selbstverlag der Stadt Vaihingen an der Enz 1989. 263 Seiten mit 66 Abbildungen. Kartoniert DM 34,80

Die Vaihinger Schriftenreihe ist ein Kind der vor zehn Jahren stattgefundenen Jubiläumsfeierlichkeiten zur Erst-

nennung des Ortes 779 anlässlich einer Schenkung an das Kloster Fulda. Im Mittelpunkt des nunmehr vorgelegten 6. Bandes steht wieder ein Jubiläum: vor 750 Jahren (1239) wurde Vaihingen erstmals Stadt genannt. So zumindest hatte man gedacht. Doch nach den Feierlichkeiten wurde zweifelsfrei bewiesen, daß die Urkunde, auf die sich das Jubiläum stützte, hundert Jahre später – also auf das Jahr 1339 – zu datieren ist.

Der Band beginnt mit einer Stadtgeschichte in Zahlen *Daten zur Geschichte*. Neun weitere Aufsätze folgen. Manfred Scheck stellt die Gründung der Stadt Vaihingen, ihre Entwicklung im 13. Jahrhundert und ihren Übergang an Baden vor, Robert Kretzschmar beschäftigt sich mit der Stadt und den Amtsorten nach deren Anfall an Württemberg, Ernst Eberhard Schmidt erläutert die Entstehung und Bedeutung des Stadtwappens, Lothar Behr untersucht die Geschichte des Vaihinger Spitals, Otto-Heinrich Elias, Manfred Scheck und Marcus Dietrich gehen der Geschichte Vaihingens als Oberamtsstadt (1810–1938), als Kreisstadt (1938–1972) und als Große Kreisstadt (seit 1973) nach, Willi A. Boelcke zeichnet ein Bild der Stadt im Spiegel ihrer Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1789–1989. Kleinere Notizen, *Ergänzendes zum Gemeindegewappen von Kleinglattbach, Anmerkungen zur Bergbaugeschichte von Vaihingen* sowie Literaturhinweise beschließen den informativen und ansprechend bebilderten Jubiläumsband.

Sibylle Wrobbel

HEINZ H. POKER: **Spurensuche. Geschichte der Stuttgarter Maler und Lackierer.** Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1991. 915 Seiten mit 405 Abbildungen und Faksimiles. Gebunden DM 98,-

Erwin, maler, II summern habern de domo. Aus dem Spätmittelalter, genauer aus dem Jahr 1393, stammt diese erste Erwähnung eines Stuttgarter Malers in einem alten Steuerbuch. Leider wissen wir nicht, welche Malerarbeiten Erwin insbesondere ausführte, ob er auch Glas und Kirchengewölbe bemalte oder ob er nur einfacher Tüncher, Anstreicher war. Erst viel später nämlich trennen sich die Berufe des Malers, Lackierers, Tünchers, Gipsers und des Kunstmalers und Freskantens. Bis zum Jahr 1600 konnte Heinz H. Poker 32 weitere Maler in Stuttgart nachweisen; dazu acht auswärtige Kollegen, die für Stuttgarter Auftraggeber gearbeitet haben, und schließlich zwölf Glasmaler, Ätzmaler und Miniaturisten. Sicherlich wird deren Zahl aber höher gelegen haben. Stuttgart war eine Residenzstadt – wenn auch eine bescheidene. Der gräfliche, später der herzogliche Hof muß ein bedeutender Auftraggeber gewesen sein.

Fundort dieser frühen – wörtlich zitierten, aber nicht kommentierten – Erwähnung Stuttgarter Maler sind Steuerbücher. Welche aber und wo diese zu finden sind, sagt der Autor nicht. *Spurensuche* lautet ja der Haupttitel des Werkes, das – so der Klappentext – *nach wissenschaftlichen Methoden erarbeitet* worden, aber – so der Autor in der Einleitung – *keine wissenschaftliche Abhandlung* sei. Ein seltsamer Widerspruch.

Mit unermüdlichem und bewundernswertem Fleiß hat Heinz H. Poker, der erfahrene Verfasser mehrerer Bände der Chronik der Stadt Stuttgart, zum 125jährigen Jubiläum der Stuttgarter Maler- und Lackierer-Innung Spuren des Gewerbes in Stuttgart in den letzten 700 Jahren zusammengetragen und vieles davon – vielleicht zuviel – im Faksimile abgedruckt. Wenn man bedenkt, daß im 111 Seiten umfassenden Kapitel *Die Entwicklung zur Maler-Genossenschaft in Stuttgart* 103 Seiten Faksimiles vieler interessanter, aber leider auch einiger völlig belangloser alter Dokumente sind – darunter der 39seitige Abdruck der handschriftlichen Liste der Mitglieder der *Württembergischen [sic!] Rohstoffeinkaufsgenossenschaft der Maler, Anstreicher, Lackierer und verwandter Berufe* (1902–1922), die zum einen nur teilweise Stuttgart-bezogen ist und somit eigentlich nicht hierher gehört, zum anderen gesetzt auf fünf Seiten zu reduzieren gewesen wäre – und daß die 67 Seiten des Kapitels *Maler-Innung und Einkaufsgenossenschaft während der Kriegsjahre 1943/44* (und vorher?) bis auf sechzehn Zeilen Text aus der Feder des Autors sogar ausschließlich aus im Original wiedergegebenen Dokumenten bestehen, so wird doch zu fragen sein, ob außerhalb des Kreises der Innungsmitglieder auch eine breitere Öffentlichkeit Interesse an dem Werk finden kann, das im Stil der Stadtchronik auch eine 362 Seiten lange, hauptsächlich aus Innungsprotokollen zitierende *Chronik der Maler- und Lackierer-Innung* (1946–1990) enthält. Zudem wird man darauf aufmerksam machen müssen, daß heute nur noch verhältnismäßig wenige imstande sind, handschriftliche Dokumente des 19. Jahrhunderts zu lesen. Sicher hat Heinz H. Poker in groben Zügen die Entwicklung des Berufsstandes in Stuttgart nachgezeichnet und dabei eine Fülle interessanter Fakten zutage gefördert, darunter jene höchst bemerkenswerte Liste der zwischen 1830 und 1872 gezahlten Handwerkerlöhne (S. 121) oder jene Aufstellung von Malern, die zwischen 1770 und 1793 die Hohe Karlsschule besuchten, unter denen wir zu unserer Überraschung eine ganze Reihe späterer Stuttgarter Stadträte entdeckten (S. 397/398). Der fachlich interessierte Leser wird jedoch händeringend nach den Fundstellen zu diesen Dokumenten suchen; gehören doch beispielsweise Hinweise auf die Höhe der im 19. Jahrhundert im Handwerk gezahlten Löhne zu den allerersten Desiderata der Sozialgeschichte!

Besser hätte man das voluminöse Werk eine Quellen- und Dokumentensammlung genannt denn eine *Geschichte der Stuttgarter Maler und Lackierer*. Für diese jedoch hat Heinz H. Poker ausgezeichnetes Material bereitgestellt. Hinzuzufügen bleibt, daß die von anderer Hand verfaßte, dem Band vorangestellte *Stuttgarter Stadtgeschichte im Überblick* einige Mängel aufweist. Erwähnt sei nur, daß der kurze Abschnitt über den Vormärz geradezu wimmelt von Unschärfen und Auslassungen: Weder wurde die württembergische Verfassung 1815 verabschiedet, wie der noch uninformierte Leser vermuten könnte, noch markiert der 25. September 1819 das Ende des Kampfes gegen die von König Friedrich 1815 vorgestellte Verfassung, sondern gegen den Verfassungsentwurf König Wilhelms I. vom März 1817. Zudem wurde dieser Kampf keineswegs

hauptsächlich auf [sic!] Stuttgarter Raum, sondern in ganz Altwürttemberg geführt. Der Hungerkrawall fand nicht am 31. Mai 1847, sondern am Anfang des Monats statt. Warum die Revolution 1848/49 *französische 48er Revolution* genannt wird, will ebenfalls nicht einleuchten, dürften für die Lokalgeschichte die deutschen bürgerlichen und demokratischen Revolutionsversuche 1848/49 näherliegen.

Raimund Waibel

ULRIKE MARSKI und ALBRECHT BEDAL (Hrsg.): **Drei hällische Dörfer im 19. Jahrhundert. Gailenkirchen, Wackershofen, Gottwollshausen.** (Kataloge des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen, Band 8). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 192 Seiten mit 145 Abbildungen. Leinen DM 38,-

Wenn es um die Veränderungen des Lebens auf dem Land geht, dann greifen die gängigen Parameter des Fortschritts nicht unbedingt. Die unscheinbare Einführung der Stallwirtschaft im 19. Jahrhundert beispielsweise hat das Leben der Leute von Gailenkirchen, Gottwollshausen oder Wackershofen wohl gründlicher verändert als die aufsehenerregende Erfindung des Automobils. Was die traditionellen Lebensformen im vergangenen Jahrhundert revolutionierte, war oft alles andere als spektakulär. Auch der Katalog zur Jahresausstellung 1991 im Hohenloher Freilandmuseum wollte deshalb auf Effekthascherei verzichten: Es geht um Mechanisierung der Landwirtschaft, um Handwerk und Haushalt, Verein und Verwaltung oder den Anschluß der Dörfer an Straße und Eisenbahn. Aber gerade der Blick auf das Unbedeutende im Alltagsleben macht die umfassenden Veränderungen der überlieferten Lebensweisen verständlich. Und als Ergänzung zur parallel konzipierten Haller Ausstellung über das 19. Jahrhundert werden die Kontraste von Stadt und Land in derselben Epoche plausibel. Abgesehen davon, daß das Freilichtmuseum mit der historischen Aufarbeitung seiner Nachbardörfer eine Bringschuld gegenüber seinen Gastgebern so einlöste, daß nicht wie sonst die Häuser, sondern tatsächlich die Menschen im Mittelpunkt stehen.

Friedemann Schmall

Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken. Band 2: **Wandmalerei, Mosaik.** VON ALBERT KNOEFLI, OSKAR EMMENEGGER, MANFRED KOLLER und ANDRÉ MEYER. Philipp Reclam jun. Stuttgart 1990. 536 Seiten mit 8 Farbtafeln und 110 einfarbigen Abbildungen. Gebunden DM 138,-

Die Zugangsmöglichkeiten zu einem Kunstwerk sind vielfältig. Die stilistische Einordnung, die Entschlüsselung seiner Darstellung (Ikonographie), die Erforschung des geschichtlichen Umfeldes, die Frage nach der Identität des Künstlers und die Untersuchung der Technik und Materialien sind unter anderem Methoden, ein Kunstwerk zu bestimmen und einzuordnen.

Eine Reihe *Reclams Handbücher* befaßt sich mit dem Aspekt der künstlerischen Techniken. Der vorliegende dazu gehörende, in drei Teile gegliederte Band vermittelt Forschungsergebnisse über die Technik der Wandmalerei und des Mosaiks. Im ersten Teil des Handbuches wird von Albert Knoepfli und Oskar Emmenegger die Wandmalerei von der prähistorischen Zeit bis zum Ende des Mittelalters erläutert. Themen sind unter anderem: die Haupttechniken, die Materialien und der Schichtaufbau des Bildes sowie die Farben und Maltechniken nach Epochen. Zahlreiche Beispiele aus dem 5. bis 16. Jahrhundert, auch aus dem südwestdeutschen Raum – Reichenau: Kirchen in Niederzell und Oberzell; Stein am Rhein: St. Johann in Burg –, demonstrieren die Forschungsergebnisse im Detail.

Der zweite Teil des Handbuchs von Manfred Koller zeigt die Maltechniken der Wandmalerei vom Mittelalter bis in die Neuzeit. André Meyer informiert im dritten Abschnitt des Bandes über das Mosaik. Dabei sind der Werkstoff, das Werkzeug, die Haupttechniken, die Art der Mosaiksteinsetzung – sowohl als Setzverfahren wie auch als Ausdruck künstlerischer Gestaltungsprinzipien – Gegenstände seiner Untersuchungen. Eine Übersicht über Technik und Entwicklung des Mosaiks in den Epochen der bildenden Kunst vervollständigt diesen Abschnitt.

In allen drei Teilen werden die technologischen Angaben nicht isoliert gesehen, sondern es wird die Wechselbeziehung zwischen Stil, Erscheinungsbild und Technik aufgezeigt. Eine, wenn auch eingeschränkte kunsthistorische Ortung versucht auf den Einfluß einzugehen, den *die Technik auf das künstlerische Wesen des jeweiligen Werkes ausgeübt hat und umgekehrt dieses wiederum auf die Technik*.

Die drei Abschnitte des Handbuches werden durch ein außerordentlich umfangreiches Literaturverzeichnis ergänzt. Acht Farbtafeln mit Erklärungen dienen neben textbegleitenden Abbildungen zur Veranschaulichung der Techniken. Leider vermittelt das Sachregister nicht immer den erwünschten Zugang. So läßt sich unter «Grisaille» nur die Angabe eines Tafelbildes finden, dessen Erläuterung nichts über diese Technik verrät.

Der vorliegende Band ist ein wertvolles Handbuch, das kunsttechnisches Wissen für jeden Interessierten detailliert, anschaulich und verständlich erschließt.

Sibylle Setzler

FRITZ HEIMBERGER (Redaktion): **Kirchen im Landkreis Böblingen.** (Großer Kunstführer Nr. 171). Verlag Schnell und Steiner München 1990. 80 Seiten mit über 60 Abbildungen, darunter einige in Farbe. Broschiert DM 10,-

Dieser Große Kunstführer stellt in Wort und Bild alle, etwa 120 evangelische und katholische Kirchen der Dekanate Böblingen, Herrenberg und Leonberg vor, greift also – anders als es der Titel einschränkt – über die Grenzen des Kreises Böblingen hinaus: sehr informativ und anschaulich.

MEINRAD SCHAAB und GREGOR RICHTER (Hrsg.): **Baden-Württemberg und der Föderalismus in der Bundesrepublik Deutschland (1949–1989).** Colloquium am 30. Mai 1989 in Erinnerung an die Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 107 Seiten. Leinen DM 22,-

In diesem Band sind vier Aufsätze zusammengefaßt, die sich mit der Rolle der Besatzungsmächte (Rainer Hudemann), der Bundesrepublik Deutschland (Paul Feuchte) und Badens (Paul-Ludwig Weinacht) bei der Gründung Baden-Württembergs sowie mit der Entwicklung des Föderalismus in der Bundesrepublik Deutschland (Reinhard Mussnug) beschäftigen: wichtige und aktuelle Themen im Blick auf den Beitritt der neuen fünf Bundesländer und auf die zukünftige Gestaltung Europas.

Blätter zur Stadtgeschichte. Heft 9. Herausgegeben vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen 1991. 148 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 15,-

Dieser Jahrgang vereint alle Vorträge, die anlässlich der 1200-Jahrfeier 1989 in Bietigheim-Bissingen gehalten wurden: Alois Sailer *Bietigheim vor 1200 Jahren*; Erwin Mickler *Von der Peterskirche zur Stadtkirche. Der Kirchenbau als Spiegel der allgemeinen Geschichte*; Hansmartin Decker-Hauff *Katastrophen und ihre Überwindung in der Stadtgeschichte von Bietigheim*; Manfred Kurz *Unsere Landschaft im Wandel der Zeiten*; Stefan Benning *Überfluß und Mangel oder Innenansicht einer Krise. Bietigheim zu Anfang des 18. Jahrhunderts*.

THOMAS SCHULZ (Bearbeiter): **Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–1534.** Band VI. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 28). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 731 Seiten. Broschiert DM 85,-

Nun schreitet die 1958 begonnene Edition der altwürttembergischen Lagerbücher – wohl die älteste umfassende «Beschreibung» des Landes – zügig voran: 1989 erschien nach 17jähriger Pause Band V, nun Band VI mit den ehemaligen Ämtern Backnang, Beilstein, Bottwar, Brackenheim, Güglingen, Lauffen, Möckmühl, Neuenstadt am Kocher und Weinsberg; Band VII ist in Vorbereitung.

GUSTAV SCHWAB: Die Schildbürger und andere wundersame Geschichten. (Lektüre für Tag und Nacht edition DRW). DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1991. 157 Seiten. Kunstleinen DM 19,80

OTILIE WILDERMUTH: Heiratskandidaten und Ereignisse in einer kleinen Stadt. (Lektüre für Tag und Nacht edition DRW). DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1991. 158 Seiten. Kunstleinen DM 19,80

Diese neue Buchreihe *Lektüre für Tag und Nacht edition DRW*, herausgegeben von Dietrich Genth, möchte bekannte Autoren von gestern wieder in «lesegerechter» Form vorstellen; mit ihren ersten beiden Veröffentlichungen – elf heitere Geschichten Wildermuths und drei köstliche Märchen Schwabs – hat sie einen guten Start erwischt.

Unser Landkreis Böblingen. Entdeckungen und Erlebnisse. Fotos von Gerhard Bäuerle mit Beiträgen von Dieter Bahlinger u. a. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 133 Seiten mit 228 farbigen Abbildungen. Gebunden DM 54,-

Ein hervorragender Fotograf und elf sachkundige Autoren vermitteln in diesem Band ein farbiges, facettenreiches Bild des Kreises Böblingen, stellen dessen Geschichte und Gegenwart dar – Webstühle und High-Tech –, zeigen dessen Natur und Landschaft auf – versiegelt und verbraucht, aber auch Zufluchtsstätte für Tiere und Pflanzen – und machen das Allgemein-Gültige ebenso sichtbar wie das Besondere und Unverwechselbare des Kreises.

TRAUGOTT HABERSCHLACHT: Kleine Geschichten aus alter Zeit. Verbürgtes, Überliefertes und Erfundenes von der Stein- bis zur Backsteinzeit. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 213 Seiten mit 15 Zeichnungen von Ulrich Weitz. Pappband DM 34,-

Traugott Haberschlacht, alias Friedrich A. Schiler, erzählt in seinem neuen Buch schmunzelnd und recht anekdotisch – von 18 historischen Begebenheiten ausgehend – in absolut schriftstellerischer Freiheit ohne Anspruch auf Wahrheit von *Sitzengebliebenen und Durchzügeln, von Helden und Händlern, von Heiligen und Heiden aus dem alten Mitteleuropa*.

MONIKA KOLB: Flüchtling. Neubürger. Unterländer. Aufnahme und Eingliederung der Vertriebenen im Landkreis Heilbronn zwischen 1945 und 1953. (Schriftenreihe des Landkreises Heilbronn, Band 3). Heilbronn 1990. 268 Seiten mit 69 Abbildungen. Pappband DM 18,-

Der derzeitige Zustrom von Aussiedlern aus Osteuropa verleiht diesem Buch, in dem beschrieben wird, wie vor 45 Jahren rund 20000 Vertriebene im württembergischen Unterland aufgenommen und untergebracht wurden, eine hohe Aktualität: So fanden zum Beispiel im von Kriegsschäden schwer heimgesuchten, 2000 Einwohner zählenden Ilfeld nach 1946 rund 500 Vertriebene eine neue Heimat.

FRIEDRICH SCHMID (Hrsg.): Die Amanduskirche in Bad Urach. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 206 Seiten mit 76 Abbildungen, davon 37 in Farbe. Pappband DM 38,-

Das von namhaften Autoren – Architekten, Restauratoren, Kunst- und Kirchenhistorikern – verfaßte Buch dokumentiert erstmals ausführlich die Kunst- und Baugeschichte der 1988 bis 1990 umfassend restaurierten Kirche, die zu den bedeutendsten Kirchenbauten der schwäbischen Spätgotik gehört: eine gewichtige Bereicherung der württembergischen Kunst- und Landesgeschichte.

HANSMARTIN SCHWARZMAIER und HILTBURG KÖCKERT (Bearb.): Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe. Teil 3: Haus- und Staatsarchiv sowie Hofbehörden. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 142 Seiten. Leinen DM 29,-

Der vorliegende Teil 3 einer auf zehn Teile angelegten, überarbeiteten und stark erweiterten Neuauflage der 1954/57 von Manfred Krebs herausgegebenen *Gesamtübersicht der Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe* erschließt mit den Hausarchivbeständen einen der wichtigsten Bereiche des staatlichen Archivgutes.

WEITERE TITEL

KLAUS KULINAT und HEINRICH PACHNER (Hg.): Beiträge zur Landeskunde Süddeutschlands. Festschrift für Christoph Borchardt. (Stuttgarter geographische Studien, Band 119). Geographisches Institut der Universität Stuttgart 1989. 371 Seiten mit einigen Skizzen, einer Karte. Broschiert DM 44,-

EUGEN LANG und KARL OßWALD (u. a.): Böhmenkirch. Dorf und Land zwischen Messelberg und Albuch. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1990. 442 Seiten mit 201 Abbildungen, davon einige in Farbe. Leinen DM 54,80

PAUL FEUCHTE (Bearbeiter): **Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg. 4. Teil: November 1952 bis Januar 1953.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 708 Seiten. Leinen DM 110,-

Von Stuttgart nach Berlin. Die Lebensstationen Hegels. Bearbeitet von FRIEDHELM NICOLIN. (Marbacher Magazin 56, Sonderheft). Deutsche Schillergesellschaft Marbach a. N. 1991. 100 Seiten mit 65 teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 10,-

VOLKER HARTMANN: **Schwäbisch Hall. Die alte Reichsstadt in Hohenlohe.** Friedrich Bahn Verlag Konstanz 1991. 72 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 14,80

Der Schatz der Zwerge und andere Sagen und Geschichten aus dem Nordschwarzwald. Nicht nur für Kinder neu erzählt von Uli Rothfuss. Silberburg Verlag Stuttgart 1991. 95 Seiten mit 8 Zeichnungen von Emmo Eulen. Broschiert DM 14,80

NORBERT HOFMANN (Bearb.): **Archiv der Freiherren von Woellwarth. Urkundenregesten 1359–1840.** (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Band 19). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 359 Seiten. Pappband DM 48,-

Stadt Kirchheim unter Teck. Schriftenreihe des Stadtarchivs, Band 13. Stadt Kirchheim u. T. 1991. 216 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 23,-

GOTTLÖB EISENHARDT: **Geliebtes Schwaben. Unterwegs im Ländle.** Mit 45 Wandervorschlägen. DRW-Verlag Stuttgart 1991. 96 Seiten mit 45 Farbfotos. Pappband DM 19,80

AUGUST LÄMMLER: **Menschen ... nur Menschen. Geschichten.** Ausgabe letzter Hand. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart. Neu-Auflage 1991. Teil 1 und 2 in einem Band. 144 und 144 Seiten. Pappband DM 22,80

GERHARD SAMHAMMER (u. a.): **Südliches Oberschwaben – Bodensee.** (Natur – Heimat – Wandern). Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein. Konrad Theiss Verlag Stuttgart. 2., verbesserte Auflage 1991. 184 Seiten mit 29 Zeichnungen und einer Karte. Kartonierte DM 24,80

Abrahams Geschichte – schwäbisch erzählt – von MICHAEL MÜLLER. Verlag Ernst Franz Metzingen 1991. 72 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartonierte DM 6,80

PETER FASSL (Hrsg.): **Natur und Landschaft in Schwaben. Wissenschaftliches Symposium zur Umweltsituation im Regierungsbezirk Schwaben.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 184 Seiten mit 19 Abbildungen. Broschiert DM 36,-

GUNTER HAUG (Hrsg.): **LS Ferientip. Ausflüge in Baden-Württemberg mit der Fernseh-«Landesschau».** Silberburg Verlag Stuttgart 1991. 112 Seiten mit zahlreichen, farbigen Abbildungen. Broschiert DM 16,80

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1990. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg u. a. Zusammengestellt von DIETER PLANCK. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 351 Seiten mit 225 Abbildungen. Kartonierte DM 34,-

M. KÖNIG: **Die Bäuerliche Kulturlandschaft der Hohen Schwabenalb und ihr Gestaltswandel unter dem Einfluß der Industrie.** (Tübinger Geographische Studien, Heft 1). Nachdruck der Auflage von 1958. Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1991. 83 Seiten mit einigen Skizzen. Broschiert DM 34,-

Das Stuttgarter Kartenspiel. The Stuttgart Playing Cards. Hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Beschrieben von HERIBERT MEURER. Text in Deutsch und Englisch in einem Band. Konrad Theiss Verlag Stuttgart. 2., korrigierte Auflage Stuttgart 1991. 168 Seiten mit 62 Abbildungen, davon 49 in Farbe. Pappband DM 39,-

OTTILIE WILDERMUTH: **Die alten Häuser von Kirchheim und andere Erzählungen.** Mit Zeichnungen von Konrad Raum und einem Nachwort von Rosemarie Wildermuth. Schöllkopf Verlag Kirchheim 1990. 174 Seiten. Leinen DM 39,80

Württembergisch Franken. Band 75. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Schwäbisch Hall 1991. 353 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte DM 45,-

PETER MEURER: **Linien des Lebens. Eine Kindheit und Jugend im Schwäbischen und anderswo.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 217 Seiten. Pappband DM 34,-

HEINZ SCHUBERT: **Johann Friedrich Christmann 1752–1817. Ein schwäbischer Landpfarrer.** Eigenverlag der Stadt Freiberg am Neckar 1991. 219 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartonierte DM 20,-

PETER FASSL, WILHELM LIEBHART und WOLFGANG WÜST (Hrsg.): **Aus Schwaben und Altbayern. Festschrift für Pankraz Fried zum 60. Geburtstag.** (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Band 5). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 336 Seiten mit einer Abbildung und zehn Graphiken. Leinen DM 74,-

MANFRED AKERMANN (u. a.): **Kunst, Kultur und Museen im Kreis Schwäbisch Hall.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart. 2. völlig neu bearbeitete Auflage 1991. 404 Seiten mit 306 Abbildungen. Pappband DM 34,-

Pfarrhaus Steinenberg kommt immer teurer

(epd) Das geschichtsträchtige »Alte Pfarrhaus« von Steinenberg liegt der Evangelischen Kirchengemeinde schwer auf der Tasche. Jetzt wurde in unmittelbarer Nähe des seit einiger Zeit im Umbau befindlichen rund 500 Jahre alten denkmalgeschützten Gebäudes eine Kirchhofmauer mit einem Tordurchgang entdeckt. Dieser historische Fund dürfe nicht überbaut werden, war vom Kirchengemeinderat zu erfahren, sondern müsse freigelegt und konserviert werden. Außerdem seien im Innern des alten Bauwerks Wandmalereien entdeckt worden. Nunmehr sieht sich die Kirchengemeinde alles in allem einem Mehrkostenanteil von fast einer halben Million Mark gegenüber, die für den Anbau eines neuen Gemeindsaals entstehen. Die Gesamtkosten hierfür waren bisher auf 1,7 Millionen Mark veranschlagt. Zusätzlich soll die Kirchengemeinde 500000 Mark an den insgesamt 2,4 Millionen Mark Renovierungskosten für das »Alte Pfarrhaus« tragen. Über Jahre hatte es ein Tauziehen darum gegeben, ob das Gebäude abgebrochen werden sollte oder nicht. Nach den Sanierungsmaßnahmen soll das historische Pfarrhaus gemeinsam von Volkshochschule, Feuerwehr und Kirchengemeinde genutzt werden.

Wegen der beträchtlichen Kostenerhöhungen hat die Kirchengemeinde den Finanzierungsplan für den Gemeindehausanbau gestoppt, auf den die 1600 Evangelischen in dem Rudersberger Teilort schon seit über 16 Jahren warten. Mit den Renovierungsarbeiten für das alte Pfarrhaus ist eine sächsische Baufirma beauftragt. Die Sanierung kommt derzeit aber wegen der Auflagen durch den Denkmalschutz nur schleppend voran.

Fotos und Dokumente vom Schliffkopf-Hotel gesucht

(PM) In der Nacht zum 17. Oktober 1991 ist das Schliffkopf-Hotel durch einen Großbrand völlig zerstört worden.

Mit dem Schliffkopf-Hotel, gelegen im Naturschutzgebiet, fast auf dem Gipfel eines der schönsten und bekanntesten Bergrücken des Nord-schwarzwaldes an der Schwarzwaldhochstraße, mit Fernsicht bis zu den Vogesen und den Alpen, verbinden sich Erinnerungen sowohl an das ehemalige Schliffkopfhäuser, das unzähligen Skiläufern Aufnahme und Betreuung bot, als auch an ein modernes Hotel, das versuchte, die Traditionen des Hauses stetig zu wahren.

Leider machte das Feuer auch nicht Halt vor historischen Dokumenten und persönlichen Erinnerungsgegenständen, die noch Zeugnis ablegen könnten über die fast sechzigjährige Geschichte des Schliffkopfhäuses.

Deshalb werden Gäste und Freunde des Hauses gebeten, beim ideellen Wiederaufbau des Hotels zu helfen, indem sie historisches Foto- und Prospektmaterial aus privatem Besitz für gewisse Zeit zur Verfügung stellen und an unten genannte Adresse senden, damit an die alte Tradition angeknüpft und eine neue Chronik erstellt werden kann.

In der Hoffnung, wieder einen Schritt weiter vorangekommen zu sein, dankt der Unterzeichner bereits im voraus für alle Bemühungen.

Kristian Gaiser
Enkel des Gründerehepaars
Schwabstraße 130
7000 Stuttgart 1
Telefon 2261851

«Kampfgetümmel» um Schloß Liebenstein

(STZ) Jedesmal, wenn er an Schloß Liebenstein denkt, überkommt den Neckarwestheimer Bürgermeister Horst Armbrust neuerdings ein Wechselbad der Gefühle. Die gelungene Sanierung des Haupttraktes einer der größten süddeutschen Schloßanlagen in der Mitte des letzten Jahrzehnts begeistert den Verwaltungschef immer noch ein bißchen, – aber inzwischen wird das einstige Hochgefühl zunehmend »von einer Art Haßliebe« verdrängt. Schuld daran ist vor allem das Landesdenkmalamt, das derzeit die neuesten Pläne für das teilweise 800 Jahre alte Gemäuer blockiert. Wenn die Hüter der Vergangenheit eine Investorengruppe aus dem Stuttgarter Bereich weiter daran hindern, verfallene Wirtschaftsgebäude für zwanzig Millionen Mark in Appartementshäuser umzuwandeln, droht Schultes Armbrust jetzt mit dem Verzicht auf die Besitzrechte. Dann wird dem Land nach Ansicht des Bürgermeisters nur die Wahl bleiben, millionenteure Reparaturen aus der Steuerkasse zu bezahlen oder die maroden Schloßteile »vergammeln zu lassen«.

Vorbei sind damit die glorreichen Zeiten, in denen Gemeinde, Denkmalschützer und private Geldgeber an einem Strang zogen, um das von den Liebensteiner Rittern erbaute »Märchenschloß« nach 300 Jahren Dornröschenschlaf wieder wachzuküssen. Zwischen 1982 und 1985 flossen immerhin 18 Millionen Mark in das ehrgeizige Projekt, das hinterher von allen hochgelobt wurde. Vier Millionen Mark hatte der Staat beige-steuert, den Rest legten die Gemeinde Neckarwestheim und Privatleute auf den Tisch, die dafür ein feudales Schloßhotel in glanzvoll restauriertem Ambiente samt einem nahe-

gelegenen 18-Loch-Golfplatz erhielt. Selbst August Gebeßler, Präsident des Landesdenkmalamts, rühmte seinerzeit diese «denkmalverträgliche Lösung» und äußerte den Wunsch, daß «das neue Leben im Hauptgebäude des alten Schlosses Liebenstein einen Weg eröffnet, um in der Zukunft schrittweise auch die übrigen Baulichkeiten dieser komplexen Anlage im Bestand zu sichern». Das möchte auch Bürgermeister Armbrust, aber mittlerweile sind ihm dabei die Denkmalschützer eher zum Ärgernis geworden. Jetzt geht es nämlich darum, auch die alten Wirtschaftsgebäude des Schlosses, wie Zehntscheuer und «Bandhaus», vor dem Verfall zu retten, und da gehen die Meinungen doch weit auseinander. Denn die Firma «Schloß Liebenstein Sport-, Kultur- und Freizeitanlagen GmbH + Co KG», an der die Gemeinde Neckarwestheim zu 51 Prozent beteiligt ist, will die weitgehend leerstehenden Gebäude von einer privaten Investorengruppe sanieren lassen. Aber das wagemutige Konzept, in die trutzigen, mittelalterlichen Scheuern ohne Staatszuschüsse für 20 Millionen Mark Eigentum-Appartements samt Fenstern, Dachgauben und einem kleinen Schwimmbad einzubauen, gefällt den Denkmalschützern überhaupt nicht.

Die haben laut Präsident Gebeßler entschiedene Bedenken gegen eine «Totalnutzung bis unters Dach, die den Charakter der Gebäude wesentlich verändern würde». Der Vorschlag, die brüchigen Mauern einfach zu reparieren und ansonsten unverändert stehenzulassen, treibt freilich die Schloßbesitzer mit Bürgermeister Armbrust an der Spitze auf die Barrikaden. «Einmotten», kommentiert der wütende Schultes die simple Experten-Idee, «ist doch kein Denkmalschutz». Im übrigen sind die mit fast drei Millionen Mark verschuldeten Schloßherren überzeugt, daß allein die dringendsten Sanierungsmaßnahmen an den fürstlichen Scheuern mindestens 600 000 Mark kosten würden, und dafür würde ihnen das Denkmalamt allenfalls 170 000 Mark Zuschuß zahlen.

Obwohl der oberste Landesdenkmalschützer Gebeßler mittlerweile »Gesprächsbereitschaft« signalisiert, hat Bürgermeister Armbrust jetzt voll auf Konfrontationskurs geschaltet. Wenn das Heilbronner Landratsamt eine unlängst eingereichte Bauvoranfrage für das geplante 20-Millionen-Projekt ablehnt und weitere Bemühungen fruchtlos bleiben, wollen die Neckarwestheimer schlichtweg ihre Eigentumsrechte an den alten Schloßteilen löschen lassen und dann «mit Interesse beobachten, welche Maßnahmen das Land durchführen läßt». Armbrust, der laut eigener Aussage «mit Begeisterung in die Sanierung des Schlosses eingestiegen und jetzt sehr enttäuscht» ist, betrachtet jedenfalls den völligen Rückzug aus der Verantwortung als letztes Druckmittel im Kampf gegen die einflußreichen Stuttgarter Denkmalschützer. «Wenn die so stur sind», zürnt der Rathauschef heute, «dann sollen sie mir den Buckel runterrutschen!»

Rottweil hat ein neues Museum

(PM) Der vom Land Baden-Württemberg zusammen mit der Stadt Rottweil für 19,9 Millionen errichtete Museumsneubau, direkt neben der Dominikanerkirche, wurde am Freitag, 24. Januar 1992, der Öffentlichkeit übergeben. Das Dominikanermuseum enthält auf insgesamt ca. 1400 m² drei Ausstellungseinheiten. Die historischen Sammlungen sind ein Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart: Sammlung Dursch, 160 mittelalterliche Holzschnitzwerke der wichtigsten schwäbischen Bildhauer, 14 Tafelbilder, 7 Glasgemälde. Arae Flaviae, Ausgrabungen aus dem römischen Rottweil, darunter das 8 × 8 m große Orpheus-Mosaik. Darüber hinaus bietet das «Dominikanerforum» Raum für weitere Veranstaltungen und Ausstellungen. Zugleich wurde die Sonderausstellung «Erich Hauser – Stahlplastiken» eröffnet.

Genügend Wasser für die Iller

(STZ) Ein «munter fließendes Gewässer» soll die Iller zwischen Mooshausen und Dettingen künftig das ganze Jahr über wieder werden, verspricht das Regierungspräsidium Tübingen. Eine neue Rechtsgrundlage für die Nutzung der Wasserkraft des Grenzflusses zwischen Baden-Württemberg und Bayern sowie 100 Millionen Mark Investitionen der Energieversorgung Schwaben (EVS) sind die Voraussetzung dafür, daß ohne Minderung der Stromerzeugung von jährlich 210 Millionen Kilowattstunden in Zukunft stets genug Wasser in der Iller bleibt. Tümpel mit stehendem Wasser und tote Fische im Illerbett soll es nicht mehr geben.

Die Stromgewinnung aus der Iller zwischen Aitrach und Dettingen beruht bisher auf einem Vertrag zwischen den damaligen Königreichen Bayern und Württemberg aus dem Jahre 1917. Die Energieversorgung Schwaben hatte auf dieser Rechtsgrundlage in den zwanziger Jahren die Kraftwerke Tannheim, Unteropfingen und Dettingen sowie in den vierziger Jahren das Flußkraftwerk Aitrach gebaut. Diesen vier Anlagen leitete sie bis zu 88 Kubikmeter Illerwasser pro Sekunde über den Illerkanal zu. Das war zeitweise zu viel, so daß das Flußbett gelegentlich trockenfiel.

In einem Langzeitversuch wurde einvernehmlich zwischen Bayern und Baden-Württemberg eine neue Formel gesucht, die eine Mindestwassermenge im Bett der Iller garantierte. Ergebnis der Langzeit-Untersuchung ist die Einigung auf eine jahreszeitlich gestaffelte Mindestwassermenge zwischen drei und neun Kubikmetern pro Sekunde. Das bedeutet zunächst eine Minderleistung der Kraftwerke von zwölf Millionen Kilowattstunden im Jahr. Den Verlust will die EVS ausgleichen, indem sie am Wehr Mooshausen um 35 Zentimeter höher staut und in Zeiten hoher Wasserführung der Iller zwölf Kubikmeter pro Sekunde mehr als bisher über ihre Turbinen leitet. Außerdem sollen die Maschinen in den Kraftwerken erneuert werden.

Wilhelmsburg wird teilweise Museum

(STZ) Erhalt, Sanierung und Nutzung der Reste der Bundesfestung Ulm gehört zu den Zielen des Stadtqualitätsprogramms des Ulmer Oberbürgermeisters Ernst Ludwig. Jetzt, am Ende seiner Amtszeit, zeigen sich auch für die beiden gewaltigsten «Brocken» dieser größten Festungsanlage in Europa Zukunftsperspektiven. Nachdem der Ministerrat beschlossen hat, das Landesmuseum der Donauschwaben bis 1996 in den Räumen der Oberen Donaubastion einzurichten, werden jetzt auch die Pläne konkreter, das «Zentralarchiv für Bodenfunde» des Landesarchäologiemuseums in der Zitadelle der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Festung, der Wilhelmsburg, unterzubringen. Wie die Ulmer Stadtverwaltung mitteilte, hat die auf Initiative des Wissenschaftsministers Klaus von Trotha gegründete «AG Wilhelmsburg» jetzt beschlossen, ein Positionspapier zu erarbeiten, in dem Raumbedarf und Nutzungsanforderungen genau festgelegt werden.

So viel steht heute schon fest, von den 384 ehemaligen Schieß- und Wohnkasematten der 1848 von Major von Erhardt erbauten Burg könnte auch das Landesarchäologiemuseum nur einen Teil gebrauchen. Die Wilhelmsburg wurde von der Stadt Ulm zum symbolischen Preis von einer Mark erworben. Bund und Land haben zusätzlich sechs Millionen Mark für die Dachsanierung draufgelegt. Seitdem steht das Riesenbauwerk leer. Pro Quadratmeter kostet der Ausbau 2500 Mark, insgesamt hat die Wilhelmsburg ohne die drei fünfgeschossigen Türme 12000 Quadratmeter Geschoßfläche. Für eine Lagerfläche wäre ein kostspieliger Ausbau nicht notwendig. Die Ulmer wünschen aber, daß ein Teil der archäologischen Fundstücke auch in Wechselausstellungen präsentiert werden kann. Bisher geht das Landesdenkmalamt davon aus, daß 20 Mitarbeiter auf der Wilhelmsburg beschäftigt werden.

Erheblich kleiner als die Wilhelmsburg, aber trotzdem von kapitalen Ausmaßen, ist das 1855 von Major

von Schele fertiggestellte «Werk 1», die Obere Donaubastion. Das 140 Meter lange Gebäude beherbergt «nur» 45 ehemalige Wohnkasematten und 42 Geschützkasematten. Der Bund als bisheriger Besitzer hat das historische Gebäude auf dem 3,2 Hektar großen Areal in bester Stadtlage notdürftig saniert und an Gewerbebetriebe, aber auch an Künstler, ein kleines Theater, eine Zauberschule vermietet. Nachdem jetzt festgelegt ist, daß in zwei Stockwerken das in der Rechtsform einer Stiftung betriebene Donauschwäbische Landesmuseum einzieht, müssen die bisherigen Mieter fast alle weichen. Da nach den Vorstellungen des Landes das Donauschwaben-Museum mit sieben festen Mitarbeitern schon 1996 eröffnet werden soll, ist Eile geboten. Für den Ausbau der beiden Stockwerke wird mit Kosten von knapp zehn Millionen Mark gerechnet. Die wollen Land und Bund aufbringen. Um die Obere Donaubastion vom Bund zu erwerben, muß die Stadt, wie in einem Vorvertrag mit Finanzminister Theo Waigel besiegelt wurde, an die sechs Millionen Mark bezahlen.

Biotopschutzgesetz gilt seit Jahresbeginn

(lsw) Mit dem Jahreswechsel ist in Baden-Württemberg das neue Biotopschutzgesetz in Kraft getreten. Geschützt werden damit sechs Prozent der Landesfläche, von der Wacholderheide bis zu Auwäldern, Höhlen und Mooren. Ziel des Gesetzes sei es, Lebensräume für bedrohte Tier- und Pflanzenarten zu erhalten und so dem drastischen Artenschwund vorzubeugen, erklärte Umweltminister Erwin Vetter in Stuttgart.

Der gesetzliche Schutz der Biotope umfaßt ein weitgehendes Veränderungsverbot, nach dem etwa Riede nicht trockengelegt und Hohlwege nicht zugeschüttet oder asphaltiert werden dürfen. Um mehr Transparenz für den Bürger zu schaffen, sollen die geschützten Biotope jetzt nach Parzellen erfaßt und in Listen und Karten eingetragen werden.

Wieskirche ist erneut bedroht

(lby) Ein knappes Jahr nach Ende der Renovierung der weltberühmten Wieskirche bei Steingaden ist die Rokoko-Kirche erneut bedroht. Schweiß und Atemluft der jährlich 1,8 Millionen Besucher legen einen gefährlichen feuchten Film auf Figuren und Wände. Der Erfolg der mit einem Aufwand von über zehn Millionen Mark vorgenommenen Renovierung ist nach Angaben von Experten in Frage gestellt. Nach Angaben von Generalkonservator Michael Petzet vom bayerischen Landesamt für Denkmalpflege laufen derzeit Klimamessungen im Gotteshaus, die Aufschluß über die Intensität der Bedrohung geben sollen. Ein «Patentrezept», wie die Wieskirche vor neuerlichen Schäden bewahrt werden kann, ist laut Petzet nicht in Sicht.

Bis zu 40 Gramm Wasser pro Stunde scheidet nach Messungen des Münchner Instituts für Gebäudeanalysen und Sanierungsplanung jeder Besucher der Wies aus. In Verbindung mit Staub entsteht ein Schmutzfilm, der sich über Figuren, Wände und Decken legt. Insbesondere bei nassem Wetter ändert sich durch die feuchte Regenkleidung die Luftfeuchtigkeit im Innern der Kirche laut Petzet «gewaltig». Der «ungeheure Andrang» an Besuchern seit der Renovierung verstärkte diesen Effekt.

Wenn das Ergebnis der Klimamessungen vorliegt, werden sich Vertreter von Landesamt, Kirche und Landratsamt Weilheim «an einen Tisch setzen» und Gegenmaßnahmen beraten. Ein Besuchergitter, so Petzet, könne unter Umständen den Innenraum schützen. Denkbar sei auch eine zeitweise Schließung des als Weltdenkmal in der UNESCO-Liste aufgeführten Bauwerks. Auch müsse dringend das Parkplatzproblem rund um die Wies gelöst werden. Bis zu 90 Busse pro Tag und Tausende von Pkw verstopfen die umliegenden Wiesen. «Wir wollen nicht, daß die Wieskirche inmitten einer Blechlawine steht», so Petzet.

Der Weilheimer Landrat Manfred Blaschke will neue Parkplätze einrichten, die ein bis zwei Kilometer

von der Wies entfernt in einem Waldstück liegen. Dadurch kämen eventuell weniger Besucher, und der Strom an Pilgern und Neugierigen könne besser kanalisiert werden. Die Belastungen durch «die betenden Pilger und staunenden Besucher» für die Wies sind nach Auffassung von Landratsamt und Fachleuten des Landesamtes für Denkmalpflege größer als die durch äußere Witterungseinflüsse oder Tiefflieger.

Caesium-Belastung sinkt bei Pilzen und Wild

(lsw) Radioaktivitäts-Belastungsuntersuchungen der Chemischen Landesuntersuchungsanstalt Freiburg haben ergeben, daß auch im fünften Jahr nach dem Kernkraftwerksunfall im sowjetischen Tschernobyl bei Wild und Pilzen aus dem Südwesten radioaktives Caesium noch nachweisbar ist. Allerdings zeigen die Werte deutlich abnehmende Tendenz, teilte die Untersuchungsanstalt mit. Als nur noch sehr gering wurden die bei Grundnahrungsmitteln festgestellten Caesium-Gehalte bezeichnet. Die Werte lagen meist unter ein Bequerel pro Kilogramm (Bq/kg) und häufig unterhalb der Nachweisgrenze. Insgesamt wurden 400 Lebensmittelproben untersucht.

Danach wiesen Sandröhrlinge aus dem Elztal nördlich von Freiburg in diesem Jahr eine Caesium-137-Konzentration von 194 gegenüber 480 Bq/kg im Vorjahr auf. Bei Herbstpflifferlingen aus der Gegend von Dörlinbach im südbadischen Schuttertal verringerte sich die Caesium-Aktivität von 380 auf 167 Bq/kg. Als die am stärksten belastete Sorte gelten Maronenröhrlinge, bei denen der Maximalwert innerhalb Jahresfrist um 760 auf 440 Bq/kg zurückging. Ein direkter Jahresvergleich war nach der Mitteilung des Instituts nur für vereinzelte Standorte möglich, weil das Pilzjahr 1991 wenig ergiebig war. Die meisten Rehwildproben hatten eine Caesium-Belastung von wenigen Bq/kg. Der gemessene Höchstwert betrug 103 gegenüber 350 Bq/kg im Vorjahr.

Alter Neckar: Schlappe für den Naturschutz

(EZ) Mehr als 20 Jahre ringen Behörden, Investoren und Naturschützer bereits um die Pläne für das Gebiet Entennest, das sich zwischen Esslingen und Altbach erstreckt. Nach mehreren Korrekturen scheint jetzt endgültig festzustehen: Die Firma Scherrieble darf in diesem Bereich ebenso ihre Spedition unterbringen wie die Firma Bayer einen Betrieb, in dem Betonsteine produziert werden. Erschlossen wird das Gebiet über die Zeppelinstraße, die man durch ein einzigartiges Naturschutzgebiet hindurch verlängert. Die Kosten für die Erschließung von fünf Millionen Mark werden die Investoren übernehmen.

Im November beschloß der Esslinger Gemeinderat die Satzung für den Bebauungsplan. Lediglich neun der insgesamt 42 Kommunalpolitiker lehnten das Vorhaben ab. Das Regierungspräsidium hat bereits signalisiert, das Papier zu akzeptieren.

Für Umwelt- und Naturschützer bedeutet die jüngste Entwicklung eine herbe Niederlage. Lange Zeit war es ihnen gelungen, die Ansiedlung weiterer Gewerbebetriebe im Entennest zu stoppen. Ihr zentraler Einwand: In unmittelbarer Nachbarschaft zum Naturschutzgebiet «Alter Neckar» könne ein solcher Eingriff nicht geduldet werden. Der Grünzug brauche in der Umgebung ein biologisches Potential, heißt es etwa in dem Schreiben der unteren Naturschutzbehörde im Landratsamt.

Stadtplaner, Gemeinderäte und Investoren haben in den letzten Jahrzehnten zwar manche Zugeständnisse an die Kritiker gemacht. So wurde das Gewerbegebiet so verkleinert, daß nur noch Platz für die beiden erwähnten Firmen vorhanden ist. Für das Naturschutzgebiet «Alter Neckar» wurde außerdem ein 100 Meter breiter Grünstreifen ausgewiesen. Weitere Zusage: Zwischen der Spedition und den Kleingärten entsteht ein Lärmschutzwall. Mit detaillierten Vorschriften über Bäume und Büsche, die zu pflanzen sind, soll überdies ein ökologischer Ausgleich geschaffen werden.

Die Stadtplaner haben zwar die Bedenken sämtlicher Naturschutzverbände zurückgewiesen, wonach gravierende ökologische Schäden im Neckartal zu befürchten sind. Sie räumen allerdings ein, daß die relativ großen Baukörper der Gewerbebetriebe die Flächen in hohem Maße versiegeln. Auch im Rathaus sieht man deshalb die Gefahr, daß sich die Lufttemperatur ebenso erhöht wie die Emissionswerte oder die Konzentration des Staubs.

Die Entscheidung, das Vorhaben dennoch zu unterstützen, wird im Esslinger Rathaus mit dem Hinweis auf frühere Zusagen an die Firmen begründet: Scherrieble wie Bayer haben der Stadt mehrere Grundstücke überlassen, weil ihnen vertraglich zugesichert worden ist, sie könnten im Entennest bauen. Wenn die Stadt diese Zusage gebrochen hätte, wäre mit hohen Forderungen nach Schadensersatz zu rechnen gewesen.

Russischer Friedhof in Biberach umgestaltet

(epd) Während der Kriegsjahre starben in Südwürttemberg bei der Zwangsarbeit 614 sowjetische Männer, Frauen und Kinder an Hunger, Kälte, Krankheit oder Gewalt. Die französische Besatzungsmacht ließ die verstorbenen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen nach Kriegsende auf dem «Russenfriedhof» in Biberach namenlos beisetzen. In einem ökumenischen Gottesdienst am 12. Oktober wurde in der Stadtpfarrkirche von Biberach der Toten gedacht. Anschließend wurden auf dem Friedhof die neuen Namens tafeln durch den russischen Metropoliten geweiht.

Nach Angaben der Biberacher paxchristi-Gruppe wurden in den letzten drei Jahren für Namens tafeln 53000 Mark Spenden gesammelt. Mit weiteren Zuschüssen von 55000 Mark vom Land, Landkreis und der Stadt Biberach konnte der Friedhof, dessen Gräber bisher nur mit Nummern gekennzeichnet waren, umgestaltet werden.

Freudenstadt stört sich an der Farbe Blau

(STZ) Blau gestrichene Schwarzwaldhäuser haben gewiß Seltenheitswert, aber Gisbert Hindennach vermag nicht einzusehen, warum er sein Haus in der Freudenstädter Keplerstraße nicht blau fassen dürfen soll: Ein kräftiges Blau sei die Farbe der Frische, argumentiert der 43 Jahre alte Diplomingenieur und fragt, warum alle Häuser in der Randsiedlung eigentlich braun sein müßten? In Pastelltönen von Gelb bis Beige seien die Häuser in der Siedlung aus dem Jahr 1936, hält Friedrich Zwanger dagegen. Der Leiter der Technischen Ämter in der Stadtverwaltung beruft sich auf die Landesbauordnung, welche die Einordnung von Gebäuden in vorhandene Baustrukturen verlange. Freudenstadt will das blaue Haus Hindennachs nicht dulden. Also bekam der Hauseigentümer von der Stadt die Auflage, sein blaues Haus binnen fünf Wochen neu zu streichen.

Gisbert Hindennach denkt aber gar nicht daran, sondern sucht vielmehr nach Möglichkeiten, sein Blau am Eigenheim verwaltungsrechtlich doch noch durchzusetzen. Als Mitglied der Freudenstädter Bürgeraktion, die im Gemeinderat immerhin fünf von 25 Räten stellt und öfter mit Alternativen von sich reden macht, steht er ohnehin nicht in dem Ruf, besonders um Anpassung bemüht zu sein. Er wehrte sich mit Hilfe eines befreundeten Rechtsanwalts sofort gegen die städtische Auflage. Über seinen Widerspruch soll jetzt die Bauabteilung des Regierungspräsidiums Karlsruhe entscheiden. Falls auch die Mittelinstanz das blaue Schwarzwaldhaus mit ziegelgedecktem Steildach und Zwerchgiebel nicht duldet, will der Ingenieur vor das Verwaltungsgericht gehen.

Die Freudenstädter Zeitung nahm sich der «Rhapsodie in Blau» inzwischen an, und Leser meldeten sich ebenfalls zu dem strittigen Thema. Der Hauseigentümer zerpflückt genüsslich den städtischen Hinweis auf die angeblich einheitliche Siedlungsstruktur in seiner Nachbarschaft. Da gebe es zum Beispiel bereits ein Ge-

bäude aus Glas und Stahl, das auch nicht mit den Bauformen von 1936 übereingehe, und die Post habe gar einen Eternit-Kasten hinsetzen dürfen. Das beanstandete Blau lasse sich außerdem mit Lasurfarbe nicht einfach heller überstreichen. Da müßte schon Acrylfarbe her, und dagegen hat Gisbert Hindennach baubiologische Bedenken. Käme er der städtischen Auflage nach, müßte er also die blauen Platten der Hausverkleidung wieder ablaugen und neu mit einer anderen Naturfarbe streichen. Einschließlich Gerüstbau koste das 15000 Mark. Die Stadtverwaltung findet den Ansatz zwar überhöht, räumt aber ein, daß der Hauseigentümer schon einen gewissen Aufwand von einigen tausend Mark hätte.

In 25 Jahren habe es bisher nur dreimal vergleichbare Auseinandersetzungen mit Bauherren über deren Farbwünsche gegeben, versichert der Leiter der Technischen Ämter bei der Stadt; in diesem konkreten Fall, Keplerstraße, sei die Toleranzgrenze aber eindeutig überschritten.

Solitude-Schloßhof für Pkw gesperrt

(STN) Am Schloß Solitude ist es fast wieder so idyllisch wie zu Herzog Carl Eugens Zeiten. Schloß, Offizienbau, der Trakt, in dem die Schloß-Gastronomie untergebracht ist, und auch die Kapelle erstrahlen in frischem Glanz, die letzten Spuren der langjährigen Baustelle sind getilgt. Und jetzt sind auch die Autos aus dem Schloßhof verbannt.

Pferde, Kutschen und Kaleschen verstellten sicher vor zweihundert Jahren auch schon den Hof des Schlosses Solitude, doch die Fortbewegungsmittel höfischer Zeiten harmonierten besser mit der barocken Umgebung als die Autos, die in den letzten Jahren hier geparkt wurden. Sie zu verbannen und den schönen Schloßhof allein den Fußgängern zu überlassen, war ein langgehegter Plan. Solange die Solitude jedoch eine einzige Baustelle war, blieb der Schloßhof Parkplatz für Baufahrzeuge und die Autos der Besucher. Bis jetzt mit Schranken

buchstäblich ein Riegel vorgeschoben wurde.

«Wir haben ein Verkehrskonzept für die gesamte Solitude entwickelt», erläutert Roland Gerlach vom Staatlichen Hochbauamt Ludwigsburg. Dafür wurde der Waldparkplatz am Beginn der Allee nun auf 280 Plätze erweitert. Den Schloßhof habe man «von seinem bisherigen Straßencharakter entbinden und ihm die historische Einheit zwischen Hof und Gebäude-Ensemble zurückgeben wollen». Damit gehört der Hof nun den Fußgängern, die allerdings auf Radfahrer und Linienbusse achten müssen. «Die Fahrer der SSB-Busse können die Schranke mit Hilfe einer Induktionsschleife und eines Senders öffnen und schließen», erklärt Gerlach.

Berücksichtigt hat man aber auch die Bedürfnisse der Besucher der Schloß-Gastronomie. Hinter dem Lokal wurde ein eigener Parkplatz mit Schranke und 30 Stellplätzen angelegt, der von der Allee her anzufahren ist. »Man muß ein Ticket ziehen, das im Lokal gegen eine Münze ausgetauscht wird, mit der man ausfahren kann. Ohne Parkgebühr«, erläutert Gerlach die Regelung. Kirchenbesucher und Behinderte dürfen auf der Allee parken.

Historische Darstellungen des Schlosses zeigen, daß es auf der Nordseite keineswegs schon fast in der Wiese stand, sondern von einem Platz umgeben war. Eine Balustrade mit Figuren, die dem «Ausverkauf zu Beginn des 19. Jahrhunderts» (Gerlach) zum Opfer fiel, begrenzte die Anlage. Das Pflaster war noch unter dem Rasen, die Mitarbeiter des Hochbauamtes mußten nur die Grasnarbe entfernen, um die alte Optik wenigstens annähernd wiederherzustellen.

«Anna-Haag-Haus» unter Denkmalschutz

(STN) Die Fensterscheiben sind blind geworden, der Garten verwildert – das Einfamilienhaus Landschreiberstraße 19 in Sillenbuch ist in tiefen Schlaf versunken. Dabei hatte der Besitzer noch vor Monaten große Pläne

mit dem Grundstück in der Silberwaldsiedlung vor, – das Haus sollte abgerissen und durch einen wesentlich größeren Neubau ersetzt werden.

Der Plan rief den Widerspruch von Bewohnern dieser Siedlung aus den dreißiger Jahren hervor und mobilisierte auch den Sillenbacher Bezirksbeirat. Denn im Haus Landschreiberstraße 19 lebte einst Anna Haag, die durch ihr soziales Engagement vor allem für Frauen (gemeinsam mit Elly Heuss-Knapp) weit bekannt geworden ist. Auch sind vom Haag-Freundeskreis an diesem Ort politische Entscheidungen in der Stuttgarter Nachkriegszeit gedanklich vorbereitet worden.

Deshalb schlugen die Kommunalpolitiker vor, das Haus unter Denkmalschutz zu stellen. Gleichzeitig löste die «avisierte Umwidmung des Grundstücks Landschreiberstraße 19 vom Einfamilienhaus zur Acht-Familien-Wohnanlage mit Tiefgarage» den Wunsch nach einer Erhaltungssatzung für die gesamte Silberwaldsiedlung aus.

Durch diese Umwidmung, so die Begründung des Bezirksbeirates, seien «die ersten Menetekel einer spekulativen Verwertung von Grundstücken in der Siedlung» aufgezo- gen. Die Silberwaldsiedlung in der Einheit von Haus und Garten aber sei als Ausdruck der «Stuttgarter Schule» entstanden, inspiriert durch so bekannte Architekten wie Bonatz, Wetzlar, Keuerleber, Schmitthenner und Theodor Fischer.

Der Gemeinderat schloß sich den Wünschen der Sillenbacher Kommunalpolitiker an und beschloß im Mai 1991 die Erhaltungssatzung für die Silberwaldsiedlung. Außerdem wurde das Haus Landschreiberstraße 19 unter Denkmalschutz gestellt, da laut unterer Denkmalschutzbehörde «an seiner Erhaltung aus heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht». Doch das ist dem Besitzer Ziaullah Nurin «ganz Wurst». Der Inhaber von «Hausbau Nurin» hat gegen den Denkmalschutz Widerspruch beim Verwaltungsgericht eingelegt. Der Schlaf des Sillenbacher Anna-Haag-Hauses wird also zunächst einmal andauern.

Im Weissacher Tal soll eingelocht werden

(STZ) Eine Handvoll Anhänger einer noch immer als exklusiv geltenden Sportart hat vor, im Weissacher Tal den Golfschläger zu schwingen. Einer der Initiatoren der Golfplatzidee ist Erich Hägele, Mitglied des Weissacher Gemeinderats und Kreistags. Die Spielwiesen, die Hägele und seine Mitstreiter anpeilen, liegen im Dreieck zwischen Wattenweiler, Heutensbach und Cottenweiler. In dieses hauptsächlich als Grünland genutzte Gebiet paßten Fairways und Greens gut rein, meint Hägele. Der Raum nordöstlich von Stuttgart sei auf der Golfplatz-Landkarte sowieso ein weißer Fleck und könne ein solches Sportgelände gut vertragen.

Die Weissacher Golfplatz-Interessenten sind der Meinung, daß Golf auf dem besten Weg ist, ein Breitensport zu werden. Dies sei schon daran ablesbar, daß viele Clubs Aufnahme-stoppes verfügt hätten und daß in der näheren und weiteren Umgebung kaum eine Chance bestehe, zum Abschlag zu kommen und eine Runde zu spielen. Die Golf Freunde, die im Weissacher Tal aktiv werden wollen, zweifeln nicht daran, die notwendige Mitgliederzahl – man denkt an etwa 350 – zusammenzubekommen, um das Projekt durchziehen zu können. Es sollen aber nur solche Golfer aufgenommen werden, die im Weissacher Tal und in der näheren Umgebung wohnen.

Den Golfaktivisten schwebt ein Neun-Loch-Platz vor, für den eine Fläche von mindestens 30 Hektar gebraucht wird. Ob die Landwirte, denen der Grund und Boden gehört, überhaupt bereit sind, ihre Grundstücke zu verkaufen oder pachtweise zur Verfügung zu stellen, wissen die Golfenthusiasten noch nicht, das müssen sie erst noch herausfinden. Angesichts der Forderung von Politikern, landwirtschaftliche Flächen stillzulegen, um Agrarüberschüsse abzubauen, spekulieren sie aber darauf, daß die Bauern mit sich reden lassen. Es muß freilich nicht nur das erforderliche Gelände zusammengebracht werden, sondern auch das nötige Geld. Mindestens zwei Millionen

Mark sind vonnöten, um Wiesen und Felder in eine sattgrüne Golflandschaft zu verwandeln.

Selbst wenn's mit den Grundstücken und den Finanzen klappt, sind längst nicht alle Hindernisse beiseite geräumt. Ob's im Weissacher Tal jemals was werden wird mit dem Einlochen, hängt vor allem davon ab, ob die hohen planungsrechtlichen Hürden genommen werden können. Dazu müßten die Initiatoren erst einmal durchsetzen, daß das fragliche Gelände im Flächennutzungsplan ausgewiesen wird. Ein entscheidendes Wort bei der Planung von Golfplätzen spricht das Regierungspräsidium mit, das sich bei derartigen Projekten restriktiv zeigt. Alle Golfplatzvorhaben werden bei der Oberbehörde einem Vorprüfungsverfahren unterzogen, bei dem geklärt wird, ob der vorgesehene Standort geeignet ist. Pressesprecher Reinhard Schmid: «Wir legen strenge Maßstäbe an den Natur- und Wasserschutz an.» In den vergangenen zehn Jahren hat das Regierungspräsidium sechs Golfplatzanfragen abschlägig beschieden. Auch private Natur- und Umweltschützer sind meist nicht sonderlich begeistert, wenn Golfer ein Gelände in Beschlag nehmen, weil sich dadurch oftmals der Charakter einer Landschaft verändere. Der Weissacher Diplomökologe und Landschaftsarchitekt Rainer Heitzmann: «Bei der Planung eines Golfplatzes sind kritische Fragen zu stellen.»

Stadt Donzdorf ist Schloßherrin

(lsw) Die Stadt Donzdorf ist Schloßherrin. Anfang Januar übernahm sie von Graf Bernhard von Rechberg und Rothenlöwen, dessen Familie 473 Jahre im Schloß lebte, die Schlüssel. Den Kauf des Schloßareals hatte der Gemeinderat schon vor viereinhalb Jahren beschlossen. Graf Bernhard erklärte, seiner Familie sei der Verkauf des Schlosses nicht leicht gefallen. Über den Kaufpreis wurde nichts mitgeteilt.

Stille Beerdigung für archäologische Sensation

(STZ) Von «sensationellen Funden» war die Rede, als Mittelalterarchäologen des Landesdenkmalamtes in den achtziger Jahren Fayence-Brennöfen aus den Anfängen der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur südlich des sogenannten Jägerhauses in Ludwigsburg freilegten. Seitdem ist es um die einzigen in Deutschland weitgehend erhaltenen Brennöfen des 18. Jahrhunderts still geworden: Wind, Regen, Sonne und Frost lassen die wertvollen Stücke zerbröseln. Bald wird nicht mehr viel von dem technischen Denkmal aus frühindustrieller Zeit zu sehen sein. Die Stadt Ludwigsburg hat keinen Weg gefunden, die Produktionsstätten aus der Zeit Herzog Carl Eugens zu sichern und als Anschauungsobjekt zur Geschichte der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur zu erhalten. Die «konkurrierenden» Porzellanstädte Dresden und Meißen, die auf ihren Markungen vergeblich nach solchen Fundstücken schürfen, würden viel um die Ludwigsburger Raritäten geben.

Mitte der achtziger Jahre stieß der Ludwigsburger Grafiker und Porzellanexperte Kurt A. Schupp hinter dem Jägerhaus an der Schorndorfer Straße auf Reste der herzoglichen Porzellanmanufaktur. Bei den anschließenden Grabungen von 1985 bis 1989 fanden die Archäologen des Landesdenkmalamtes große Mengen von Material zur Technikgeschichte des Porzellans: Die Ausbeute reicht von Rohmaterial bis hin zu Halbfabrikaten in allen Herstellungsstufen, von Formen und Modellen bis zu Werkzeugen und Brennhilfen aller Art.

Das Wertvollste aber sind die in großen Teilen erhaltenen Brennöfen, gebaut von Joseph Jakob Ringler, dem im 18. Jahrhundert wohl bekanntesten Kenner des Porzellan-Herstellungsgeheimnisses, der vor seiner 40jährigen Direktorenzeit in Ludwigsburg als Ofenspezialist in Höchst, Straßburg und Nymphenburg Starthilfe leistete. Unter den in Ludwigsburg entdeckten Öfen befindet sich ein in seiner Bauart bisher

unbekanntes Exemplar: ein Doppelfofen, in dem der Brennvorgang unerschütterlich kontinuierlich ablaufen konnte. Dieser Ofentyp, der bisher in Deutschland nur einmal in gutem Erhaltungszustand gefunden wurde, stammt wahrscheinlich aus der Zeit um 1770, als Herzog Carl Eugen personell und technisch alles aufbot, um sein Steckenpferd, die Porzellanmanufaktur, zur absoluten Vollkommenheit zu entwickeln.

Formen, Modelle, Werkzeuge und Scherben der ehemaligen Fayence- und Steingutfabrik haben die Archäologen geborgen und gesichert. Bei der Diskussion um den Erhalt der wertvollen Öfen entschied sich die Stadt im Januar 1989 dafür, das Grabungsgelände zuzuschütten, «ohne die Fundamente und Brennöfen zu zerstören, so daß es zu einem späteren Zeitpunkt möglich bleibt, das Gelände wieder freizulegen».

Ein Schutzbau, andernorts zur Sicherung und öffentlichen Darstellung von Ausgrabungen erfolgreich angewandt, wurde aus Kostengründen von der Stadt abgelehnt. Nicht zuletzt auch deshalb, weil die Grabungsstätte dem geplanten Klettblatt-Altenhilfezentrum im Wege liegt. Die Hoffnung von Dr. Hartmut Schäfer, Chef der Mittelalterarchäologen des Landesdenkmalamtes, man könne vielleicht doch noch eine Lösung finden, die einmaligen Ofenfunde in die Architektur der Klettblatt-Anlage zu integrieren, ist auch zerronnen.

Nach Angaben von Bürgermeister Albrecht Bogner ist die Stadt jetzt endlich entschlossen, einen Teil des Grabungsgeländes zu verfüllen, um wenigstens die wertvollsten Ofenanlagen der Nachwelt zu erhalten. Außerdem haben sich Stadt und Landesdenkmalamt darauf verständigt, im Bereich des früheren Malerbaues archäologische Untersuchungen vorzunehmen, bevor im Februar die Baumaschinen für die Seniorenanlage anrücken. Auch das Ergebnis dieser Grabung wird am Entschluß der Stadt nichts ändern: Das technische Denkmal Porzellanmanufaktur verschwindet aus dem Stadtbild.

Wer künftig sehen will, wie der berühmte Ringler-Ofen aufgebaut war,

der muß nach Konstanz reisen: Dort haben die Landesarchäologen in ihrem neuen Museum, das im März eröffnet wird, den Ludwigsburger Ofen nachgebaut. In der Erläuterung wird zu lesen sein, daß das Original unbeachtet in Ludwigsburg im Boden schlummert.

Den Dresdener Stadtvätern wäre das bestimmt nicht passiert. Mit Eifer graben sie jetzt nach dem Labor von Johann Friedrich Böttger, dem Erfinder des europäischen Porzellans. Sie wären froh, wenigstens ein paar Brocken aus der Frühzeit der Porzellanherstellung zu finden, die von so großem historischen und wissenschaftlichen Wert sind wie die Ludwigsburger Öfen. Doch danach wird man in Dresden wie in Meißen vergeblich suchen.

«Öl-Pipeline am Bodensee muß überprüft werden»

(lsw) Die Deutsche Umwelthilfe hat eine umfassende Überprüfung für den Weiterbetrieb der Öl-Pipeline Genua-Ingolstadt gefordert, die zehn Kilometer am Bodensee und gut 160 Kilometer am Alpenrhein entlang verlegt ist. In einer in Radolfzell veröffentlichten Erklärung hieß es dazu, daß man damit auch die Einsprüche der Städte Lindau, Friedrichshafen und Konstanz sowie der Arbeitsgemeinschaft der Wasserwerke Bodensee-Rhein gegen die Pipeline unterstütze, deren Genehmigung 1993 auslaufe.

Laut Umwelthilfe müssen gegebenenfalls Teile der Leitung aus Wasserschutzgründen verlegt werden, weil seit ihrer Inbetriebnahme vor 25 Jahren unter anderem die Bodensee-Reinhalterichtlinien verschärft wurden und viel mehr Menschen Trinkwasser aus dem See beziehen. 1990 seien 7,8 Millionen Tonnen Rohöl und Mineralölprodukte durch das Rohr geflossen. Nach Angaben der Umweltschutzorganisation gab es seit 1966 neun größere Zwischenfälle, bei denen bis zu 50 Tonnen Rohöl ausgetreten seien.

Richtfest am Tübinger Schloß

(lsw) Am Schloß Hohentübingen wurde am 7. November das Richtfest für den vierten Bauabschnitt der Generalsanierung gefeiert. Der Komplex umfaßt den Nord- und den Ostflügel sowie den Nordostturm. Auf 3800 Quadratmetern Nutzfläche werden das Archäologische und das Ägyptologische Institut, das Alt-orientalische Seminar mit 2000 Quadratmetern sowie auf 1800 Quadratmetern hauptsächlich im Rittersaal eine Schausammlung aus den umfangreichen und kostbaren Beständen vorwiegend der Altertumswissenschaften, aber auch der Völkerkunde und anderer Fächer untergebracht. Großenteils werden die Sammlungen dann erstmals der Öffentlichkeit zugänglich. Mit den Arbeiten war 1988 begonnen worden. Die Fertigstellung ist für Ende 1993 vorgesehen. Die Kosten sind auf 23 Millionen Mark veranschlagt.

Die 1078 erstmals genannte Burg wurde 1507 von Herzog Ulrich durch einen Neubau erweitert. Ulrich ließ die alte Burg dann von 1534 bis 1537 abbrechen und über den alten Zwinger die heutige vierflügelige Schloßanlage errichten. Innenausbau und Außenbastionen wurden 1606 fertig, aber 1647 bei der Sprengung des Südostturmes zerstört. Nach gründlichen Umbauten zog die Universität mit wechselnder Belegung – Klinikum, Bibliothek und Instituten – in den weiträumigen Komplex. Da am Schloß in seiner jahrhundertelangen Geschichte nie grundlegende Erhaltungsarbeiten vorgenommen wurden, befand es sich in den sechziger Jahren in einem sehr schlechten Bauzustand.

Mit der in seiner Geschichte ersten Sanierung und Restaurierung der Gesamtanlage wurde 1970 begonnen. Die erste Baustufe war bis 1972 der Umbau des Haspelturms für die Kulturwissenschaftler, und im zweiten folgte bis 1974 die Sanierung der Nordwestbastion. Die Instandsetzung des Süd- und des Westflügels im dritten Abschnitt als erster Teil der Generalsanierung dauerte von 1979 bis 1985.

Erinnerung an Stollenbau für Bodensee-Wasser

(SWP) Vor 25 Jahren ist mit seinem Bau begonnen worden, vor 20 Jahren ging er in Betrieb: der Albstollen der Bodensee-Wasserversorgung. Zwischen Veringendorf im Kreis Sigmaringen und Talheim im Kreis Tübingen unterquert die 24 Kilometer lange Röhre in bis zu 250 Metern Tiefe das Juragebirge der Schwäbischen Alb. Die Baukosten von rund 100 Millionen Mark haben sich bereits amortisiert, denn genauso viel Geld ersparte die unterirdische Leitung an Stromkosten für ein Pumpwerk.

Der Albstollen ist der technisch interessanteste Abschnitt der zweiten Bodensee-Wasserleitung. Durch ihn ist es möglich, daß das vom Untersee auf den exakt 689,5 Meter hohen Sipplinger Berg geförderte Wasser ohne weiteres Pumpen in den Mittleren Neckarraum und in den Norden Baden-Württembergs gelangt. Dadurch sparte der Zweckverband Bodensee-Wasserversorgung (BWV) seither 700 Millionen Kilowattstunden Pumpenstrom ein, womit sich der Stollen bereits bezahlt gemacht hat.

In den 20 Jahren seines Betriebs sind knapp zwei Milliarden Kubikmeter Wasser durch die 2,25 Meter dicke Röhre geflossen, vier Prozent des Bodensee-Inhalts und etwas mehr als ein Fünftel der Menge, die jährlich das Schwäbische Meer durchfließt. Diese zweite Bodensee-Trinkwasserleitung versorgt zusammen mit der 1958 eröffneten, über die Baar verlaufenden Leitung rund drei Millionen Menschen. Nicht von ungefähr wurden die Röhren mit Nabelschnüren verglichen, an denen der wirtschaftlich bedeutende Mittlere Neckarraum hängt.

Der Start zum Stollenbau war von Unkenrufen mancher Fachleute begleitet. Sie befürchteten Havarien durch den karstigen und erdbebengefährdeten Untergrund der Alb.

Begonnen wurde am 9. Dezember in Büttinau bei Veringendorf auf der Südseite der Alb. Dort bohrten und sprengten die Bergleute auf konventionelle Weise. Aber von der anderen Seite und von Schächten auf der Alb-Hochfläche aus erprobten die Inge-

nieure eine neue Technik. Sie verwendeten riesige Fräsen. Eine davon, ein Prototyp von Krupp, steht heute im Bochumer Bergbaumuseum.

Die Mannschaften arbeiteten in Zehn-Tage-Schichten, danach durften sie vier Tage ausruhen. Das Fräsen und Sprengen erwies sich als, wie vorausgesehen, schwieriges Geschäft. Unterschiedliche Gesteinsmaterialien und Druckverhältnisse sowie unterirdische Wasseradern sorgten immer wieder für Probleme. Der damalige Bauleiter Gerold Damm, jetzt Chef der BWV-Bauabteilung, war vor Ort, als an einem Sonntagmorgen der schlimmste Schlammeinbruch passierte. Zum Glück war in dem Moment gerade Schichtwechsel, kein Mensch befand sich unter Tage. Sonst hätte es eine Katastrophe gegeben.

Der Stollen hat sich bisher als sehr solide erwiesen. Selbst das schwere Erdbeben von 1978 konnte ihm nichts anhaben. Gefährdete Abschnitte erhielten eine elastisch gebettete Stahlrohrpanzerung. Ansonsten ist die Röhre mit Beton ausgekleidet. Sie hielt dicht: Von der Inbetriebnahme bis zum heutigen Tag mußte sie nie gewartet werden.

Die damaligen Arbeiter waren einheimische Kräfte, Bergleute aus dem Ruhrgebiet sowie wandernde Teams aus Österreich und Holland. Sie bildeten eine lose Vereinigung, die sich jährlich in Harthausen bei Bitz (Zollernalbkreis) trifft.

Der Glemswald als Landschaftsschutzgebiet?

(lsw) Der Schwäbische Albverein hat beim Regierungspräsidium Stuttgart gefordert, den Glemswald als Landschaftsschutzgebiet auszuweisen. Wie es in einer Mitteilung des Vereins heißt, solle das Waldgebiet zwischen den Städten Böblingen, Sindelfingen, Leonberg, Stuttgart und Waldenbuch eine Pufferzone bilden, in der der Lebensraum für gefährdete Tier- und Pflanzenarten erhalten bleibe.

Geänderter Zuschußmodus für Münster in Gmünd

(SZ) Die Zuschüsse des Landesdenkmalamtes für die Gmünder Münsterrestaurierung werden nicht nur gekürzt. Auch die Raten der Auszahlung wurden geändert. «Dadurch fehlen uns im Jahresetat 1992 über 400000 Mark», erklärte Münsterpfarrer Alfons Wenger. Da diese Entscheidung ihm erst Anfang September mitgeteilt wurde, zu einer Zeit, in der die Bauaufträge für 1992 längst vergeben sind, ist der Münsterpfarrer entsetzt.

Seit 1984 war die Münsterrestaurierung mit 40 Prozent gefördert worden. «Das bedeutete eine jährliche Bausumme von rund einer halben Million Mark», rechnete Architekt Hermann Hänle, Leiter der Gmünder Münsterbauhütte, vor. Damit konnte er planen, danach konnte er die Aufträge vergeben. Nun wurde ihm plötzlich gesagt, daß das Landesdenkmalamt die Mittel von bisher 40 auf 33 Prozent kürzt. Finanzierungsprobleme für die laufenden Maßnahmen sind vorprogrammiert.

Grund der überraschenden Wende der Finanzierungssituation ist ein Referentenwechsel im Landesdenkmalamt. Für Schwäbisch Gmünd ist seit kurzem Dr. Rainer Hussendörfer zuständig; er will auch für Gmünd den einheitlichen Fördersatz von 33 Prozent einführen. Damit soll der bisher gewährte «Mischsatz» von rund 40 Prozent verschwinden, der aus Maßnahmen mit 50 und 33 Prozent gebildet wurde, um die Handhabung zu vereinfachen.

Sicher ist, so der Münsterpfarrer, daß Schwäbisch Gmünd mit dem alten Satz besser gefahren ist. Das Argument von Dr. Hussendörfer, in Ulm werde der 33-Prozent-Satz auch akzeptiert, versucht Pfarrer Wenger mit dem Hinweis zu entkräften, daß im Ulmer Münster beträchtliche Einnahmen durch die Turmbesteigung vorhanden sind, die in Gmünd fehlen, weil überhaupt keine Türme vorhanden sind. Vorsorglich hat er gegen die Stuttgarter Entscheidung Widerspruch eingelegt.

Härtsfeld: Einwände gegen Schutzgebiet

(STZ) Die Ankündigung des Regierungspräsidiums Stuttgart, auf dem Härtsfeld, dem östlichsten Zipfel der Schwäbischen Alb, kreisübergreifend weitere Natur- und Landschaftsschutzgebiete auszuweisen, löst im Landkreis Heidenheim und im Ostalbkreis nicht nur Freude aus. Allgemein wird damit gerechnet, daß es einige Einsprüche geben wird. Zu einem wichtigen Diskussionsthema könnte dabei die Absicht des «Vereins Härtsfeld Museumsbahn» werden, die 1972 stillgelegte legendäre «Schättere», die aus dem Jahr 1901 stammende Schmalspurbahn, wieder als Museumsbahnle durch das Härtsfeld fahren zu lassen.

Das Regierungspräsidium will mit dem geplanten Landschaftsschutzgebiet die bestehenden Landschaftsschutzgebiete «Egautal und Katzensteiner Tal mit angrenzenden großflächigen Geländeteilen» im Kreis Heidenheim und das Landschaftsschutzgebiet «Klosterberg Neresheim» im Ostalbkreis zu einem zusammenhängenden großflächigen Schutzgebiet verbinden und so den reizvollen Talraum und die bewaldeten Steilhänge mit ihren romantischen Felsvorsprüngen schützen. Die «Zwing», ein typisches Trockental, soll unter Naturschutz gestellt werden, damit die landschaftlich reizvoll gelegenen Wacholderheiden und Kalkmagerrasen erhalten bleiben. Ein besonderer Pflegeplan, der auch die Schafbeweidung sicherstellen soll, wird noch erarbeitet.

Mit diesen Zielen können sich viele Bewohner des Härtsfelds, das betont auch der Dischinger Bürgermeister Bernd Hitzler, durchaus identifizieren. Ärger gibt es vielmehr um die verordneten Einschränkungen, so ein Bau- und Fahrverbot. Hitzler hat beim geplanten Naturschutzgebiet «Fliegenberg» auf Dischinger Gemarkung den bevorstehenden Kampf bereits vorexerziert. Als er sich für die Belange des «Deutschen Hängegleiter-Clubs» einsetzte, der eine Teilfläche des Fliegenbergs weiter nutzen wollte und seine Gegner mit der Frage «Wer schützt uns vor den Na-

turschützern?» provozierte, löste er eine heftige kontroverse Diskussion in der Lokalzeitung aus.

Von der Neresheimer Stadtverwaltung wird bestätigt, daß auch hier die Verordnung des Regierungspräsidiums nicht in allen Punkten auf Gegenliebe stößt. Auf jeden Fall will die Stadtverwaltung sicherstellen, daß der geplanten Museumsbahn nicht durch die Verordnung rotes Licht signalisiert wird. Die Trasse von Neresheim nach Dischingen würde Teile der geplanten Schutzgebiete tangieren. Dabei ist noch nicht einmal sichergestellt, wer die Wiedereinrichtung der Schmalspurbahn und den Betrieb der «Schättere» am Ende finanzieren soll. Der 1985 gegründete Verein «Härtsfeld Museumsbahn» ist allerdings außerordentlich aktiv. Es wurden schon Mitglieder als Triebwagenführer ausgebildet.

«Wald nicht als Mülleimer mißbrauchen»

(lsw) Mit großer Sorge blicken die Waldschützer auf die Müllmengen, die jedes Jahr auf den Deponien in den Wäldern abgeladen werden. Der Landesvorsitzende der «Schutzgemeinschaft Deutscher Wald» in Baden-Württemberg, Ventur Schöttle, bezeichnete die Situation auf einer Pressefahrt am 19. Dezember nach Vaihingen als «dramatisch». Er forderte daher gesetzliche Vorgaben zur Müllvermeidung und zur Wiederverwertung von Wertstoffen.

Die Gesamtabfallmenge im Land habe im Jahr 1990 rund 49 Millionen Tonnen betragen. Das entspräche einem Pro-Kopf-Aufkommen von 526 Kilogramm Haus-, Sperr- und Gewerbemüll im Jahr. Davon würde der überwiegende Teil auf den rund 550 Deponien im Land entsorgt. Für diese Deponien sind oder müßten noch insgesamt fast 1900 Hektar Wald gerodet werden. Schöttle: «Wir Waldschützer wehren uns dagegen, daß der Wald weiter der Abfalleimer unserer Wegwerfgesellschaft bleibt.»

Rheinstahlhalle bleibt als Rumpf erhalten

(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat als höhere Denkmalschutzbehörde den Antrag der Landeshauptstadt auf Teilabriß der Rheinstahlhalle genehmigt. Die unter Denkmalschutz stehenden Teile des 1923 im Stile des Expressionismus und der neuen Sachlichkeit errichteten Gebäudes müssen jedoch erhalten bleiben.

Im Rahmen der städtebaulichen Neukonzeption für ein Dienstleistungszentrum Pragsattel («City Prag») hatte die Stadt Stuttgart ursprünglich beantragt, den Totalabriß der Halle zu genehmigen. Dieser Vorstellung ist das Regierungspräsidium aus Gründen des Denkmalschutzes entgegengetreten. Die Stadt hat nach einer nochmaligen Prüfung ihren Abbruchantrag reduziert. Die Rheinstahlhalle ist erhaltungsfähig und, wie auch der von der Stadt durchgeführte Ideenwettbewerb «City Prag» gezeigt hat, auch im Rahmen der beabsichtigten Neuordnung des Areals mit den städtebaulichen Zielvorstellungen vereinbar.

Allein von den acht im Rahmen des Wettbewerbs ausgezeichneten bzw. angekauften Arbeiten gehen drei vom vollständigen Erhalt dieses Kulturdenkmals aus. Mehrere der ausgezeichneten Arbeiten entwickeln aus der speziellen Situation des Pragsattels ein städtebauliches Konzept, indem sie sich die historische und gestalterische Prägnanz des Rheinstahlwerkes zunutze machen. In diesen Arbeiten wird die Rheinstahlhalle erhalten und bildet das historische Herzstück des neuen Dienstleistungszentrums. Damit hat sich gezeigt, daß der Erhalt der Halle nicht nur mit den städtebaulichen Zielvorstellungen zu vereinbaren ist, sondern daß darüber hinaus sich bei Erhalt des Fabrikbaus, der an die ursprüngliche Bestimmung des Areals erinnert und eine überregional bedeutsame architekturhistorische und künstlerische Attraktion darstellt, innerhalb des neuen Dienstleistungszentrums ein städtebaulich interessantes Miteinander ergeben wird. Mit der Genehmigung zum Teilabriß,

die zugleich zum Erhalt der denkmalgeschützten Teile verpflichtet, kann somit den Belangen des Denkmalschutzes wie auch dem Bestreben der Stadt nach Neugestaltung des Areals Rechnung getragen werden.

Im zu erhaltenden denkmalgeschützten Teil der Halle beabsichtigt die Stadt Stuttgart, vorübergehend Container für die Unterbringung von Asylbewerbern aufzustellen.

Die Ulme ist der Baum des Jahres 1992

(PM) Für das Jahr 1992 ist die Ulme zum «Baum des Jahres» auserkoren worden. Die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald wird deshalb der Ulme ihre besondere Aufmerksamkeit widmen und versuchen, diese Baumart in den Mittelpunkt der Öffentlichkeitsarbeit zu stellen. Leider ist die Ulme durch den seit 1918 auftretenden Blaufäulepilz in ihrem Bestand bei uns stark gefährdet und vom Aussterben bedroht.

Wegen ihres vielfältig verwendbaren Holzes spielten die Ulmen in der Vergangenheit eine bedeutende Rolle in unseren Wäldern. Alte Verwendungen waren Furniere, Möbel («Rüster»), Räder, Felgen, Drechslerwaren, Schnitzerholz und Parkett. Daneben wurde sie zur Gestaltung von Parks und Gärten gepflegt und vermehrt.

Der forstliche Anbau der Ulme ist wegen des seit 1918 sich ausbreitenden Ulmensterbens weitgehend eingestellt worden. Dieses Ulmensterben hat seine Ursache in der Infizierung mit einem Bläuepilz, der durch den Ulmensplintkäfer – einen Borkenkäfer – übertragen wird. Nach Infizierung einer Ulme stirbt der Baum binnen weniger Monate ab. Die Züchtung resistenter Ulmenarten verspricht wenig Erfolg. Es bleibt zu hoffen, daß die Ulmen bei uns in Mitteleuropa nicht vollständig absterben.

Wer sich genauer über die Ulme informieren will, kann gegen Einsendung von 1,- DM für Portokosten ein farbiges Infoblatt bei der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Landesverband Baden-Württemberg, Kernerplatz 10, 7000 Stuttgart 1, anfordern.

Rotkehlchen ist Vogel des Jahres 1992

(dpa) Das Rotkehlchen, Europas Singvogel mit dem wehmütigsten Gesang, ist zum «Vogel des Jahres 1992» erkoren worden. Damit hat der Deutsche Naturschutzbund diesmal nicht eine stark bedrohte Art wie zuletzt das Rebhuhn, sondern einen der häufigsten Sänger in den Blickpunkt gerückt. Der etwa sperlingsgroße graze Vogel mit der roten Frontpartie von Stirn bis Oberbauch ist praktisch in allen Lebensräumen mit Busch und Wald, Hecken und Gärten von der Küste bis zur Baumgrenze im Hochgebirge verbreitet. Er fehlt nur im baumfreien Kulturland und in verbauten Stadtgebieten. Aber selbst solch eine häufige Art leidet unter menschlichen Einflüssen. Vor allem Monokulturen von Stangenhölzern wie Fichtenwäldern, aber auch sauber herausgeputzte Gärten und Parks mit kurzrasierten Hecken und sterilem Rasen schränken den Lebensraum der Rotkehlchen ein. Deshalb, so der Naturschutzbund, müßten die Wälder wieder aus standortheimischen Gehölzen bestehen und die Rasen zu Blumenwiesen mit reichem Insektenleben werden.

Angesichts der geringen Lebenserwartung von meist nur einem Jahr werden in oft zwei Jahresbruten bis zu sieben Eier ausgebrütet. Die Nahrung des im Volksmund auch Rotbart, Rotkröpfchen, Kehlrotchen, Rotkropf, Winterrötlein oder Backöfelchen genannten Tieres besteht vor allem aus Insekten, aber auch aus Eichelstücken und sogar kleinen Fischen. Der perlende, metallische Gesang des Rotkehlchens erreicht zwischen tiefen und hohen Motiven eine erstaunliche Klangbreite von 1,5 bis 13 Kilohertz. Unterschiedlichen Schätzungen zufolge brüten in Deutschland bis zu 5,5 Millionen Paare. Die mit den Nachtigallen verwandte Art aus der Familie der Erdsänger kommt vom Polarkreis bis nach Marokko und Sibirien vor.

Sanierung des Stifts kommt unerwartet teuer

(epd) Das teuerste Bauvorhaben in der Geschichte der württembergischen Landeskirche wird noch teurer als geplant: Die durchgreifende Sanierung des jahrhundertealten Tübinger Stifts, die international bekannte Ausbildungsstätte evangelischer Theologiestudenten, wird rund eine Million Mark mehr kosten als veranschlagt und mit insgesamt knapp 23 Millionen Mark zu Buche schlagen. Das wurde auf Anfrage beim Stuttgarter Oberkirchenrat bestätigt. Als Gründe für die knapp fünfprozentige Baukostensteigerung wurden Brandschutzaufgaben und nicht voraussehbare zusätzliche Arbeiten genannt. Nach über einjährigem Umbau konnten im Dezember 1991 60 Zimmer im Nord- und Westflügel bezogen werden. Da Küche und Speisesaal, Heizung und Lehrsäle ebenfalls fertig sind, kann die Studienarbeit im Stift wieder beginnen. Der bauleitende Tübinger Architekt Peter Danner ist zuversichtlich, daß das 1536 gegründete Wohn- und Studienhaus Ende 1992 wieder ganz zur Verfügung steht.

Das Stift war bereits zwischen 1792 und 1800 und erneut von 1913 bis 1919 renoviert worden. Die gegenwärtige dritte Sanierung des ehemaligen Augustiner-Eremitenklosters wird für die Landeskirche, die seit 1928 die alleinige Baulast für das Stift hat, besonders wegen des angestauten Nachholbedarfs so kostspielig. Nach Beginn der Arbeiten wurde teilweise eine so schlechte Bausubstanz festgestellt, daß für einige Bauteile in wenigen Jahren Einsturzgefahr drohte. So fand man Balken, denen die Auflage fehlte, und Mauern ohne Fundamente; am Nordflügel war das unter Putz liegende alte Fachwerk angefault.

Das in seiner Art einmalig gebliebene «Tübinger Stift» hatte der württembergische Reformationsherzog Ulrich 1536 errichtet, um eine evangelische Pfarrer- und Beamtschaft heranzubilden. Begabte Landeskinder wurden hier unabhängig von ihrer sozialen Herkunft gefördert; sie konnten bis zu neun Semester kostenlos im

Stift leben und arbeiten. Betreut und weitergebildet wurden sie von wissenschaftlichem Begleitpersonal. Die Bedeutung des Stifts für die Verankerung des evangelischen Glaubens in Württemberg kann kaum überschätzt werden; die Ausbildungsstätte trug mit dazu bei, daß das kleine und lange in seiner Existenz bedrohte Herzogtum zeitweise die führende Rolle unter den evangelischen Reichsständen übernahm und weit über Deutschland hinaus wirkte.

«Beschleunigungsgesetz» trifft auf Widerstand

(lsw) Gegen das geplante Landesgesetz zur «Beschleunigung von Maßnahmen zur Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur» hat der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg protestiert. Sein Vorsitzender Michael Hassler kritisierte im Dezember in Stuttgart vor Journalisten, die Landesregierung wolle das Gesetz in einer «Nacht-und-Nebel-Aktion» noch in dieser Legislaturperiode durchpeitschen. Der Verband fordere eine schnellstmögliche Expertenanhörung zu diesem Thema. Hassler: «Es geht darum, unsere Umwelt vor Schaden zu bewahren.»

Das von Verkehrsminister Schäuble (CDU) vorgelegte «Beschleunigungsgesetz» hat das Ziel, das Straßengesetz, das Landeseisenbahngesetz und das Landesenteignungsgesetz «zum Zwecke der Beschleunigung» zu ändern. Nach Meinung der Umweltschutzorganisationen werden dabei die Mitspracherechte der Bürger bei wichtigen Entscheidungen, zum Beispiel im Straßenbau, erheblich beschnitten. So habe eine Klage über ein Bauprojekt keine aufschiebende Wirkung mehr, – selbst gravierende Mängel könnten lediglich durch eine Planergänzung «geheilt» werden, erläuterte Hassler. Bei Vorhaben, die eine bestimmte Kostengrenze unterschreiten, würde fortan eine Umweltverträglichkeitsprüfung nicht mehr zwingend notwendig sein. Hassler: «Das Recht der Bürger auf einen natürlichen Lebensraum wird hier mit Füßen getreten.»

Im Gegensatz zu der Beschleunigungs-Regelung auf Bundesebene sei der Gesetzentwurf der Landesregierung auch nicht zeitlich befristet, sagte der Vorsitzende. Der 500000 Mitglieder zählende Landesnaturschutzverband kündigte an, dieses Thema in den Wahlkampf zu tragen. Hassler: «Notfalls gehen wir damit bis vor das Verfassungsgericht.»

Dialekt-Wörterbuch fürs Elsaß erschienen

(lsw) Ein Dialektwörterbuch mit 18000 Wörtern auf Elsässisch, Deutsch und Französisch ist jetzt in elsässischen Buchhandlungen erhältlich. Verfasser des 968-Seiten-Bandes sind der ehemalige Präfekt des Oberelsaß, Claude Guizard, und der Schweizer Diplomingenieur Jean Speth. Die Wörter, zu denen Begriffe wie »dr Nixschaffer«, «Nachgeschwisterkind» (Nachgeschwisterkind) und »niffe« (flennen) gehören, sind in den drei Sprachen alphabetisch geordnet. Das Wörterbuch ist also auch für Franzosen und Deutsche als Nachschlagewerk geeignet. Die Zusammenarbeit mit dem Computerfachmann ermöglichte eine systematische Einordnung in die drei Sprachregister.

Die Verfasser hatten Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung, da sie ober- und unterelsässische Dialekt-Unterschiede berücksichtigen mußten. Außerdem ist Elsässisch nur eine gesprochene Sprache mit Hochdeutsch als schriftlicher Ausdrucksform. Nach Angaben Guizards wurde in den meisten Fällen die dem Deutschen ähnlichste Schreibweise gewählt. Guizard hat bereits vor zwei Jahren ein ähnliches Wörterbuch mit mundartlichen Redewendungen mit dem Titel «Tresor Dialectal» herausgegeben. Darin erfährt man, daß im Münstertal Weihnachten «Brennwidanowa» genannt wurde, weil in früheren Zeiten am 24. Dezember Holzscheite verbrannt wurden.

Umwelthilfe warnt: Kies reicht höchstens 70 Jahre

(STZ) Die Kiesvorräte im Bodenseegebiet sind in spätestens 70 Jahren erschöpft, wenn der Verbrauch von Kies und Sand im gegenwärtigen Umfang fortgesetzt wird. Diese Voraussage hat die in Radolfzell ansässige Deutsche Umwelthilfe gemacht. Angesichts des Baubooms in Deutschland, Österreich und der Schweiz sei die Nachfrage ungebrochen, heißt es in einer Mitteilung der Organisation. Bei einer Sitzung hätten Vertreter der Naturschutzverbände am Bodensee die Befürchtung geäußert, daß die Bodenseelandschaft noch mehr als bisher verändert werde. Bei der Beratung des Bodensee-Umweltprojekts regten die Naturschützer an, den Abbau in den Nachbarländern gegenseitig abzustimmen, um auf diese Weise die grenzüberschreitenden Begehrlichkeiten einzudämmen. Sie sehen auch Grundwasser gefährdet, wenn immer mehr Deckschichten abgetragen würden, so daß Pestizide und Düngemittel rascher in den Untergrund sickern können. Die Naturschützer wehren sich entschieden dagegen, daß selbst die für die Bodenseelandschaft typischen Drumlinhügel, die in der Eiszeit entstanden sind, auf ihren Vorrat an Kies geprüft werden sollen. Kiesfirmen sollen Mitarbeiter des Geologischen Landesamts zu solchen Untersuchungen aufgefordert haben. Die Naturschutzverbände dringen darauf, Baustoffe noch mehr als bisher durch Wiederaufarbeitung zu gewinnen.

Abtei Lorsch ist Teil des Weltkulturerbes

(PM) Mit der Abtei Lorsch hat die UNESCO das älteste vollständig erhaltene Baudenkmal Deutschlands aus nachrömischer Zeit in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Die um 800 erbaute Torhalle des Klosters hat elf Jahrhunderte, zahllose Wirren und Kriege unversehrt überstanden und stellt heute ein einzigartiges Zeugnis der karolingischen Renaissance dar. Das Kloster Lorsch

fehlt in keiner kunstgeschichtlichen Darstellung.

Gegründet wurde die Abtei während der Regierungszeit des fränkischen Königs Pippin, des Vaters von Karl dem Großen. Der Besitz des Klosters dehnte sich bald von den heutigen Niederlanden bis in die heutige Schweiz aus. Die Bibliothek gehörte zu den umfangreichsten des frühen Mittelalters und barg viele kostbare Handschriften, die heute zum größten Teil im Vatikan aufbewahrt werden.

Im 13. Jahrhundert verlor die Abtei die führende Rolle, die sie bis dahin in der Reichspolitik gespielt hatte. In der Reformation wurde das Kloster aufgehoben, im Dreißigjährigen Krieg weitgehend zerstört, und danach wurden die alten Anlagen vorwiegend als Steinbruch genutzt.

Heute stehen noch große Teile der ehemaligen Ringmauer, drei Joche der Klosterkirche und eine aus späteren Jahrhunderten stammende Scheune, in der die Bauern ihren Zehnten abzuliefern hatten. Komplett erhalten ist lediglich die Torhalle, die bisweilen auch als Königshalle bezeichnet wird und während der Blütezeit der Abtei als Empfangsraum und Gerichtssaal diente.

Antike, germanische und byzantinisch-orientalische Architektur verschmelzen in ihr zu einer Einheit, die den Schriftsteller Werner Bergengruen an einen «Märchenvogel aus einem fremden, versunkenen Land» erinnerte.

Heimattage 1993 in Öhringen

(lsw) Die Heimattage 1993 des Landes Baden-Württemberg finden in Öhringen statt. Die Stadt bietet mit ihrem historischen Marktplatz, dem Limes und zwei Kastellen aus der Römerzeit genügend geschichtsträchtigen Boden, um die Heimattage auszurichten. Bei den damit verbundenen Ausstellungen werde sich auch der ländliche Raum darstellen. Heimattage werden alljährlich am zweiten September-Wochenende in einer Stadt der vier Regierungsbezirke veranstaltet.

Hundert Kilometer Überschwemmungsgebiete

(lsw) Im Kreis Göppingen sind jetzt Überschwemmungsgebiete in einer Länge von über 100 Kilometer ausgewiesen. Dies teilte am 14. Januar das Landratsamt mit. In den Gebieten darf ohne Genehmigung nichts verändert werden. Sie sollen nach starken Niederschlägen die Wassermengen aufnehmen, um Hochwasserschäden zu vermeiden. Weil Talauen und Wiesenflächen in der Nähe von Gewässern in den vergangenen Jahren immer mehr überbaut, eingezäunt oder aufgeschüttet worden sind, floß das Wasser nach starken Regenfällen immer stärker ab und hatte nicht mehr genügend Raum zur langsamen Versickerung.

«Rasche Zerstörung der Ozonschicht»

(STZ) Die schützende Ozonschicht in der oberen Erdatmosphäre wird schneller zerstört, als bisher angenommen worden ist. Durch den Ausstoß von Gasen wandelt sich auch das Klima rascher als erwartet. Luft und Wasser erwärmen sich, und die Stürme nehmen zu. Das stellten Wissenschaftler bei einer zweitägigen Anhörung der Enquete-Kommission des Bundestages übereinstimmend fest. Es bestehe deshalb sofort Handlungsbedarf, erklärte anschließend der Kommissionsvorsitzende Klaus Lippold (CDU). Es sei höchst alarmierend, was sie gehört habe, sagte seine Stellvertreterin Liesel Hartenstein (SPD). Umgehendes Handeln im Klimaschutz, so die FDP-Abgeordnete Marita Sehn, sei unerlässlich. Als Skandal wertete es Lippold, daß das Londoner Protokoll zur Verminderung von ozonerstörenden Fluorchlorkohlenwasserstoffen (FCKW) nicht Anfang dieses Jahres in Kraft getreten sei. Statt der erforderlichen 20 Staaten hätten es nur 16 ratifiziert. Lippold teilte mit, daß der Ozonschleier in einzelnen Regionen um 10 bis 15 Prozent dünner geworden sei.

Ökologischer Konflikt im Steinbruch Fischer

(STZ) Diejenigen, um die es geht, nämlich Krotten und Unken, Molche und Echsen, liegen noch friedlich im Winterschlaf. Doch dafür streiten sich die Menschen um so heftiger, was mit dem Amphibien- und Reptilienrefugium im ehemaligen Steinbruch Fischer zwischen dem Waiblinger Stadtteil Beinstein und Großheppach künftig geschehen soll. Die Naturschützer wollen unisono die Idylle so lassen, wie sie ist, der Steinbruchbesitzer hat einen Antrag auf Teilauffüllung beim Landratsamt laufen und jetzt sogar mehr als bloße Schützenhilfe vom Wasserwirtschaftsamt erhalten; dort nämlich will man aus Gründen des Grundwasserschutzes die ganze «Wunde» heilen, sprich: das gesamte Areal soll aufgefüllt werden. Damit greift in diesem Fall nicht die schon klassische Frontenstellung «Ökologie oder Ökonomie», sondern es sind, um mit Waiblingens Bürgermeister Hans Wössner zu sprechen, «reine Ökologie-Konflikte».

In dem Steinbruch wurde vom Beginn der 20er Jahre bis Ende der Fünfziger abgebaut. Dann blieb das Terrain sich selbst überlassen und wurde von der Natur zurückerobert, zumal Tümpel und Teiche, aber auch Flachwasserzonen und trockene Steilhänge ideale Bedingungen boten. Vor etlichen Jahren dann wollte der Steinbruchbesitzer das Areal, das sich in einem Landschaftsschutzgebiet befindet, auffüllen lassen, bis damit jedoch beim Kreis auf Granit. In der Teilauffüllung bot sich dann ein Kompromiß an, den der Beinsteiner Ortschaftsrat befürwortete.

Doch in der Waiblinger Rathauszentrale hatte man bereits Gefallen an dem «Biotop aus zweiter Hand» gefunden und war gemäß einem Antrag der Alternativen Liste sogar bereit, als Käufer aufzutreten. Und als der Umweltbeirat der Stadt über dem Thema brütete, zeigte sich erneut, daß zur Lobby der Tier- und Pflanzengesellschaft im Steinbruch Fischer nicht nur die Naturschützer zählen, sondern daß die Biotopsverfechter bis in der höchsten Verwaltungsetage zu suchen sind. Bei einer Teilauffül-

lung, so Bürgermeister Wössner, wäre der Grundwasserschutz auch nicht gewährleistet, und im übrigen sei in den zurückliegenden drei Jahrzehnten ja auch nichts passiert. Steinbruchbesitzer Ludwig Fischer hält die Teilauffüllung für unverzichtbar, um einen oberen Randweg zu stabilisieren, der vor 30 Jahren schon einmal habe verlegt werden müssen und von Rutschung bedroht sei.

Weniger organische Schadstoffe in Flüssen

(lsw) Einen teilweise erheblichen Rückgang der Belastung der baden-württembergischen Fließgewässer mit organischen Schadstoffen hat die Karlsruher Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) registriert. Nach Behördenangaben vom 19. Dezember ist eine Auswertung einer zehnjährigen umfangreichen Meßreihe jetzt in dem Bericht «Organische Mikroverunreinigungen in den Fließgewässern in Baden-Württemberg» zusammenfassend dokumentiert und bewertet worden. Die Gesamtentwicklung der Fließgewässerbelastung im Südwesten wird von der LfU als «positiv» bezeichnet.

Eine deutliche Reduktion sei vor allem bei den leichtflüchtigen organischen Verbindungen sowie bei den polyzyklischen und aromatischen Kohlenwasserstoffen (PAK) und den Pestizidgehalten im Rhein erzielt worden. Als noch zu hoch wird die Belastung mit absorbierbaren organischen Halogenverbindungen (AOX) im Rhein ab Straßburg angesehen. Hier sei die Umstellung der Zellstoffproduktion auf umweltgerechtere Produktionsverfahren dringend erforderlich, hieß es. Zur Vermeidung einer weiteren Eintragung von Pestiziden in die Gewässer sollte nach Angaben der Experten deren Gebrauch in der Landwirtschaft noch weiter reguliert werden. In diese Richtung ziele bereits das Anwendungsverbot, das seit Frühjahr 1991 für das Pflanzenschutzmittel Atrazin und eine Reihe weiterer Pestizide gelte, heißt es in der Mitteilung.

Bereits seit 1962 wird der Gütezustand der Fließgewässer im Lande überwacht. Seit 1981 untersucht die Landesanstalt für Umweltschutz Wasserproben hauptsächlich von Rhein, Neckar und Donau zusätzlich auch auf organische Mikroverunreinigungen. Die LfU-Untersuchungen umfassen unterschiedliche organische Stoffklassen mit rund 90 Einzelsubstanzen.

Veranstaltungen zum Landesjubiläum

(lsw) Mit einem Festakt im Württembergischen Staatstheater und einem Bürgerempfang am 25. April 1992 wollen Landtag und Landesregierung die Feierlichkeiten zum 40jährigen Landesjubiläum beginnen. Bereits am Vorabend des Jubiläumstages laden Landtag und Regierung zu einer festlichen Ballett-Gala ins Große Haus des Staatstheaters ein.

Eine Wanderausstellung unter dem Titel «Parlament im Wandel» – Eröffnung im Juni 1992 – soll an die Anfänge der politischen Arbeit in den Nachkriegsjahren erinnern. Dabei sollen auch die Schwierigkeiten, mit denen der neugeschaffene Südweststaat zu kämpfen hatte, anschaulich dokumentiert werden. Für den Herbst des Jubiläumjahres ist eine Veranstaltung mit den Parlamenten der Regionen zum Thema «Rolle und Perspektiven der Regionalparlamente im künftigen Europa» vorgesehen.

Das viertägige «Fest der Jugend» im September 1992 soll mit Musik, Tanz, Kabarett und Gesprächsrunden «originell» umgesetzt werden. Eröffnet werden soll das Fest durch eine Diskussion mit Jugendlichen im Plenarsaal des Landtags. Zum Internationalen Frauentag am 8. März des Jahres werde der Landtag in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung eine Publikation über die Parlamentarierinnen aus dem deutschen Südwesten seit der Einführung des Frauenwahlrechts im Jahre 1919 herausbringen.

Sanierungsprogramm für überdüngte Gewässer

(swp) Vor zwei Jahren erarbeitete das Regierungspräsidium Tübingen ein Programm zur Sanierung von 32 besonders sanierungsbedürftigen Seen und Weihern. Zunächst ließ die Behörde den Zustand der Gewässer untersuchen; denn nach Auffassung von Wasserbiologie-Professor Otto Klee bedarf es genauer Diagnosen, um eine Therapie entwickeln zu können. Ein Rezept aller See-Doktoren ist gleich: Man muß etwas tun, um den Schadstoffeintrag so gering wie möglich zu halten.

Seit 30 Jahren werden die Gewässer im landwirtschaftlich geprägten Oberschwaben mit Gülle geradezu überschwemmt. Der Grund ist die Umstellung in den Bauernhöfen vom Trocken- zum Schwemmist. Der flüssige Dünger gelangt vor allem, wenn er zur falschen Zeit und unsachgemäß ausgetragen wird, über Zuflüsse in die Seen. Dazu kommen noch schlecht oder überhaupt nicht geklärte Abwässer von Weilern und Einzelgehöften.

Unter der Flut von Nährstoffen leidet auch der nur vier Hektar große Bibersee bei Blitzenreute im Kreis Ravensburg, der wegen seiner Form und Schönheit auch «Auge Gottes» genannt wird. Das umliegende Gebiet ist fruchtbares Land, aus dem die Bauern mit immer höheren Düngergaben mehr und mehr herauszuholen versuchten. So gelangten jährlich rund sieben Kilo Phosphor in den See, das den schädlichen Algenwuchs beschleunigt. Der Wissenschaftler und Doktorand Peter Hering errechnete, aus einem Kilo Phosphor könnte eine Tonne Algen entstehen. Auf dem Seegrund liegt Hering zufolge eine Altlast von 200 bis 300 Kilogramm Phosphor. Wenn dieser Schlamm aufgewirbelt wird, infiziert sich der See selbst.

Als Erste Hilfe für den Bibersee hat das Ravensburger Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz eine Ringleitung um das Gewässer gelegt. Das 30000 Mark kostende Rohrsystem fängt belastendes Wasser ab. Es wird zunächst in den Ablauf des Sees eingeleitet. Doch ein ferneres Ziel der

Gewässerschützer ist es, dafür zu sorgen, daß nährstoffreiche Brühe erst gar nicht mehr entsteht.

Durch Verträge mit den Landwirten erreichten die Behörden, daß ein Drittel des 60 Hektar großen Einzugsgebiets aus der intensiven Landwirtschaft herausgenommen wird. Düngegerater sagen den Bauern, wie sie ihre Gülle einsetzen können, ohne daß das Oberflächen- und Grundwasser belastet wird. Dies ist für Otto Klee das Entscheidende. «Wenn uns die Landwirtschaft nicht hilft, ist diese ganze Geschichte vergeblich», meint er. Klee gilt als einer der erfahrensten Wasserbiologen. Der Beamte des Regierungspräsidiums Tübingen war schon zu der Rettung des Federsees eingeschaltet worden. Vor drei Jahren half er, den Stadtsee von Bad Waldsee zu sanieren. Mit einer Tiefenwasserableitung, die nach wie vor einzigartig in Deutschland ist, zog er die schwefelige Brühe vom Grund des Sees ab. Zugleich wurde die Schmutzfracht des Urbachs vermindert, der den See speist. Seither können die Bad Waldseer in dem einst übelriechenden Wasser wieder baden.

Gefährlich für die natürlichen Seen und künstlichen Weiher Oberschwabens ist auch ein zu großer Fischbestand. Schuld daran sind häufig die Fischzüchter, die zu viele Jungtiere einsetzen. Manche Arten nützen aber auch eine Lücke im Reproduktionssystem und breiteten sich explosionsartig aus, sagt Diplombiologe Peter Dehus vom Landesfischereiverband Südwestdeutschland-Hohenzollern. Im Buchsee konnte sich so der amerikanische Sonnenbarsch vermehren. Inzwischen hat der Pächter mit einer biologischen Waffe reagiert: Er setzte Hechte ein, die die Sonnenbarsch-Population dezimieren.

Nach nunmehr zweijähriger Laufzeit des Aktionsprogramms liegen Untersuchungsergebnisse von 13 ober-schwäbischen Seen vor. Für fünf Seen arbeiten die Wissenschaftler an einem Sanierungskonzept, unter anderem für den Alten Weiher der Gemeinde Altshausen. Der im Jahre 1276 von Rittern des Deutschen Ordens angelegte Weiher droht zu verlanden. Ursprünglich war er 75

Hektar groß, jetzt umfaßt seine Wasserfläche nur noch zehn Hektar. Eine immer wiederkehrende Algenblüte zeigt an, daß auch dieser Weiher überdüngt ist.

Marbach-Crailsheim: Es geht elektrisch voran

(lsw) Auf der Eisenbahnstrecke Marbach-Backnang-Crailsheim soll es von 1995 an elektrisch vorwärtsgehen. Ein entsprechender Vertrag wurde am 9. Dezember in Schwäbisch Hall vom baden-württembergischen Verkehrsminister Thomas Schäuble und Bundesbahnchef Heinz Dürr unterzeichnet. Beide werteten das Abkommen zwischen Land und Bahn als «wichtigen verkehrs- und umweltpolitischen Meilenstein für die Standortattraktivität der gesamten Region». Von den veranschlagten 100 Millionen Mark Gesamtkosten wird Baden-Württemberg die Hälfte übernehmen.

Nach der Elektrifizierung der 81 Kilometer langen Strecke kann die Bahn von Stuttgart bis Nürnberg durchgehend elektrische Lokomotiven einsetzen und so die Fahrzeit zwischen den genannten Städten um bis zu 25 Minuten verkürzen. Schäuble unterstrich, kein anderes Bundesland habe sich aus verkehrs- und umweltpolitischen Gründen in den vergangenen Jahren materiell und ideell so stark für die Schiene engagiert wie Baden-Württemberg. Ohne die jetzt für die Murraltbahn bereitgestellten 50 Millionen Mark wendete das Land nach Ministeriumsangaben in den vergangenen sieben Jahren für Elektrifizierungsmaßnahmen der Bahn rund 215 Millionen Mark an direkten Investitionen und Zinszuschüssen auf.

Die durchgehende Elektrifizierung von Stuttgart bis Nürnberg wird sich nach Auffassung von Experten besonders positiv für den Schienenverkehr nicht nur in Richtung Bayern, sondern darüber hinaus nach Thüringen und Sachsen auswirken.

Neues Naturschutzgebiet als Zankapfel

(STN) Einige wenige Brutpaare des stark gefährdeten Braunkehlchens haben sich entlang des Krebsbaches bei Ehningen ihr Nest eingerichtet. Auch der Teichrohrsänger und die Graumammer tummeln sich im Röhricht. Um bedrohte Tier- und Pflanzenarten zu retten, will das Regierungspräsidium Stuttgart die Krebsbachaue als Naturschutzgebiet ausweisen. Doch bei der Gemeinde Ehningen stößt das Projekt auf wenig Gegenliebe. Nach Ansicht von Bürgermeister Hans Heinzmann sind die Naturschützer weit «übers Ziel hinausgeschossen». Mit rund 100 Hektar sei das künftige Naturschutzgebiet viel zu üppig geraten.

Der Bürgermeister will sich vor allem eine Erweiterung der Sportanlage «Schalkwiesen» offenhalten. Das Gelände grenzt direkt an das geplante Naturschutzgebiet. «Es gehört mit seinen Röhrichtflächen sogar zum Kernbereich», betont Jörg Mauk von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart. Die Gemeinde Ehningen verweist dagegen darauf, daß eine Erweiterung der Sportstätten bereits im Anfang der achtziger Jahre genehmigten Flächennutzungsplan vorgesehen ist. Davon will sich Bürgermeister Heinzmann auch nicht abbringen lassen.

Die Gemeinde hat deshalb ein Gutachten in Auftrag gegeben. Damit will sie im demnächst anlaufenden Auslegungsverfahren ihre Bedenken gegen das Naturschutzgebiet untermauern. Auch die Interessen der Landwirte hält der Bürgermeister für nicht genügend berücksichtigt. Zu viele intensiv bewirtschaftete Äcker seien betroffen. Einige Flächen sollten deshalb aus dem künftigen Naturschutzgebiet ausgeklammert und lediglich als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen werden. Jörg Mauk glaubt dagegen, daß es die Ehninger Landwirte «nicht so hart treffen wird». Die wertvollsten Ackerböden seien bereits umbrochen und könnten auch weiterhin bewirtschaftet werden. Mit den Bauern wolle man «nur auf freiwilliger Basis» Regelun-

gen treffen, um von einer intensiven Landwirtschaft wegzukommen.

70 Hektar des geplanten Naturschutzgebietes liegen auf Ehninger Gemarkung, die restlichen 30 Hektar entfallen auf Gärtringen. Die einst zusammenhängende Talaue wird von der A 81 durchschnitten. Mit seinen ausgedehnten Feuchtwiesen gehört das Gebiet zu den wenigen Bereichen dieser Art im Kreis Böblingen, die noch nicht zunehmender Bebauung oder intensiver Landwirtschaft zum Opfer gefallen sind. Von den 200 dort vorkommenden Pflanzenarten stehen 19 auf der «Roten Liste».

Mörike-Sammlung kommt nach Marbach

(PM) 1991 konnte die Deutsche Schilergesellschaft mit Hilfe der Kulturstiftung der Länder, der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg und der Fritz Thyssen-Stiftung die Mörike-Sammlung Dr. Fritz Kauffmann erwerben. Diese Sammlung geht zurück auf Ernst Friedrich Kauffmann (1803–1856), den Mathematiker und Komponisten, der mit Eduard Mörike seit der gemeinsamen Schulzeit in Ludwigsburg verbunden war; sie wurde in den folgenden drei Generationen der Familie Kauffmann weitergeführt und stark erweitert.

Vor allem wegen der großen Zahl von Autographen Mörikes, seiner Freunde und Zeitgenossen, von Musikhandschriften und Erstausgaben ist die Sammlung von hohem wissenschaftlichen Wert und eine unschätzbare Ergänzung für die Bestände des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, das durch sein Mörike-Archiv und die Bearbeitung der historisch-kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Mörikes zu einem Zentrum der Mörike-Forschung geworden ist.

Seit 1965 besteht im Wilhelmspalais in Stuttgart die Ausstellung «Eduard Mörike und seine Freunde», die auf den bisher vom Stadtarchiv Stuttgart als Depositum verwalteten Sammlungsbeständen beruht. Diese Ausstellung bleibt erhalten.

Müllverbrennung kann Ozonkiller zerstören

(lsw) Die als «Ozonkiller» bekannten und zur Herstellung von Polyurethanschäumen (PUR) verwendeten Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) lassen sich auch bei den Betriebsbedingungen der großtechnischen Müllverbrennung zerstören. Dies haben entsprechende Ergebnisse nach Mitteilung des Kernforschungszentrums Karlsruhe (KfK) bei Großversuchen in einem deutschen Müllheizkraftwerk bestätigt, die an der Versuchsmüll-Verbrennungsanlage TAMARA des Laboratoriums für Isotopentechnik des KfK gewonnen worden waren.

Nach Expertenangaben können damit die in großem Maßstab bei der Entsorgung von Kühlschränken anfallenden Polyurethanschäume mit ihrem erheblichen Anteil an FCKW umweltfreundlich in Müllverbrennungsanlagen entsorgt werden. Auch hätten die Versuche gezeigt, daß bei der Verbrennung die gültigen Emissionsgrenzwerte für den als Folgeprodukt auftretenden Fluorwasserstoff mit den gegenwärtig üblichen Abgasreinigungsanlagen ohne weiteres einzuhalten seien, hieß es.

Im Rahmen einer Versuchskampagne war nach Angaben des KfK eine der beiden parallel betriebenen Feuerungsanlagen mit einem Durchsatz von jeweils neun Tonnen Müll pro Stunde mit zusätzlichen 120 Kilogramm PUR aus ausgedienten Kühlschränken versehen worden. Danach wurde das Abgas der Anlage auf das Auftreten von FCKW und vor allem auch auf mögliche Reaktionsprodukte wie Fluorwasserstoff, Dioxine und kurzkettige Kohlenwasserstoffe analysiert. Die Messungen ergaben den weiteren Angaben zufolge eine FCKW-Konzentration von etwa 20 Mikrogramm pro Kubikmeter. Damit sei der mit dem PUR-Schaum zugeführte FCKW zu mehr als 99,998 Prozent zerstört worden, heißt es in der Mitteilung.



Das „Gastliche Härtsfeld“ (Ostalb) lädt ein

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb. Das Ferien- und Wanderland zwischen Barock und Wacholderheiden, das allen Freunden unserer Heimat eine Fülle an Interessantem – u. a. Geologie und Botanik – zu bieten hat. Aber auch Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen, die im Gegensatz zur Burg Katzenstein auch geöffnet sind. „Wandern mit und ohne Gepäck“; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft. Über die A 7 (Ausf. Heidenheim/Nattheim, Aalen/Oberkochen oder Aalen/Westhausen) jetzt noch schneller und sicherer erreichbar.

Prospekte und nähere Auskünfte vom
Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e. V.
Geschäftsstelle Rathaus
7921 Nattheim, Telefon (07321) 751-0, Telefax (07321) 73223

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten –
kostenlos und unverbindlich!

Schwäbischer Heimatbund
7000 Stuttgart 1
Charlottenplatz 17/II
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen/Reutlingen



Ein Streifzug
durch die Region
Tübingen
Reutlingen

P. A. Bicheler

**Kostbarkeiten
der Natur**

Das einzige Buch,
das mit 130 brillanten
Farbfotos die Region
Tübingen/Reutlingen
naturgetreu darstellt.
Mit bildbegleitenden,
erläuternden Texten.
Ein außergewöhnliches
Geschenk für jeden
Naturfreund.
Ein Buch, das den
Leser zum Staunen
bringt.

Broschur mit farbigem
Kartonumschlag.
Format 12,5 x 18,5 cm,
Umfang 232 Seiten,
Verkaufspreis
29,- DM.

Erhältlich im Buch-
handel, beim Verlag
Tübinger Chronik,
Tübingen, August-
Bebel-Straße 9, und
beim Bürger- und
Verkehrsverein
Tübingen an der
Neckarbrücke



Verlag
Tübinger
Chronik

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Vasenuhr,
Augsburg um 1600
Württembergisches
Landesmuseum,
Stuttgart

Sicherheit
für Sie selbst,
für die Familie,
für Heim, Haus
und Geschäft,
für das Auto
bietet Ihnen die
Württembergische

durch ein Versicherungsprogramm,
das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.
Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer
Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen,
bausparsam und wird sich gern viel Zeit nehmen,
Sie sorgfältig zu beraten.

Die Anschrift steht im Telefonbuch unter
Württembergische Feuerversicherung AG.

Württembergische
Versicherungen

Nachwachsende Rohstoffe: Ein Weg in die Sackgasse?

(LNV) Mit erheblichen Bedenken verfolgt der Landesnaturschutzverband die Euphorie über die sogenannten «nachwachsenden Rohstoffe». Diese Vorbehalte konnten auch beim Forum Nachwachsende Rohstoffe am 9. 10. 1991 in Stuttgart im Haus der Wirtschaft nicht ausgeräumt werden. Thema des Forums war der Einsatz von Pflanzenölen, insbesondere Rapsöl, im Maschinen- und Kfz-Bereich. Für diesen Bio-Diesel mit Speiseölgeruch wurde in Österreich bereits ein beachtliches Verteilersystem mit über 50 Tankstellen aufgebaut. Brigitte Bergmann vom Landesnaturschutzverband, Mitglied des Arbeitskreises Nachwachsende Rohstoffe des Landwirtschaftsministeriums, befürchtet erhebliche Auswirkungen für die Umwelt: «Wir warnen nachdrücklich vor Monokulturen, die erheblichen Pestizid- und Düngemittelsinsatz erfordern werden.» Die Folgen einer solchen Entwicklung für die Umwelt sind bekannt, zusätzlich besteht die Gefahr eines verstärkten Grünlandumbruchs.

Damit Rapsöl in herkömmlichen Motoren als Biodiesel eingesetzt werden kann, muß es chemisch aufbereitet werden. Der dadurch erforderliche An- und Abtransport zu zentralen sog. Veresterungsanlagen führt zu einer zusätzlichen Belastung des Straßenverkehrs. Nach einem WWF-Gutachten ist auch die CO₂-Bilanz nicht ausgeglichen. Mit diesem Argument wird häufig der Vorteil von Raps-treibstoff zur Bekämpfung des Treibhauseffektes gelobt.

Der Landesnaturschutzverband meldet für die kommende Umstellung auf Rapsanbau für Treibstoffzwecke bereits jetzt folgende Forderung an:

- Umweltverträglichkeitsprüfung wegen der Auswirkung auf Landschaft, Boden und Gewässer
- Aufstellung von Ökobilanzen, die die externe Energiezufuhr durch die landwirtschaftliche Produktion berücksichtigen wie z. B. beim Saatgut, Düngung, Pflege, Ernte und Transport.

Der Ausweg aus der Umweltmisere liegt nicht in neuen fragwürdigen

Energiequellen, sondern in einer effektiveren Energienutzung und – Einsparung. Nachdrücklich unterstützt der LNV deshalb den neuesten Bericht des Club of Rome, der zu einer weltweiten Kampagne zur Einsparung und effektiveren Nutzung von Energie aufruft.

Auf den Spuren des Vaihinger Klosters

(lsw) Erstmals konnte der Grundriß eines mittelalterlichen Frauenklosters des Augustinerordens in Süddeutschland zu einem erheblichen Teil rekonstruiert werden. Wie die Stadt Vaihingen mitteilte, werden die von Fritz Wullen seit 1975 geleiteten Ausgrabungen am Baiselberg im Laufe dieses Jahres beendet sein.

Erste Erwähnung fand das Augustinerinnen-Eremiten-Priorat am Baiselberg 1374 in einem Schenkungsbrief der Gräfin Mechthild von Zollern (geborene von Vaihingen) an die Priorin Anna von Gemmingen und ihren Konvent. Seit 1540 schilderten die Quellen den Untergang des Klosters, das der Kirchengüterpolitik der Herzöge von Württemberg in der Reformation zum Opfer fiel. Beim Abbruch im Jahre 1555 blieb von den Bausteinen und Bodenplatten kaum etwas zurück. Die spärlichen oberirdischen Teile der Gebäude fielen in Trümmer, so daß das Kloster über vier Jahrhunderte lang verschollen war. Nur die Flurnamen «Nonnensessel» und «Nonnenwäsch» erinnerten noch daran.

Da bei der Aufhebung des Klosters alles entfernt wurde, was von irgendeinem Wert war, blieben im Boden vor allem nur Keramikscherben zurück. Durch die Datierbarkeit der Funde vom frühen 14. Jahrhundert bis 1550 und wegen des außergewöhnlichen Formenreichtums der Tonwaren stellen diese Funde einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Alltagslebens im Spätmittelalter dar.

Der Stuttgarter Mediziner und Freizeitarchäologe Fritz Wullen arbeitete zusammen mit Studenten der Universität Tübingen seit 1975 jeden Sommer auf dem Grabungsgelände.

Dank der Reste von Fundamenten konnte der Grundriß der Baulichkeiten inzwischen weitgehend geklärt werden.

Die Stadt Vaihingen beteiligte sich an dem Projekt mit bislang rund 140000 Mark. Weitere Zuschüsse wurden vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg sowie vom Landkreis Ludwigsburg bewilligt.

Zur Information der Öffentlichkeit wurden das Grabungsgelände zugänglich gemacht, ein Übersichtsturm aufgestellt und eine Info-Tafel mit erläuternden Hinweisen angebracht. Teile der ausgegrabenen Funde sind bereits im Heimatmuseum Vaihingen/Enz ausgestellt.

Denkmalstiftung mit neuem Kuratorium

(epd) 17 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft, des Handwerks, der Kirchen und der staatlichen Denkmalpflege hat die baden-württembergische Landesregierung im letzten Jahr in das neu konstituierte Kuratorium der Denkmalstiftung berufen. Die Arbeit dieser Stiftung des Bürgerlichen Rechts soll nach Angaben von Innenminister Dietmar Schlee hauptsächlich der Unterstützung privater Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege dienen. Die Institution könne auf bedeutende Erfolge zurückblicken. Das Land werde der im Juni 1985 gegründeten Denkmalstiftung bis zum Jahr 1996 insgesamt mehr als 70 Millionen Mark zuwenden. Davon sollen nach den Worten Schlees 50 Millionen Mark für die Bildung des Stiftungskapitals verwendet werden und 20 Millionen Mark zur Förderung laufender Denkmalsvorhaben bereitstehen. Die Denkmalstiftung habe zusätzlich Spenden und Eigenleistungen von Bürgerinitiativen und Vereinen in Millionenhöhe aktivieren können. Das Bestehen zahlreicher Bürgeraktionen und Vereine zur Denkmalerhaltung auf örtlicher Ebene, so der Minister, sei ein Beweis für die Bereitschaft der Bevölkerung, aktiv für das Erhalten des historischen Gesamtbildes der Heimat einzutreten.

Kloster Bronnbach als Musterbeispiel

(kna) Das frühere Zisterzienserkloster Bronnbach bei Wertheim ist nach Ansicht des baden-württembergischen Innenministers Dietmar Schlee ein Musterbeispiel gelungener Denkmalsicherung durch Neunutzung. Ähnliche Erfolge des mit 250 Millionen Mark aus Toto- und Lottomitteln ausgestatteten Denkmalnutzungsprogramms des Landes seien die zum Rathaus umgebaute Kelter und Zehntscheuer in Eberdingen, das zum Verkehrsamt und Heimatmuseum umgebaute ehemalige Dominikanerkloster in Meersburg und weitere gelungene Umwidmungen in Müllheim, Kuchen, Sulz, Bad Wimpfen, Ludwigsburg, Dornstetten und Obersulm-Affaltrach. Eigentümer unter Denkmalschutz stehender Gebäude können nach Angaben von Schlee zwar an der Zerstörung und Beeinträchtigung der Denkmalsubstanz gehindert, doch nicht durch Gesetz zur langfristigen Sicherung des Denkmals zu Sanierungsaufwendungen gezwungen werden. Daher sei es wichtig, die Last des Eigentümers bei der Erhaltung des Denkmals zu erleichtern. Zudem müsse ihm ermöglicht werden, rechtzeitig Sanierungsmaßnahmen einzuleiten, bevor so große Schäden eingetreten sind, daß nur noch eine Totalsanierung helfen kann. Dazu seien die Förderhilfen des Denkmalnutzungsprogramms gedacht.

Das Kloster Bronnbach stelle bei der Denkmalnutzung einen Sonderfall dar, schon allein wegen der hohen Kosten von mehr als 60 Millionen Mark. Inzwischen habe die Glasindustrie ein regionales Technologiezentrum und Forschungsinstitut dort untergebracht. Die neue Nutzung und ein Aufhalten des Verfalls dieses Kulturdenkmals habe nur im Zusammenwirken von Main-Tauber-Kreis und Land erreicht werden können. Aus dem Denkmalnutzungsprogramm seien dafür 17 Millionen Mark eingesetzt worden. Insgesamt seien durch das Denkmalnutzungsprogramm zwölf staatliche sowie 76 kommunale Objekte vor dem drohenden Verfall gerettet worden.

Will Stuttgart Erddeponie durchdrücken?

(LNV) In einem Schreiben an Umweltminister Vetter weist der Landesnaturschutzverband auf die Mißachtung der Rechtsgrundlagen bei der geplanten Erddeponie auf der Bernhartshöhe hin.

Diesem Vorhaben sollen 8 ha Wald zum Opfer fallen – ein unverantwortlicher Verlust ökologisch wertvoller Fläche mit großer Bedeutung für die Naherholung. Der LNV hat den Eindruck, daß die Stadtverwaltung zur Durchsetzung ihres Anliegens massiv auf die mit der Genehmigung befaßten Behörden einwirkt, um eine rasche Entscheidung unter Ausschluß der Öffentlichkeit, insbesondere der Naturschutzverbände, herbeizuführen. Auch das Regierungspräsidium als zuständige Genehmigungsbehörde scheint dieser Strategie zu folgen. Nur so ist die Entscheidung für die Durchsetzung eines einfachen abfallrechtlichen Genehmigungsverfahrens zu erklären, obwohl in § 7 Bundesabfallgesetz für ortsfeste Abfallentsorgungsanlagen grundsätzlich die Planfeststellung vorgeschrieben ist. Ausnahmen hiervon können nur bei unbedeutenden Anlagen gemacht werden bzw. dann, wenn mit Einwendungen nicht zu rechnen sei. Beide Voraussetzungen liegen jedoch angesichts der verheerenden Folgen für das Waldgebiet Bernhartshöhe sowie des zu erwartenden Widerstandes in der Bevölkerung mit Sicherheit nicht vor.

Der LNV glaubt, daß das überhastet in die Wege geleitete einfache Genehmigungsverfahren gewählt wurde, um einer lästigen Umweltverträglichkeitsprüfung im Rahmen eines Planfeststellungsverfahrens mit der dann vorgeschriebenen Beteiligung der Öffentlichkeit und der Naturschutzverbände aus dem Wege zu gehen.

Der LNV stellt fest, daß unter Mißachtung geltender Rechtsbestimmungen eine Entscheidung über einen schweren Eingriff in den Naturhaushalt herbeigeführt werden soll, der dringend einer sorgfältigen Prüfung bedarf.

Der LNV weist außerdem darauf hin, daß die Stadt Stuttgart die von ihr

beklagte schwierige Situation bei der Entsorgung von Erdaushub selbst verschuldet hat, da sie seit Jahren in diesem Bereich nicht genügend tätig wurde.

Um die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Verwaltung nicht aufs Spiel zu setzen, bittet der LNV den Umweltminister, beim Regierungspräsidium die Einhaltung geltender Rechtsgrundlagen anzumahnen.

Neue Archen-Brücke soll 300 Jahre lang halten

(epd) Die mit 50 Meter längste freitragende Archen-Brücke Deutschlands überspannt jetzt die Jagst bei Bächlingen unterhalb von Langenburg. Die historische überdachte Holzbrücke, an der sich fünf Rad- und Wanderwege kreuzen, wurde am 15. September eingeweiht und für Radler und Wanderer freigegeben. Das viereinhalb Meter breite Brückenbauwerk wurde nach alter Zimmermannstechnik aus speziellem Fichtenholz und Stahl gearbeitet und soll nach Angaben der zuständigen Zimmermeister 300 Jahre überdauern. Die Kosten von 1,1 Millionen Mark werden zum größten Teil aus dem Programm des Landes Baden-Württemberg für den Radwegebau bestritten.

An der Stelle der Neukonstruktion stand bis zum 13. April 1945 bereits eine 200 Jahre alte freitragende Archen-Brücke, die dem Schwäbischen Heimatbund gehörte. Über sie rollte bei Kriegsende noch der Rückzug deutscher Truppen. Bei einem Gefecht mit amerikanischen Kampfeinheiten wurde die Holzbrücke beschossen und brannte ab. Mehrere Einzelinitiativen sowie das Landesdenkmalamt, der Schwäbische Heimatbund und der Historische Verein für Württembergisch Franken leiteten zu Beginn der achtziger Jahre den Neubau in die Wege. Neben zwei Zimmereibetrieben war auch das Technische Hilfswerk Crailsheim an der Fertigstellung der Brücke beteiligt.

Verstärkte Forschung zur Musik Oberschwabens

(Isw) Die Erforschung und Herausgabe der unbekannteren Barockmusik an oberschwäbischen Klöstern soll verstärkt werden. Dies hat der Vorsitzende des Vereins zur Förderung der Musik Oberschwabens, Hubert Locher (Baden-Baden), im Dezember in Tübingen angekündigt.

Nach Lochers Worten wird das Projekt vor allem von den Oberschwäbischen Elektrizitätswerken und dem Südwestfunk sowie neuerdings von der Robert-Bosch-Stiftung finanziert. Letztere hat der Universität Tübingen dazu für drei Jahre die Mittel für einen Wissenschaftler bereitgestellt. Von der Universität, die mit Universitätsmusikdirektor Alexander Sumski als wissenschaftlichem Projektleiter wesentlich beteiligt ist, hat die Forschungsstelle Arbeitsräume erhalten. Ferner werden die Werke mit dem Hochschulchor aufgeführt und aufgenommen.

Sumski wies darauf hin, eine Fülle unbekannteren Musikmaterials lagere im Schwäbischen Landesmusikarchiv an der Universität, aber auch in zahlreichen anderen Archiven in Bayern, Österreich, der Schweiz sowie in Berlin und selbst in Uppsala. Kürzlich seien umfangreiche Archivalien aus Ochsenhausen in der Nationalbibliothek in Prag gefunden worden. In bereits begonnenen Verhandlungen will das Land versuchen, die Bestände wenigstens teilweise zurückzuführen.

Der 1986 gegründete Förderverein will 1992 die Landesregierung für das Projekt interessieren, erklärte Locher unter Hinweis auf die hohen Arbeits- und Produktionskosten. Nach der Erschließung und Aufbereitung der Quellen würde eine Produktion allein bis zu 150000 Mark kosten. Alle sechs bisherigen Produktionen seien jetzt als Compactdiscs herausgekommen. Die Musik finde nicht nur bei den Konzerten im Land große Resonanz, sondern auch weltweit im Rundfunk. Über hundert ausländische Stationen bis nach Süd- und Nordamerika, vor allem in Japan, aber auch Afrika hätten schon Aufnahmen gesendet. Sumski betonte,

daß es nun dringend erforderlich sei, das bisherige Notenmaterial durchzusehen und auch für Editionen aufzubereiten sowie wissenschaftlich zu bearbeiten.

Paul-Jauch-Haus als Museum in Eningen u. A.

(Isw) Der bedeutende süddeutsche Zeichner Paul Jauch (1870–1957) hat in Eningen unter Achalm eine Gedenkstätte. Das im September eingeweihte Paul-Jauch-Museum enthält neben Inventar aus dem Nachlaß eine Vielzahl Zeichnungen des Künstlers. Das Gebäude gehört mit Heimatmuseum und Musikschule zum Ensemble dreier renovierter Häuser des 18. Jahrhunderts. Die Gesamtkosten lagen bei 1,5 Millionen Mark, wozu Bund und Land je 180000 Mark Sanierungsmittel für Gemeindebedarfs-einrichtungen gaben.

Der bei Schweningen geborene Jauch lebte seit 1918 in Eningen. Der Dekorationsmaler bildete sich in München, Zürich und vor allem an der Stuttgarter Akademie zum Maler aus. Ab 1902 schuf er Landschaften und Stilleben in Öltechnik und Aquarelle, doch wandte er sich ab 1904 ausschließlich dem Zeichnen zu. Er gilt als Neuentdecker und Meister des Bleistifts. In selbst entwickelter Technik fand er mit dem Stift ein neues eigenes Ausdrucksmittel. Die Motivwahl ist allein bestimmt von Licht-Schatten-Wirkungen. Auf Wanderungen durch Süddeutschland «malte» er Landschaften, Orte, Stilleben. Besonders bekannt wurde Jauch als Buchillustrator, darunter als Hauptwerk sein in 25 Jahren geschaffenes, mehrfach aufgelegtes Buch «Auf Mörikes Spuren» (1941) mit 120 Zeichnungen.

Nach Jauchs Tode gründete die Witwe 1983 die Paul-Jauch-Stiftung, die sie mit dem gesamten Nachlaß, ihrem Gebäudeteil und einem Geldbetrag ausstattete. Stiftungszweck ist die geschlossene Erhaltung, Zugänglichmachung und Förderung des Werkes Paul Jauchs. Eine Publikation mit Werken Jauchs ist in Vorbereitung.

«Naturschutzabgabe nicht durchsetzbar»

(STZ) Die geplante Neufassung des Bundesnaturschutzgesetzes wird keine allgemeine Abgabe auf den «Verbrauch» und die Versiegelung von Bodenflächen enthalten. Für Häuser, Straßen und sonstige Bauten sind daher im Grundsatz keine neuen Belastungen durch eine Umweltabgabe zu erwarten. Vorgesehen sind jedoch Ausgleichszahlungen bei Eingriffen in die Natur, die nicht durch Renaturierung oder andere Maßnahmen ausgeglichen werden können. Das ist dem Entwurf der Gesetzesnovelle zu entnehmen, den das Umweltministerium an die mitberatenden Ressorts verschickt hat. Die Ausgleichszahlungen sind bereits nach geltendem Recht möglich und werden in einigen Ländern, darunter Baden-Württemberg, schon praktiziert. So mußte die Bahn eine Ausgleichszahlung für den Bau der Schnellbahntrasse Mannheim–Stuttgart zahlen, Daimler-Benz für den Bau des Werks in Rastatt, und auch für den Flughafen Stuttgart wurden solche Zahlungen festgesetzt.

Die corbicula fluminalis lebt wieder im Neckar

(Isw) Im Neckar nimmt die Artenvielfalt wieder zu – dank einer spürbar verbesserten Wasserqualität des Flusses. Auf dieses Ergebnis ihrer Untersuchungen in den Jahren 1990/91 hat die Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) Baden-Württemberg in Karlsruhe hingewiesen.

Bei den Untersuchungen habe die LfU auch mehrere Tierarten beobachten können, die zuvor schon lange nicht mehr im Neckar vorgekommen waren. Während 1983 im gesamten schiffbaren Neckar etwa 50 Arten höherer wirbelloser Tiere nachgewiesen waren, seien es inzwischen wieder doppelt so viele. Hervorgehoben wird von der LfU eine kleine Muschel, die während der Eiszeit hier ausgestorbene *corbicula fluminalis*, die 1990 wieder im Neckar gefunden wurde – erstmalig in einem Binnengewässer Mitteleuropas.

«Wasserkraftnutzung nur begrenzt möglich»

(lsw) Die Wasserkraft ist in Baden-Württemberg nur in engen Grenzen nutzbar. Zu diesem Ergebnis kamen Teilnehmer eines Expertengesprächs zu diesem Thema in Stuttgart. Wasserkraft stelle zwar eine ökologisch sehr sinnvolle Form der Stromgewinnung dar, sie könne jedoch aus wirtschaftlichen Gründen und wegen topographischer Voraussetzungen nicht unbegrenzt eingesetzt werden, resümierte Hansjörg Strähle, Ministerialrat im baden-württembergischen Umweltministerium.

Ein Zielkonflikt bestehe zwischen der umweltfreundlichen Energiegewinnung aus Wasserkraft einerseits und der Erhaltung der natürlichen Gewässerstrecken andererseits, denn der Bau einer Wasserkraftanlage bedeute auch immer einen Eingriff in das ökologische Gleichgewicht der Flüsse und Talauen. So müsse beispielsweise für die Fische ein Mindestwasserstand im Gewässer erhalten bleiben. Diese notwendigen Umweltschutzaufgaben seien jedoch mit Kosten für die Kraftwerksbetreiber verbunden. Auch aus landesspezifischen Gründen sei die Wirkung von Wasserkraft in Baden-Württemberg begrenzt, da immer ein gewisses Gefälle erforderlich sei.

Zur Zeit wird Strähles Angaben zufolge zehn Prozent des Gesamtstromverbrauchs im Land aus Wasserkraft gewonnen. Aus genannten Gründen sei lediglich eine Steigerung auf maximal 14 Prozent wahrscheinlich.

Grabungen in Höfingen sind abgeschlossen

(PM) Das Team des Museums für Vor- und Frühgeschichte hat im vergangenen Jahr unter der Leitung des Landesdenkmalamtes vier Wochen lang im neugeplanten Industriegebiet Höfingen archäologische Grabungen vorgenommen. Ein Teil des Areals nördlich der Ditzinger Straße ist bereits bebaut worden, ohne daß Grabungen vorgenommen werden konnten. Edmund und Inge Bernt haben zusammen mit vier anderen,

ebenfalls ehrenamtlichen Helfern mehr als 800 Arbeitsstunden aufgewandt, um die Siedlungsgruben aus der Jungsteinzeit zu untersuchen.

Die Gruben sind Teil einer Siedlung aus der Michelsberger und Schussenrieder Kultur, die etwa Mitte des 4. Jahrtausends vor Chr. einzuordnen sind. Aus den Gruben wurde in der Jungsteinzeit Lehm zum Bau von Ständerhäusern entnommen. Danach dienten die Gruben dann als Vorrats- und Abfallbehälter.

Wesentliche Funde der Grabung sind solche «Abfälle» – Knochen von Tieren, aus denen man rekonstruieren kann, daß in Höfingen Rinder, Schweine, Ziegen und Schafe gehalten wurden. Auch unbrauchbar gewordener Hausrat fand sich in den Gruben: Teile von Gefäßen mit aufwendigen Verzierungen, Reste von Backtellern und sogar ein kompletter Tulpenbecher. Daneben entdeckten die Archäologen zahlreiche Knochen- und Steinwerkzeuge. Die Funde und ihre Auswertung wurden dem Landesdenkmalamt zur Verfügung gestellt, – später kommen sie dann in das Museum der Stadt Leonberg.

Vier geschützte Häuser zum Abriß freigegeben

(lsw) Gegen das Landesdenkmalamt hat das Regierungspräsidium Stuttgart entschieden, daß die Göppinger Pressenfabrik Schuler vier bisher unter Denkmalschutz stehende Häuser abbrechen darf. Auch aus der Sicht der Stadt Göppingen, so das Regierungspräsidium, seien die Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens und die Festigung seiner Struktur als so schwerwiegend einzustufen, daß das öffentliche Interesse an der Erhaltung der Häuser zurückstehen müsse. Firmenvertreter hatten erklärt, nur wenn die bestehende Hallenachse der jetzigen Großmontagehalle beibehalten werde, ließen sich die bis zu 250 Tonnen schweren Einzelteile mit der bestehenden Krananlage bewältigen. Die Firma wolle durch die Erweiterung 200 neue Arbeitsplätze schaffen.

Freiburg sagt aus Geldmangel die Heimattage 1992 ab

(lsw) In Freiburg zeigt die Finanznot der Gemeinden Wirkung: Die im September 1992 in Freiburg geplanten baden-württembergischen Heimattage müssen mangels kommunaler Gelder abgesagt werden. Dies erklärte der Vorsitzende des Freiburger «Arbeitskreises alemannische Heimat», Werner Siebler-Ferry. Er äußerte Bedauern, zugleich aber auch Verständnis für die Finanzprobleme der Stadt Freiburg, mit der der Arbeitskreis die Woche der Heimattage ausrichten wollte. Ohne städtische Zuschüsse sei dies jedoch nicht möglich, erklärte Siebler-Ferry. Jährliche Heimattage gibt es seit den 70er Jahren. Sie dauern in der Regel eine Woche und umfassen verschiedene kulturelle Aktivitäten.

Archäologiepreis 1991 ging an drei Gemeinden

(lsw) Die Gemeinden Eberdingen, Steinheim an der Murr und Walheim (alle Kreis Ludwigsburg) sind mit dem Archäologiepreis 1991 der Volksbanken und Raiffeisenbanken ausgezeichnet worden. Wie die Stifter des Preises bekanntgaben, wurden jeder Gemeinde 3000 Mark zugesprochen.

Die Gemeinde Eberdingen – berühmt durch den Keltenfürstendfund von Hochdorf – bekam den Preis für die Rekonstruktion des Grabhügels und die Einrichtung eines Keltenmuseums. In Steinheim an der Murr wurde 1933 ein Urmenschen-Schädel gefunden. Zusätzlich zu ihrem Urmensch-Museum hat die Stadt Steinheim in den Ruinen einer mittelalterlichen Kirche, auf die man bei Sanierungsarbeiten gestoßen war, ein «Museum für Kloster- und Stadtgeschichte» eingerichtet. Die Gemeinde Walheim hat es ermöglicht, die hervorragend erhaltene Ruine eines römischen Handelshauses durch ein Schutzhaus im Original zu sichern und der Bevölkerung zugänglich zu machen.

Mitgliederwerbung 1991

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem Schwäbischen Heimatbund bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Der Schwäbische Heimatbund dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben. 1991 haben unseren Verein folgende Personen durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

Zehn Mitglieder hat gewonnen:

Harald Schukraft, Stuttgart

Vier Mitglieder haben gewonnen:

Susanne Zeller, Ludwigsburg-Oßweil

Georg Mayer, Riedlingen

Drei Mitglieder haben gewonnen:

Annemarie Seitz, Stuttgart 70; Gertrud Mayer, Stuttgart 50; Hans Binder, Nürtingen; Helmut Erkert, Backnang; Raimund Waibel, Tübingen; Klaus Vogel, Dresden.

Zwei Mitglieder haben gewonnen:

Johanna Glaser-Köngeter, Stuttgart 75; Christiane Müller, Stuttgart 61; Anneliese Theurer, Waiblingen; Winfried Aßfalg, Riedlingen; Martin Blümcke, Starzach-Felldorf; Fritz Graefe, Stuttgart; Reinhold Knapp, Zimmerbach.

Ein Mitglied haben gewonnen:

Manfred Claar, Stuttgart; Carla von Ploetz, Stuttgart 80; Manfred Bulling, Stuttgart 30; Maria Ertelt, Viersen 1; Martha Ulrich, Stuttgart; Ernst Junginger, Langenau; Ulrich Mailänder, Stuttgart 75; Christine Köstlin, Stuttgart; Doris Magenau, Ludwigsburg; Edith Braun, Stuttgart; Michael Geist, Leonberg; Hans Dietz, Rottenburg 7; Ernst Schäll, Laupheim; Harald Mattenschlager, Eutingen-Weitingen; Marta Lepiorz, Filderstadt; Ralf Jandl, Horb-Nordstetten; Elisabeth Burkart, Riedlingen; Dorothea Bäuerle, Stuttgart 70; Karl-Heinz Bucher, Trochtelfingen; Reinhard Wolf, Marbach/Neckar; Hermann Windmüller, Backnang; Erwin Hamann, Kirchheim/Teck; Helene Ruoff, Ostelsheim; Fritz Heinzelmann, Kirchheim/Teck; Karl Neidlinger, Hüttisheim; Dore Findt, Stuttgart 40; Erwin Beck, Nürtingen; Arndt Bossler, Nürtingen; Elisabeth Sternkopf, Stuttgart; Peter Stoll, Stuttgart; Christa Schienle, Stuttgart; Eugen Weichselgartner, Stuttgart; Hiltrud Werner, Stuttgart 70; Siegfried Geyer, Stuttgart 50; Grete Hieber, Stuttgart; Marianne Esslinger, Heilbronn-Horkheim; Susanne Goebel, Tübingen; Dieter Dziellak, Maulbronn; Jürgen Schedler, Holzgerlingen; Gerhard Sindermann, Reutlingen; Heinrich Daxer, Schwaikheim; Martin Rexer, Stuttgart; Ursula Oed, Tübingen; Jürgen Murr, Ansbach; Rolf Götz, Weilheim/Teck; Sabine Langguth, Bensheim; Lothar Kluge, Ostfildern 4; Gerhard Weygandt, Cleeborn; Paula Holz, Stuttgart 50; Dorothee Hagmann, Esslingen; Alfons Hirt, Weikersheim; Oswald Rathfelder, Stuttgart 50; Günter-Klaus Drollinger, Ulm/Donau; Helene Fricker, Lichtenstein 1; Rudolf Kiess, Stuttgart; Heinz Thym, Tübingen; Manfred Ackermann, Heidenheim 5; Marianne Düll, Stuttgart; Ger-

trud Walcher, Backnang; Robert Flaig, Unterensingen; Erna Krauß, Stuttgart 80; Friedrich Schnaufer, Maulbronn; Rudolf Weckemann, Ostfildern 1; Hugo Maier, Stuttgart 75; Suse Hesse, Stuttgart 80; Hans Ackermann, Marburg; Ruth Koch, Stuttgart 40; Alexander Schweigert, Stuttgart; Paul Zorn, Leutkirch; Gerhard Haug, Kirchheim/Teck; Fritz Oechßler, Stuttgart; Brunhilde Feldengut, Kirchheim/Teck; Werner Schultheiss, Leonberg; Hilde Klumpp, Stuttgart 70; Mathilde Kreh, Untergruppenbach; Ernst Stocker, Isny-Kleinhaslach; Erwin Pfau, Sachsenheim; Willi Lutz, Heilbronn; Elfriede Hahn, Heilbronn; Maria von Walter, Ravensburg; Hermann Wernitsch, Wildberg; Edith Schuh, Heilbronn.

Anschriften der Autoren

Manfred Bosch, Lenbachstraße 30, 7888 Rheinfelden

Helmut Breitmaier, Im Asemwald 32/9, 7000 Stuttgart 70

Christel Köhle-Hezinger, Dr., Wiflingshauser Straße 139, 7300 Esslingen

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1

Hans Mattern, Dr., Konnenbergstraße 35, 7060 Schorndorf

Jürgen Schedler, Dr., Ruhesteinweg 10, 7038 Holzgerlingen

Friedemann Schmoll, Egartstraße 19, 7408 Kusterdingen-Mähringen

Harald Schukraft, Roetestraße 67, 7000 Stuttgart 1

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 7142 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild und S. 37: Fritz Mühlbayer, Stuttgart; S. 3: Reinhard Wolf, Marbach am Neckar; S. 4: Werner Voss, Heilbronn; S. 5–9: Jürgen Schedler, Holzgerlingen; S. 10 und 14: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt; S. 11–13: Hugo Fränkel, entnommen dem Buch „Von Habermus und Sonntagshäs. Leben auf dem Dorf 1917–1937“. Erinnerungen, hrsg. von Walther Paape u. a., regio Verlag Glock und Lutz, Sigmaringendorf 1990; S. 15–23: Fossilienmuseum im Werkforum Dotternhausen; S. 24: Privataufnahme; S. 25–27, 31 unten, 32 und 34: Stadtarchiv Stuttgart; S. 28, 30 oben und 33: Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N.; S. 29: Kunsthaus Bühler, Stuttgart; S. 30 unten: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart; S. 31 oben und unten sowie S. 35: Privatbesitz; S. 40 und 41: Friedemann Schmoll, Kusterdingen-Mähringen; S. 46: Galerie der Stadt Stuttgart; S. 48: Nachlaß Eduard Reinacher, Hanau; S. 50: Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N.; S. 51–61: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege; S. 62: ebenso, Foto Otto Braasch; S. 67 und 68: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 69 und 70: Stefan Wolf, Marbach a. N.